

SIMON RHYS BECK

EWIGES

**BLUT**

Ein Vampirroman



DEAD SOFT

*Simon Rhys Beck*

*Ewiges Blut*

*Ein Vampir-Roman*

*This one is dedicated to  
Michael – my life  
and  
Patrick – my religion.*

Was willst du von mir?  
Dich töten, dich küssen  
Dich lieben, dich hassen  
Dich quälen, dich schützen  
Alles für dich sein und nichts  
    Auf ewig und niemals  
In Liebe und göttlicher Verachtung.

*Der Vampir.*

## London 1611

*Ich erwachte in völliger Dunkelheit. Meine Augen brannten, und ich hatte höllischen Durst. Vorsichtig bewegte ich meine schlaffen Glieder. Kalter Schweiß rann mir über die Stirn – ich fieberte. Er hatte es wieder getan, aber ich konnte mich nicht erinnern.*

*»Lomay«, flüsterte ich und hustete erschöpft. Wieder einmal am Rande des Todes. Wann würde das aufhören? Ich konnte es nicht mehr ertragen. War das der Preis, den ich zahlen mußte? Ich war so entsetzlich müde. Mühsam versuchte ich, meine Augen aufzuhalten. Ich sah mich um, konnte aber in der Schwärze nichts ausmachen.*

*Wo hatte er mich diesmal wieder eingesperrt? Ich bemerkte, daß mein Herz kämpfte, es schlug entschieden zu langsam. Ich quälte mich in eine sitzende Position.*

*Mein Körper fühlte sich verbraucht an, als wäre ich bereits ein alter Greis, aber ich war gerade 22 geworden. Mein schulterlanges schwarzes Haar fiel mir locker in die Augen, unwirsch strich ich es zur Seite. Dann vernahm ich ein Geräusch. Ganz leise und heimlich. Wahrscheinlich hätte ich es gar nicht hören sollen, aber mein menschliches Gehör hatte sich den Heimlichkeiten der Unsterblichen schon sehr gut angepaßt. Er war bei mir. Hier in diesem stinkenden, dunklen Loch, und er konnte mich sehen. Wahrscheinlich weidete er sich an meinem Leid – wie schon so oft. Aber ich wollte durchhalten. Egal, was er mir für Prüfungen aufer-*

legte – ich war bereit, es durchzustehen. Vielleicht bewunderte er es – vielleicht hätte er mich dafür. Aber diesmal war er wirklich weit gegangen. Ich würde sterben, machte er es wieder. Manchmal wünschte ich mir den Tod. Endlich alles vergessen zu können, aber eigentlich war ich zu feige. So weit war ich gegangen für das ewige Leben. Der Zeitpunkt des Aufgebens war längst überschritten.

Ich hatte bereits zuviel Leid gebracht, zuviel Tod, im Namen des Meisters. Würde ich jetzt aufgeben, war ich gescheitert. Ich dachte oft über die Sünden nach, die das ewige Leben mit sich brachte, aber ich war bereit dafür. Dieses grausame, animalische Leben zog mich unwiderstehlich an, dafür gab ich ihm gern meine menschliche Existenz. Aber ich konnte nicht immer nur geben. Ich war so erschöpft.

Ich vernahm ein zischendes Geräusch und augenblicklich wurde es hell.

Lomay hatte eine große Kerze entzündet und beobachtete mich neugierig. Lässig lehnte er an der feuchten Wand des alten Gemäuers.

Sein wunderschönes, seidiges Haar war zu einem Zopf zurückgenommen und gab den Blick auf ein fast makelloses Gesicht frei. Fast makellos, denn eine dicke Narbe zog sich von der Stirn über das linke Auge bis zum Wangenknochen. Erstaunlicherweise war das Auge unbeschädigt. Aber diese Narbe verunstaltete ihn nicht, sie machte sein jungenhaftes Gesicht nur noch interessanter.

»Du überraschst mich, Alexander«, sagte er und bei dem beruhigenden Ton seiner rauen Stimme ließ ich mich zurücksinken. »Du lebst mit einer erstaunlichen Intensität. – Einfach nicht totzukriegen.« Er lachte melodisch. Sein Lachen war einnehmend. Niemand, der ihn lachen hörte, konnte sich vorstellen, was für ein

durch und durch bösartiges Geschöpf sich hinter dieser Fassade verbarg. Aber ich wußte es – hatte es unzählige Male erlebt.

Ich wollte antworten, doch außer einem Gurgeln kam nichts aus meiner Kehle, und ich haßte ihn. Ich wischte mir mit dem Handrücken über den Mund und sah die roten Tropfen meines eigenen Blutes. Er hatte wirklich versucht, mich umzubringen, und vielleicht ließ er mich jetzt sterben. Wieder hustete ich, wieder spürte ich den metallischen Geschmack des Blutes in meinem Mund. Er brannte auf meiner Zunge. Und auf einmal bekam ich Angst. Er hatte nie vorgehabt, mich zu einem der ihren zu machen. Die ganze Zeit war ich sein Sklave gewesen, hatte jeden Wunsch von seinen Lippen abgelesen, und jetzt machte er sich über mich lustig. Meine Angst wandelte sich in flammenden Zorn, und wäre ich nicht so geschwächt gewesen, ich wäre ihm an die Kehle gegangen. Ich hätte mich auf dieses übernatürliche Wesen gestürzt und hätte versucht, es umzubringen. Eine eigenartige Idee, die nur einem sterbenden Gehirn entspringen konnte. Ich konnte den Tod nicht töten. Und Lomay war der Tod.

Er schüttelte den Kopf, hatte wieder in meinen Gedanken gelesen.

»Ich bin nicht der Tod. Ich bin das ewige Leben – ein Engel Gottes«, sagte er und verzog spöttisch die Lippen.

Wieder wischte ich mir etwas Blutschleim vom Kinn und hustete. »Du Teufel. Stehst da und siehst zu, wie ich sterbe. Du bist die schlimmste Kreatur auf Gottes Erdboden.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Das schmerzt in meiner Seele«, sagte Lomay gekränkt.

Aber ich schrie mit der letzten mir verbleibenden Kraft: »Du hast gar keine Seele!« Dann würgte ich, es ging zu Ende. Oh, was für ein schmähliches Ende. Ich haßte mich, ich weinte.

*Leise trat er zu mir und zog mich zu sich heran. Er roch angenehm männlich und stark – doch was hatte das noch für eine Bedeutung? Ich spürte, wie er mich hochhob – oder war ich bereits aus meinem Körper herausgefahren? War ich tot?*

*Dann änderte sich plötzlich alles. Warmes Leben floß in mich hinein, strömte durch meine Adern. Ich bäumte mich auf, schlug irritiert die Augen auf.*

*Ich lag in Lomays Schlafzimmer, auf dem Bett mit der edlen seidenen Bettwäsche. Die durchsichtigen Vorhänge waren zugezogen, wie Liebende sie zuzogen. Lomay war dicht bei mir, sein Handgelenk lag auf meinen Lippen, und es war sein Blut, das in mich hineinströmte. Ich war erschrocken, aber ich konnte nicht aufhören zu saugen. Sein Blut war so heiß, so unglaublich belebend. Dann sah ich seine Lider flattern, und er versuchte mich wegzuschieben. Aber ich stieß ein knurrendes Geräusch aus und grub meine Zähne weiter in das offene Fleisch seines Handgelenks.*

*Mit einiger Kraft kam er von mir los und starrte mich einen Moment lang an. Dann flüsterte er: »Jetzt hast du, was du wolltest.«*

*Ich musterte ihn erstaunt, als hätte ich ihn nie zuvor gesehen. Alles kam mir so verändert vor, so viel schöner, als in meinem menschlichen Leben. Die Vorhänge knisterten leise im Wind, und die Seide an meiner Haut war so unendlich viel weicher als bisher.*

*Ich schlang meine Arme um Lomay, obwohl ich ihm nicht dankbar war. Ich war nur so glücklich.*

*Er ließ es zu, war auch zu schwach sich dagegen zu wehren. Diese neue Welt war erstaunlich. So unendlich viel schöner, als die beschränkte Welt der Sterblichen. Ja, das hatte ich gewollt.*

*Dafür hatte ich diese Demütigungen und die Mühen ertragen. Es war vollendet – ich fühlte mich wie neugeboren.*

*Wahrscheinlich lächelte ich wie ein kleines Kind, das sich über ein neues Spielzeug freut, denn Lomay schaute mich irritiert an. Er begann bereits, sich zu erholen. Dann stand er langsam auf. Seine Bewegungen erschienen mir noch viel eleganter und geschmeidiger als zuvor, die Bewegungen eines tödlichen Raubtiers.*

*»Komm mit mir«, sagte er und hielt mir seine Hand entgegen. Verwirrt ergriff ich sie und ließ mich aus dem Bett ziehen.*

*»Du sollst die Welt kennenlernen. Deine Opfer warten auf dich.«*

*Und er zog mich hinaus in die Nacht, und ich konnte mich nicht satt sehen an den Häusern und Bäumen, an den Wolken und – ich wagte nicht meine Augen zu schließen, aus Angst etwas Schönes zu verpassen.*

*Und als ich mein erstes Opfer nahm, sein Blut in meinen Adern floß und mein Herz vor Lust fast aufhörte zu schlagen, da verstand ich Lomay.*

Er wandelte verschlungene Pfade in seinem Bewußtsein –  
ohne genau zu wissen, wo er sich befand.

Tief in seinem Innern brodelte etwas.

Das spürte er deutlich.

Eine eiskalte Wut erfaßte ihn.

Animalisch und unberechenbar.

Als er die Augen aufschlug, wußte er es – **Zeit zum Jagen.**

## New York 1996

Virginia kuschelte sich tiefer in ihr Bett und schlug den Roman auf. Sie liebte Romane und *verschlang* sie geradezu. Einen gemütlichen Abend machen – ja, das klang gut. Nach all den Strapazen der Trennung von Thomas.

Asrael und Kleopatra, Virginias Katzen, hatten sich am Fußende des Bettes zusammengerollt.

Virginia war froh, daß sie die Katzen hatte, denn die Tatsache, von heute auf morgen allein in der Wohnung zu sein, hatte sie anfangs ziemlich nervös gemacht. Manchmal hatte sie sich Thomas sogar zurückgewünscht – trotz der Streitereien. Aber das war jetzt vorbei. Sie liebte ihn nicht mehr; sie hatte lediglich Angst vor dem Alleinsein gehabt.

Virginia fühlte sich behaglich. Sie hatte sich in ihre Bettdecke eingekuschelt, und es war mollig warm darunter. Sie liebte es, im

Winter im Haus zu sein, wenn es draußen bitterkalt war und sie es in ihrer Wohnung gemütlich warm hatte.

Immer wenn sie von ihrem Buch aufblickte, sah sie durch ihr Fenster nach draußen. Da das Haus, in dem sie wohnte, auf einer kleinen Erhebung lag, hatte sie durch ihr Fenster einen wundervollen Blick über die Stadt. Sie sah die vielen kleinen Lichter der Häuser, Laternen und Autos, und dann stellte sie sich immer vor, daß die Stadt eine riesengroße Spielstadt wäre. Und sie wäre nicht mal erstaunt gewesen, hätte sie Kinderstimmen gehört, von den Kindern, die in der Spielstadt spielen durften.

Manchmal war die Welt doch ein idyllischer Ort; zumindest wenn man in einer wohlig warmen Wohnung saß und aus dem Fenster schaute. Und diese Ruhe...

Virginia vertiefte sich wieder in ihr Buch.

Als sie das nächste Mal aufsah, war bereits eine Stunde vergangen. Israel und Kleopatra schliefen eng aneinander gekuschelt und friedlich.

Entspannt lehnte sich Virginia zurück, um weiter die unheimlichen und unerklärlichen Vorfälle in ihrem Roman ergründen zu können. Sie liebte unheimliche Romane.

Dunkelheit umgab ihn, wie eine schwarze, zähflüssige Masse. Er röchelte gequält. Das Aufwachen dauerte endlos. Er versuchte vergeblich die Augen aufzuschlagen. Wieder ein langer quälender Atemzug. Dann Licht. Unglaublich grell. Verzweifelt und frustriert schloß er die Augen wieder. Manchmal verfluchte er sein Dasein.

Er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Das passierte ihm jetzt öfter, denn er hatte einfach das *Interesse* an der Zeit verloren. Aber

seit er sich das kleine Häuschen in Greenwich Village gekauft hatte, war es nicht mehr so schlimm. Die Leute hier waren einfach anders, nicht so entsetzlich neugierig. Außerdem fielen Außergewöhnlichkeiten nicht so auf – alles war außergewöhnlich hier. Hier mischte sich niemand mehr in seine Existenz, sein *Leben* ein.

In der Wohnung, die er zuvor eine Zeitlang bewohnt hatte, war es absolut unerträglich gewesen. **Tote verwesen in der Nachbarwohnung. Kindesmißhandlung, und niemand hat es gewußt. Ehefrau brutal zusammengeschlagen, und keiner hat eingegriffen.** – Es konnte ja niemand eingreifen. Alle waren viel zu sehr mit mir beschäftigt gewesen, dachte er zynisch. *Hast Du unseren Nachbarn heute schon gesehen? – Ich seit Tagen nicht. – Kauft der eigentlich nie ein? – Also ich finde, er sieht irgendwie krank aus. – Vielleicht AIDS? – Vielleicht geht es ihm nicht gut? – Warum hat er keinen Damenbesuch? Er ist doch sehr attraktiv. – Vielleicht ist er ja schwul. – Na, dann hat er bestimmt AIDS.*

Widerliches Volk. Mischt sich nur ein, wenn es was zu tratschen gibt, nicht wenn sie wirklich helfen können. Ach, wer braucht schon Hilfe. Mühsam setzte er sich auf. In seinem Kopf hämmerte es wie auf einer Baustelle. Er schloß die Augen wieder und begann, seine etwas confusen Gedanken zu ordnen. Nicht überrascht stellte er fest, daß er beträchtlichen Hunger hatte. Wann hatte er das letzte mal gejagt? Wie lange hatte er geschlafen? Wieder erschien es ihm, als hätte die Gegenwart aufgehört zu existieren und als läge die Zukunft in unerreichbarer Ferne.

Als er nach draußen sah, bemerkte er, daß die Nacht bereits hereingebrochen war. Leider war der Winter keine besonders ertragreiche Zeit für ihn. Und das letzte, woran er sich erinnern konnte, war, daß er seine *Dauernahrungsquelle* beseitigt hatte.

Immer noch hatte er den Eindruck, daß seine Gedanken etwas wirr waren. Er setzte sich aufrecht hin und fuhr sich mit den schlanken Händen durch sein dichtes tiefschwarzes Haar.

Sollte er sich auf die Suche nach etwas *Bestimmten* begeben, oder sich einfach bemühen, dieses *gewisse Hungergefühl* zu befriedigen; er lächelte. Eigentlich war es gleichgültig. Denn beide Möglichkeiten hatten durchaus ihren Reiz.

Alex stand auf und zog sich an. Sein Hunger verstärkte sich mit jeder Minute, und als er bereit war das Haus zu verlassen, hatten seine Hände angefangen zu zittern.

Sein Weg führte ihn in einem atemberaubenden Tempo durch die Stadt. Nicht in die Gegend, die beleuchtet war, wo Kneipen und Clubs und Discos waren – nein, sein Ziel war ein kleiner Park, der in der Nähe einiger Häuserblocks lag.

Er entdeckte eine von Büschen verdeckte Parkbank und ließ sich darauf nieder. Die Kälte, die fast augenblicklich in seine Kleidung drang, war kein Problem für Alex. Er bemerkte sie kaum. Die Bäume rauschten angenehm und beruhigend. Sie waren schon alt – vielleicht sogar so alt wie er.

Und sie konnten soviel erzählen, wenn man sie nur ließ. Alex vernahm die wuselnden Geräusche der kleinen Tiere im Gebüsch. Er lächelte über ihre hektische Betriebsamkeit, aber sie hatten nicht viel Zeit; das Leben war kurz.

Alex mußte nicht sehr lange warten, trotzdem hatte sich das anfängliche Zittern seiner Hände bereits auf große Teile seines Körpers ausgedehnt. Trotz allem war sein Verstand klar und seine Wahrnehmung geschärft.

Als Alex die ersten Geräusche vernahm, war sein Opfer noch einige hundert Meter weit entfernt. Er brauchte nicht lange, um die Richtung herauszufinden, und nach kurzer Zeit wußte er auch,

daß sie die Richtige war. Seine Nase hatte es ihm verraten, und eigentlich konnte er sich immer auf seinen Geruchssinn verlassen.

Sie war nervös. Das hörte er an ihren raschen, hastigen Schritten. Um so interessanter...

Alex vermutete, daß sie in einer der Wohnungen am Ende des Parks wohnte. Aber bis zum Ende des Parks war noch ein langer Weg. Ein verdammt langer Weg.

Schon von weitem sah Alex ihre leuchtend blonden Haare. Ein Engel, dachte er und lächelte boshafte. Immer wieder sah sie sich ängstlich um, und ihre hohen Absätze klapperten laut auf dem teilweise gepflasterten Weg des Parks.

Gierig fuhr sich Alex mit der Zunge über die kalten Lippen. Es würde ihm eine ganz besondere Freude bereiten.

Als die blonde Frau an seiner Bank vorbeihastete, war er plötzlich neben ihr. Ein Schrei wollte sich aus ihrer Kehle lösen, doch Alex war schneller und verschloß mit eiserner Hand ihren Mund.

Angsterfüllt sah sie ihn an.

»Ich werde jetzt die Hand von deinem Mund nehmen, und du wirst keinen einzigen Laut von dir geben. Wenn doch, bist du tot. Klar?« Die Frau nickte mit schreckgeweiteten Augen.

Alex löste seinen schraubstockartigen Griff. Dann musterte er sie von oben bis unten. Sie war überdurchschnittlich groß, sicherlich keine überragende Schönheit, aber darauf kam es Alex auch nicht an.

»Du wirst mich jetzt zu deiner Wohnung bringen – du wohnst doch hier – und wenn du versuchst, mich auszutricksen, werde ich auch ein paar schöne *Tricks* mit dir machen. Haben wir uns da verstanden?«

Wieder nickte sie. Wahrscheinlich hatte sie irgendwann einmal gehört, daß man Psychopathen keinen Widerstand leisten sollte,

wenn man mit heiler Haut davonkommen wollte. Alex lachte innerlich über diesen Gedanken; denn ein Psychopath war er sicher nicht.

Lautlos ging er neben ihr und suhlte sich in ihrer Angst. Er wußte, daß sie alles tun würde, um ihr Leben zu retten. Er würde auch alles verlangen – aber es gab keine Rettung. Diese Macht war wundervoll und doch beängstigend.

Er machte keinerlei Geräusche – während er neben ihr ging – und als sie ihn angsterfüllt ansah, schenkte Alex ihr ein wunderbar grausames Lächeln, welches seine schönen Gesichtszüge für kurze Zeit entstellte.

Virginia war über ihrem Buch eingeschlafen. Eigentlich hatte sie noch mehr über die undurchsichtigen Vorgänge in ihrem Roman erfahren wollen, aber sie wurde von einer Müdigkeitswelle erfaßt und mitgerissen.

Virginia träumte. Das Gesicht eines jungen Mannes. Erst unklar, dann deutlicher. Das Gesicht war ausgesprochen attraktiv, nein, es war schön. Es war so unglaublich schön, als wäre es nicht von dieser Welt. Noch nie zuvor hatte Virginia so vollkommene Schönheit gesehen. Solche Reinheit. Doch irgendetwas ängstigte sie daran. Die Augen... Faszinierend dunkel und beängstigend. Tiefes Meerblau. Tiefe und Ruhe in seinem Blick.

Das Gesicht verschwand wieder, und Virginia hörte einen langgezogenen Schrei. Er ging ihr durch Mark und Bein. Das Gesicht erschien wieder. Es war so unglaublich schön. Er hielt eine Frau in seinen Armen. So starke Arme. Dann war alles dunkel.

Virginia erwachte schweißgebadet. Verwirrt sah sie sich um. Sie hatte den Eindruck, als befände sich noch jemand im Zimmer. Aber soweit sie das feststellen konnte, war sie allein.

Mit wackligen Beinen stand sie auf und ging ins Bad, um ihr Gesicht mit eiskaltem Wasser zu waschen. Sie konnte sich an jede Einzelheit ihres Traumes erinnern, und das war eine verdammt Seltenheit. Und der Traum war so unglaublich real gewesen...

War ihre Phantasie wegen des spannenden Buchs mit ihr durchgegangen? Sie schüttelte den Kopf. Aber irgendwie fühlte sie sich unsicher. Virginia sah auf ihre Uhr und stellte fest, daß es schon kurz vor zwölf war. Vermutlich war es das Beste, sich jetzt völlig dem Schlaf hinzugeben.

Sie verschwand noch einmal im Bad, um sich die Zähne zu putzen und löschte dann das Licht in ihrer kleinen Wohnung. Sie war seltsam nervös. Die plötzliche Dunkelheit machte ihr Angst, auch wenn sie sich das nicht eingestehen wollte. Daher zwang sie sich zur Ruhe, verzichtete darauf, noch einmal sämtliche Räume abzusuchen und machte sich fertig für die Nacht. Die Tür ihres Schlafzimmers ließ sie einen Spalt offen, damit Israel und Kleopatra hereinkonnten, aber durch den Türspalt kroch auch beunruhigende Dunkelheit herein.

Virginia schlüpfte unter die Bettdecke und atmete tief durch. Sie hatte beschlossen, das kleine Lämpchen auf ihrem Nachschrank brennen zu lassen – was für ein kindliches Verhalten – und versuchte, sich zu entspannen. Aber sobald sie die Augen schloß, sah sie wieder das Gesicht. Das Gesicht aus ihrem Traum. Lebendig. Als hätte sie dieses Gesicht schon einmal irgendwo gesehen. Es hatte nichts Böses an sich, daher war Virginia über ihre irrationale Nervosität verärgert. Wahrscheinlich war sie dem jungen Mann in irgendeinem Club begegnet oder sogar in der

Stadt und konnte sich nur nicht mehr an ihn erinnern. Ja, so war es wahrscheinlich gewesen. Virginia verbannte die Gedanken an ihren Traum aus ihrem Kopf und schlief auch bald darauf ein.

Alex sah in ihre angstvollen Augen. Sie wußte, daß sie sterben würde. Es war kein besonders schmerzvoller Tod, aber der Gedanke an das Ende trieb ihr immer wieder die Tränen in die Augen. Sie war wie hypnotisiert, starrte in seine Augen und versuchte, vielleicht noch einen Hoffnungsschimmer zu erkennen.

Er war erstaunt über ihre Fassungslosigkeit. Hatte sie wirklich gedacht, er wollte nur Sex? Er schüttelte müde den Kopf. Sie hätte sich ihm hingegeben, aber das bedeutete Alex nichts. Jetzt war sie still. Starrte ihn nur an. Alex war es gleichgültig.

Sie widerte ihn an. Ihr Leben bedeutete ihm absolut nichts. Sie war gleichgültig. So war das halt. Er war der Jäger und sie nur seine Beute. Hatte ihr Lebensrecht dadurch verwirkt, daß sie zur falschen Zeit am falschen Ort war. *Natürliche Bestandskontrolle.* Alex grinste.

Er erinnerte sich an seinen Vater – er hatte ihn gehaßt. Sein Vater war Jäger gewesen, und wenn er mit einer fetten Beute nach Hause gekommen war und in das entsetzte Gesicht seines Sohnes geschaut hatte, war sein Spruch »natürliche Bestandskontrolle« gewesen.

Er hatte längst dafür bezahlt. Dafür und für die schrecklichen Mißhandlungen, die er seinem Sohn zugefügt hatte, damit aus Alex ein *richtiger* Mann werden konnte.

Alex wandte sich wieder seinem Opfer zu und sah, daß sie ihre Augen geschlossen hatte. Sie sah den Tod, wahrscheinlich winkte er ihr bereits zu.

Fast zärtlich nahm er sie in die Arme. Sie hatte jede Gegenwehr aufgegeben. Dann nahm er sie mit in sein dunkles Reich, bis die Farbkreise in ihrem Kopf aufhörten zu rotieren, bis ihr Herz aufhörte zu schlagen.

Er sah sie an. Tote hatten für ihn immer eine ganz eigene Schönheit. Faszinierend, daß das Herz, was ständig geschlagen hatte, ohne Pause, so lange Zeit, ohne sich zu beschweren, auf einmal ruhig war. Völlige Stille im Körper. Kein monotones Pochen mehr.

Befriedigt und gesättigt verließ Alex die Wohnung und streifte bis zum Sonnenaufgang durch die Stadt. Er liebte die Sonne, aber die Nacht war sein Reich. Er war gezwungen, ausschließlich nach Sonnenuntergang unterwegs zu sein. Die Dunkelheit war sein Lebensraum geworden, was er oftmals bedauerte. Andererseits bot die Dunkelheit auch viele interessante Aspekte an: Gewalt, Brutalität, vielleicht ein kleiner Mord... Alles, was die Dunkelheit eigentlich verbergen sollte, war für ihn sichtbar. Spannender, als im Fernsehen. Brutaler, als im Fernsehen. Obwohl, wenn er ehrlich zu sich selbst war, neigte er nicht zu Brutalität. Aber gegen die Spannung hatte er nichts einzuwenden.

Als er nach Hause zurückkehrte, war Alex angenehm müde. Er ließ sich erschöpft auf sein Sofa fallen, und fast augenblicklich fielen ihm die Augen zu. Sein Schlafbedürfnis war sehr ausgeprägt, da in der Zeit, in der er unterwegs war, sein Stoffwechsel auf Hochtouren lief. Traumlos versank er in seine eigene Welt ...

Virginia erwachte mit dem Gesicht des jungen Mannes vor ihren Augen und war im ersten Augenblick desorientiert. Diese eigenartigen Augen...

Nachdem sie gefrühstückt hatte, rief sie bei Monica Stillwine an. Monica wußte immer einen Rat und falls nicht, würde es trotzdem guttun, ihre Stimme zu hören.

Nach dem fünfzehnten Klingeln meldete sich Monica mit verschlafener Stimme.

»Monica Stillwine.«

»Hi Monica, hier ist Virginia.«

»Was ist los? Ist was passiert, daß du so früh anrufst?«

»Ach nein. Nur ein kleiner Anfall von Paranoia. Ich dachte, ich müßte mal mit jemandem darüber sprechen.«

»Wieso, was gibt es denn?« Monicas Stimme hörte sich besorgt an.

»Eigentlich würde ich dir das lieber persönlich erzählen. Ich hatte einen ganz eigenartigen Traum.«

»Erstaunlich genug, daß du dich überhaupt an einen Traum erinnern kannst.«

»Ja, naja, es war halt ganz eigenartig.« Virginia war verunsichert. Warum nur hatte der Traum ihr solche Angst eingejagt?

Wie durch Watte hörte sie Monicas Stimme. *Am besten, du kommst gleich mal vorbei.*

Ja, natürlich würde sie das tun. Irgendwas stimmte nicht. Wenn sie nur wüßte, was es war. Auch ihre Katzen schienen sich anders zu verhalten, als normal – aggressiver... Sie spüren meine Unruhe, dachte Virginia und versuchte sich zu entspannen.

Sie machte sich einen Tee und setzte sich noch einen Moment auf die Couch. Da war es wieder. Dieses eigenartige Gefühl. War – außer ihr – noch jemand in ihrer Wohnung? Obwohl sie sich beherrschen wollte, ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen. Sie sah nichts Auffälliges.

Was um alles in der Welt machte ihr solche Angst? Was war bloß in der letzten Nacht passiert?

Um halb elf machte Virginia sich auf den Weg zu Monica. Sie war dick eingemummelt, denn die Luft war eisig. Sie schnitt sich geradewegs ihren Weg durch ihre Luftröhre, bis hinunter in die Lungen. Doch dadurch schien Virginia wenigstens wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Was ist nur los mit mir, dachte sie laut und erschrak über den Klang ihrer Stimme.

Monica und Virginia umarmten sich herzlich zur Begrüßung.

»Ich habe schon auf dich gewartet und einen Tee zubereitet. Du möchtest doch bestimmt einen, kalt wie du bist.«

Virginia nickte dankbar. Monica war immer so fürsorglich. Entspannt ließ sie sich auf einen der beigen Ohrensessel fallen und schaute sich im Zimmer um. Monica hatte einige Möbel umgestellt, aber sonst hatte sich nichts verändert. Warum war sie schon so lange nicht mehr hier gewesen?

Monica brachte eine Kanne herrlich duftenden Tee aus der Küche und ließ sich gegenüber von Virginia auf das Sofa gleiten.

»Weißt du, mittlerweile komme ich mir etwas albern vor«, begann Virginia und sah zu, wie Monica ihr eine Tasse Tee eingöß.

»Ich weiß auch nicht, aber dieser Traum hat mir eine Heidenangst eingejagt.«

»Am besten, du erzählst ihn mir von Anfang an, ja?«

Virginia nickte und schilderte Monica den Verlauf des gestrigen Abends. Sie versuchte den Traum so detailliert wie möglich wiederzugeben, aber aus irgendeinem Grund verschwammen die Bilder vor ihrem geistigen Auge. Es war richtig unheimlich.

Monica, die Virginias Schwierigkeiten bemerkte, runzelte ihre hübsche Stirn. »Und du hattest nach dem Traum das Gefühl, jemand sei im Zimmer?«

»Ja«, antwortete Virginia rasch, »es war fast eine Art Panik, die ich spürte.«

»Dein Traum muß also ziemlich intensiv gewesen sein, daß du im ersten Augenblick dachtest, du seist in Gefahr.«

»So wird es wohl gewesen sein.« Aber Virginias Gedanken schwirrten. War es wirklich ein Traum gewesen? Das ist nicht die Erklärung, *du hast etwas gesehen*. Aber was bedeutete es?

Monicas Stimme riß sie aus ihren Gedanken.

»Entschuldige, ich habe dir gerade nicht zugehört.«

»Ob du sicher bist, daß du den Mann in deinem Traum noch nie gesehen hast? Du beschreibst ihn ja als ziemlich gutaussehend. Könnte es nicht sein, daß du ihn irgendwo gesehen hast und ihn sehr attraktiv fandest?«

»Du meinst, es könnte ein erotischer Traum gewesen sein? – Nein, ich war es nicht, ich war nicht die Frau in seinen Armen. – Sie war groß und ziemlich blond.«

»Eine Wunschvorstellung von dir vielleicht?«

»Nein, sicher nicht. Ich glaube auch nicht, daß diese Umrührung etwas mit Zuneigung zu tun hatte – eher mit... Tod.«

Virginia erschauderte. Unbeholfen setzte sie die Tasse an den Mund und trank eine Paar Schlucke des heißen Getränks. Sie spürte, wie der Tee in ihren Magen floß und sie von innen heraus aufwärmte. Das war es also, was sie so verunsicherte. Sie dachte an den Tod, wenn sie die Bilder des Traumes noch einmal vor ihrem geistigen Auge abspulte.

»Du träumst vom Tod eines anderen Menschen? Das ist ja merkwürdig. Für wen der beiden Darsteller in deinem Traum bedeutete die Umarmung denn den Tod?«

»Für die Frau«, wisperte Virginia mit erstickter Stimme.  
»Meinst du, man könnte den Traum symbolisch sehen?«

»Auf deine Trennung von Thomas könnte ich das nicht beziehen. Du hast den Mann in deinem Traum als sehr attraktiv beschrieben. Schon von daher ließe sich das nicht vereinbaren.«

Virginia lächelte leicht. Monica hatte Thomas nie leiden können, und mittlerweile konnte sie diese Antipathie durchaus nachvollziehen.

»Am besten wäre es eh, wenn du dir ganz schnell wieder einen Freund suchtest. Das dürfte dir doch auch nicht schwerfallen.«

Virginia nickte langsam. Wahrscheinlich hatte Monica recht. Auf jeden Fall fühlte sie sich jetzt etwas besser.

Erschrocken starzte er ihn an. Nur langsam entspannten sich seine verkrampften Glieder, und er ging vorsichtig auf Alex zu.  
»Ich hätte nicht gedacht, daß ich dich noch einmal wiedersehe.«

»Und froh darüber?« fragte Alex mit einem samtweichen Unterton in der Stimme.

»Was glaubst du denn?«

Alex wich vor seiner Berührung zurück. »Ich will es von dir hören«, gurrte er.

»Ich bin immer froh, dich zu sehen, Alex. Setz dich doch.«

Alex ließ sich in einen schweren antiken Sessel sinken, der wesentlich bequemer war, als er aussah. Offensichtlich hatte Brian seinen Geschmack noch nicht verändert. Er liebte diese alten

Sachen, und für Alex war es ein leichtes gewesen, ihm hin und wieder kleine Geschenke dieser Art zu machen.

»Du hast dich verdammt lange nicht blicken lassen, Alex«, sagte Brian unruhig, und als Alex aufblickte, sah er Brians gerötete Wangen und das unruhige Zucken um seinen Mund.

»Du hast Angst, Brian«, flüsterte Alex und lächelte. »Das ist gut so. Du solltest sie nie verlieren.«

Brians – vor Aufregung – gerötetes Gesicht war einfach wundervoll anzusehen. Es war fast so, als könnte Alex in jedem kleinen Äderchen das junge Blut rauschen hören. Gierig entblößte er für einen Moment seine Fangzähne, und Brian wich ein paar Schritte zurück.

»Warum bist du hier?«

»Um einen Freund wiederzusehen. Komm, setz dich neben mich. Ich habe keine Lust, mich mit dir über diesen *Sicherheitsabstand* hinweg zu unterhalten.«

Zögernd näherte sich Brian ihm, und Alex lächelte.

»Oh, du bist so mißtrauisch, Brian«, sagte er spöttisch und zog ihn mit seinem Willen dicht zu sich heran. Brian erstarrte, fühlte wie das Blut in seinen Schläfen pulsierte.

»Sollte man dem Teufel denn vertrauen?« fragte er heiser.

Und Alex lächelte und sagte: »Mein lieber Brian, ich bin nicht der Teufel. Glaubst du etwa an die Existenz des Satans?«

»Ich weiß es nicht. Aber was wäre naheliegender, als in dir einen gefallenen Engel zu sehen? – Du bist so schön.« Brian streckte die Hand aus und griff in Alex' prachtvolles schwarzes Haar. Es war so weich und dick, wie kein menschliches Haar sein konnte. Dann beugte er sich herab und küßte Alex auf die Wange. Ein merkwürdiges Gefühl, fand Alex, diese warmen Lippen auf seiner kalten Haut.

»Warum lässt du mich so lange allein, um mich dann so zu ängstigen?«

»Komm mir nicht so nahe, Brian«, warnte Alex mit rauher Stimme. »Ich bin noch durstig.«

Aber Brian rührte sich nicht von der Stelle. Er kannte diese Machtkämpfe nur zu gut.

»Würdest du mir etwas antun?«

»Ja, mit Vergnügen. Das liegt in meiner Natur. Ich kann einfach nicht anders. Oder – die Wahrheit ist, ich will es nicht anders.«

»Du hast mir einen fürchterlichen Schrecken eingejagt. Warum kommst du nicht einmal durch die Tür?«

Alex lächelte wieder. »Ich liebe es, dich zu erschrecken. Es ist so gewöhnlich, durch die Tür zu gehen. Aber ich bin einfach nicht gewöhnlich, mein lieber Brian. – Erzähl mir, was macht dein Buch?«

»Es geht eher schleppend voran. Ich habe im letzten Jahr kaum geschrieben.«

Alex zog erstaunt die Augenbrauen hoch und versuchte, Brian nicht zu fixieren. Er trug keine Sonnenbrille, und seine Augen hatten eine äußerst eindringliche Wirkung auf Sterbliche. Sie wurden geradezu in seinen Bann gezogen, selbst, wenn er das nicht beabsichtigte.

»Was ist los mit Dir? Ich dachte, das Buch wäre das *Wichtigste* in deinem Leben?«

Brian sah ihn lange an. So lange, bis er das Gefühl hatte, er würde in diese wundervollen Augen hineingesogen.

»Du bist das *Wichtigste* in meinem Leben, Alex«, sagte er rauh, und seine Stimme schien von sehr weit her zu kommen.

Alex schüttelte traurig den Kopf. »Du verkennst mich, mein lieber Brian.«

»Ich habe immer eure Signale gehört, immer gewußt, daß es euch gibt. Niemals hätte ich mit jemandem darüber sprechen können. Und auf einmal bist du da. Wunderschön, wie ein Engel – aber so grausam. Du weißt, wie sehr ich dich brauche und läßt mich trotzdem allein. Warum tust du mir das an?«

»Ich bin kein Mensch. Du solltest mich nicht lieben – du solltest mich fürchten!« Abrupt stand Alex auf und starrte aus dem Fenster. Er bemerkte, wie Brian sich ihm näherte. Dann spürte er die warme Hand auf seiner Schulter. Wie angenehm diese Wärme war, diese Nähe. Und wie ungewohnt. Selten hatte er eine derart enge Beziehung zu einem Sterblichen gehabt.

Vor sieben Jahren hatte Brian ihn gesehen und es darauf angelegt, ihn kennenzulernen. Dieser Mut ließ Alex aufmerksam werden.

Eines Nachts war Alex dann bei dem hübschen jungen Mann aufgetaucht und hatte ihn zur Rede gestellt. Er erfuhr, daß Brian sich schon länger mit der Idee der Unsterblichkeit auseinandergesetzt hatte.

Brian war neugierig gewesen, brannte darauf Einblicke in Alex' düstere Welt zu erhaschen. Aber Alex war launisch, nicht gerade der ideale Gesprächspartner. Doch hatten sie mittlerweile eine ganz eigene Freundschaft aufgebaut, die keiner der beiden missen wollte.

Alex ließ seine Gedanken durch die Nacht schweifen, bis sein Blick sich verklärte. Sanft nahm er Brians Hand von seiner Schulter und hauchte einen Kuß darauf.

»Du willst gehen, nicht wahr?«

Alex nickte lächelnd. »Aber diesmal wirst du kein Jahr lang auf mich warten müssen.« Dann wandte er sich um und verschwand auf dem gleichen Weg, wie er gekommen war.

Alex streifte eher ziellos durch die Straßen. Seine seidigen schwarzen Haare flogen im Wind. Er atmete die frische Nachtluft ein und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Wie angenehm die Nacht war. Erstaunlich, daß so viele Menschen sie fürchteten, die Fenster und Jalousien schlossen, um die Nacht auszusperren. Er liebte die Nacht, wie den Tag; ergriff von ihr Besitz, wie sie von ihm. Die Nacht und die Dunkelheit hereinlassen – in den Körper lassen. Alex wurde eins mit den Schatten, war Schatten, Dunkel, Nacht und Alex. Ließ Raum und Zeit hinter sich und lachte.

Er wurde angezogen von einem eigenartigen Gefühl. Jemand hatte Angst vor ihm – jemand, der ihn nicht einmal kannte. Wie konnte das sein? Alex landete behende auf einer Terrasse und verbarg sich im Schatten der Nacht. Er war gespannt. Er suchte die Gedanken seines Opfers und ließ sich davon berauschen.

Wie eigenartig die Menschen waren. Manche waren – in seinen Augen – reine Instinktkrüppel, andere machten ihn sogar unabsichtlich auf sich aufmerksam; streckten ihre neugierigen Fühler weiter in die Nacht, als es gut für sie war. Wie einfältig und – gefährlich!

Alex lachte in sich hinein und warf einen Blick in die Wohnung. Da sah er sie – oh, wie wundervoll lebendig sie war! So rein und schön – er mußte sie haben.

Virginia starnte angstvoll nach draußen. Da war *etwas*. Das spürte sie ganz deutlich. Ihr Magen zog sich schmerhaft zusammen. Vielleicht sollte sie Monica anrufen. Vielleicht würde sie

sich beruhigen, wenn sie mit jemandem sprechen konnte. Zitternd ging sie zum Telefon und nahm den Hörer ab – das Telefon war tot! Virginia bemerkte, wie das Blut in ihr Gesicht schoß. War das real, oder war sie in irgendeinem Horrorfilm gelandet? Wer – in Gottes Namen – hatte es nur auf sie abgesehen?

Krampfhaft überlegte Virginia, was sie jetzt tun könnte. Doch ihr Kopf war erfüllt vom angstvollen Pochen ihres Herzens. Wenn das ein Scherz von einem ihrer Freunde war – sie würde ihn umbringen!

Alex hatte keine Lust mehr, zu warten. Mit der Zunge fuhr er sich über die kalten Lippen und schluckte hart.

Sie war unglaublich schön. Wie sie sich im Zimmer bewegte. Er mußte sie haben. Ein sehr menschliches Verlangen, stellte er fest. Er wollte sie – er wurde wieder ganz Alex. Kehrte von den Schatten zurück.

Mühelos verschaffte er sich Zugang zur Wohnung durch eines der Seitenfenster und stand Virginia dann unmittelbar gegenüber. Diese wunderschöne Haut, diese großen Augen und diese reine Angst – er war entzückt.

Virginia erstarrte. Wortlos stand sie da und rang nach Luft. Nicht einmal fähig, einen Schrei auszustoßen und ohnmächtig zu werden. Starrte ihn an – das war der Mann aus ihrem Traum! Die Augen...

Panik kroch in ihr hoch, legte sich um ihren Hals, wie eine Schlange. Das alles machte keinen Sinn. Was war nur passiert? Wo war er hergekommen? Es war ein Alptraum! Ihr Herz wollte stehenbleiben. Und doch schlug es weiter, groß und schmerhaft in ihrer Brust. Sie öffnete den Mund, dann wurde alles schwarz, und sie fiel und fiel...

Alex ließ von ihr ab. Als Virginia auf dem Boden zusammengesunken war, trug er sie ohne Mühe zum Sofa. Ihre Haut war wunderbar warm. Vorsichtig strich er mit der Hand an ihrer Wange entlang, bis zu ihrem Hals. Langsam drückte er seine kühlen Lippen auf ihre warme Haut und spürte fast augenblicklich die Wärme in sich hineinströmen. Wunderbare, köstliche Wärme. Zärtlich faßte er in ihr volles Haar.

Er hätte soviel gedurft, aber er konnte und wollte nicht. Sie war sein. Er hätte alles tun können. War sie nicht sogar in seinen Besitz übergegangen? Nein, war sie nicht, sollte sie nicht sein. Er wartete.

Eine große tickende Wanduhr im modernen Design. Sie störte. Tick, tick, tick.

Aber die Zeit war nicht von Bedeutung. So nichtig, daß ihn die Erinnerung daran aus der Fassung brachte. Alex stand auf und nahm die Batterie aus der Uhr. Ruhe. Nur das leise Summen des Kühlzentrums war zu hören.

Er wartete.

Virginia kam zu sich. Ihre Augen weiteten sich vor Angst, als sie erkannte, daß nicht alles nur ein Traum gewesen war. Sie lag auf ihrem Sofa, und *er* saß ihr gegenüber – in ihrem Lieblingssessel. Auf seinem Schoß lag Israel und schnurrte.

Ein dicker Kloß aus Panik und Entsetzen steckte in ihrem Hals fest und hinderte sie am Sprechen.

So hilflos, so unsicher. Was hatte er vor? Wie war er in ihren *Traum* gekommen? Niemals zuvor hatte sie ihn gesehen – da war sie sicher.

Alex ließ Israel vorsichtig auf den Boden gleiten. Dann setzte er sich zu Virginia auf das Sofa. Er bemühte sich, so menschlich wie möglich zu wirken – was gar nicht so einfach war. Er spürte

ihre Angst; ein Kribbeln, das in seinem Körper auf und ab jagte. Macht und die Angst seiner Opfer waren die zentralen Emotionen in Alex' Dasein. Er genoß sie ebenso – wenn nicht mehr – wie die seltenen Gefühle der Zuneigung, die Brian ihm entgegenbrachte.

Alex beugte sich zu Virginia hinab und hauchte ihr einen Kuß auf die Wange, und endlich wagte sie zu sprechen.

»Was willst du von mir?« flüsterte sie ängstlich.

»Dich«, antwortete Alex, und seine Stimme war weich und angenehm. Seine Haut war matt, reflektierte das künstliche Licht, das darauf fiel. Es war gespenstisch. Was war das für ein Wesen, das sich in ihr Leben geschlichen hatte? Virginias Gedanken wurden unklar. Was passierte? Sie starrte ihn an. Er war noch schöner, als in ihrem Traum – aber noch *unmenschlicher*.

»Woher wußtest du von mir?« fragte Alex fordernd.

Virginia starrte ihn weiterhin an. »Ich«, stammelte sie, »ich hatte einen Traum. Aber ich wußte überhaupt nichts von dir. Wirklich, ich...«

»Du hast deine Gedanken in die Nacht gesendet. Du hast mich hierher gelockt.« Alex lächelte.

Virginia schlug die Hände vors Gesicht. »Ich will nicht sterben«, flüsterte sie.

Alex hielt inne. »Was?«

Tränen liefen über ihr Gesicht. »Ich will nicht sterben. Wie konnte das passieren? Ich will weiter leben. Tu mir nichts.«

»Wer spricht denn von sterben?« fragte Alex überrascht.

Aber Virginia war nicht mehr im Stande zu antworten. Es war unbeschreiblich entsetzlich.

Alex empfand die Reinheit ihrer Angst wie das klare Wasser einer Bergquelle. Sie war wie ein verschrecktes Tier, Panik in

den Augen, den Tod erwartend. Er wußte, egal was er machte, er brauchte keine Gegenwehr zu erwarten.

»Virginia«, sagte er leise und strich ihr ein paar Haarsträhnen aus der Stirn. Er bemerkte, wie sie zusammenzuckte. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Ich will dir nicht wehtun.«

Seine Stimme war so einschmeichelnd – fast hätte sie ihm geglaubt. Doch er strahlte etwas Dunkles aus, etwas Gefährliches. Etwas, das Virginia noch nie zuvor gespürt hatte.

»Ich möchte dir wirklich nichts tun, aber ich möchte dich wieder besuchen. Erlaubst du mir das?«

Virginia war verwirrt. Sie wußte nicht, ob sie ihn wiedersehen wollte. Er war so schön – doch so völlig anders, als alles, was sie bisher gesehen hatte. Erstaunt sah sie, wie seine Augen sich verdunkelten. Langsam näherte sich sein Gesicht dem ihren. Sie spürte seine kühlen Lippen an ihrem Hals. *Wer bist du? – Alexander.* Und alles wurde schwarz. Der Name hallte in ihrem Kopf...

Mein Name ist Alexander de Dahomey. Lord of... Aber was zählen Titel und Namen schon in der heutigen Zeit? – Zum Ärger einiger wirklich sehr weiser Kreaturen der Nacht sitze ich nun hier und schreibe meine eigene Geschichte auf. Ich habe darüber nachgedacht, was für Konsequenzen auf mich zukommen werden, aber es ist eigentlich zum Lachen.

Alte, verstaubte Gesetze... was sollte es bringen, sich daran zu halten? Sich Dinge aufzuerlegen, von denen man nicht den geringsten Vorteil hat. Aber vielleicht bin ich zu jung, um den wahren Sinn zu erkennen? Dann allerdings müßten sie es mir nachsehen. – Ah, sie würden mich töten, bekämen sie mich in die Finger!

Heute ist der 13.11.1996 – haben wir es wirklich schon 1996? Die Zeit vergeht rasend schnell, wenn man sich mit ihr befaßt. Und ich habe mich mit der Zeit befaßt!

Vor einigen Jahren – als ich Brian kennenlernte – wurde mir bewußt, was den Menschen die Zeit bedeutet. Sie haben Angst vor ihr! – Erstaunlich. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was Zeit für mich war, als ich noch sterblich war. Wirklich nicht.

Aber für Brian ist die Zeit ungemein wichtig. Er ist noch so jung – nicht einmal 30 Jahre – und trotzdem hetzt und strampelt er sich ab. Bemüht sich, mit der Zeit Schritt zu halten und stolpert doch nur hinter ihr her. Vergeudet sein Leben, auf der Jagd nach Zeit. Ich frage mich, warum? Er kann sich doch keine Zeit auf einem Konto gutschreiben lassen – abgesehen davon, daß er die Zeit eh nicht einholen kann. Irgendwann ist seine Zeit abgelaufen – der Mensch ist sterblich.

*Aber ich will ihn nicht verlieren – nie. Ich liebe ihn. Er bedeutet mir weit mehr, als er vermutet.*

*Manchmal lese ich in seinen Gedanken – und das erschreckt mich. Ohne, daß ich es gewollt hätte, bin ich zu seinem Leben geworden. Ich dachte, das würde sich ändern, wenn ich ihn verlasse. Aber ich bin zurückgekommen – oh, was bin ich für ein egoistisches Wesen – ich konnte nicht ohne ihn sein. Und es war gut, denn ich hatte ihn verletzt. Das letzte Jahr war die Hölle für ihn gewesen; ich spürte es, sah es in jedem Blick, den er mir zuwarf.*

*Es tut mir leid, Brian. Das wollte ich nicht. Es war unüberlegt.*

*Oh, mein lieber schöner Brian, ich laß dich nicht mehr allein. Das verspreche ich dir.*

*Seit 1589 wandle ich jetzt schon auf Erden, aber noch nie habe ich ein sterbliches Wesen so begehrt wie Brian. Die Altehrwürdigen verfluchen mich, wegen meine Freundschaft – ja, meiner Liebe zu den Menschen. »Unvernünftig«, schimpfen sie, und vielleicht haben sie recht; David, Thomar und die anderen... Vielleicht bedeuten die Menschen irgendwann einmal unseren Untergang. Aber bis dahin...*

*Soll ich ehrlich sein? Ich glaube nicht daran, daß die Sterblichen uns ausrotten können. Dafür sind sie zu schwach und – sie lieben, sie verehren uns. Auch wenn sie nicht erkennen, was wir wirklich sind. Sie sammeln sich um uns, wie Mücken um das Licht und neiden uns unsere Schönheit und Stärke.*

*Nur wenige wissen um uns...*

*Brian ist einer von ihnen. Er hatte mich aufgespürt, das muß so gegen 1989 gewesen sein. Schon vorher empfing er Signale, konnte sie jedoch nie zuordnen. Es war, als hörte er Stimmen, Gelächter, entferntes Geschrei. Nichts Konkretes, und das machte ihn fast wahnsinnig.*

In einer lauen Herbstnacht wandelte ich durch die Straßen von Paris. Paris ist eine wundervolle Stadt. Voll skurriler Typen, so daß niemand sich umschaut nach einem attraktiven, jedoch fast weißhäutigen jungen Mann, der seine Augen selbst in der Dunkelheit hinter einer Sonnenbrille verbirgt. Die ideale Vampir-Stadt.

Die Luft war herrlich würzig, ich atmete sie in vollen Zügen. Denn die Luft im Herbst ist die angenehmste.

Ich verweilte auf einer der kleineren Brücken, die über die Seine führen. Von hier konnte ich die munteren Fähren beobachten, auf denen die Touristen ihre nächtlichen Lichterfahrten machten – und ich sah Notre Dame. Eindrucksvoll ragte dieses Bauwerk noch über die großen alten Stadthäuser in seiner Umgebung hinaus. Sollte ich mal wieder dort hineingehen? Aber nein, das machte mich irgendwie immer traurig. Warum? Ich weiß es nicht. Das ist gelogen – ich will nur nicht darüber nachdenken.

Und so stand ich nachdenklich auf der Brücke, lehnte mich an das rostige Geländer und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Wieder kam eine kleine Fähre angeschippert. Ein kleiner brummender Motor mit einer Vielzahl winziger Lichter darauf – gespannt an der Reling und quer über Bord. Ich fragte mich, wie diese Menschen bei dem ganzen Licht auf dem Schiff überhaupt noch etwas von Paris sehen konnten.

Da bemerkte ich, daß mich jemand beobachtete. Ich drehte mich langsam um und sah ihn auf der anderen Seite, mit dem Rücken an eine Laterne gelehnt, stehen. Ein interessanter junger Mann, mit hellbraunem Haar und grünen leuchtenden Augen. Er war ein Stück größer als ich, machte jedoch einen recht zarten Eindruck.

Komm zu mir.

Er fixierte mich einen Augenblick, aber als ich einen Schritt auf ihn zu machte, drehte er sich auf dem Absatz um und rannte und rannte, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her. Bis er schließlich in den Straßen von Paris verschwunden war.

Ich war verblüfft. Er hatte meinem Rufen standgehalten, und er wußte, was ich war. Woher?

Ich versuchte, ihn durch Paris zu verfolgen, aber er hatte sich abgeschottet. Ließ keinen Gedanken nach außen dringen. Interessant.

Ohne große Eile machte ich mich auf die Suche nach einem Opfer für diese Nacht. Unglaublich viele Menschen waren auf den Straßen. Schlenderten an den Schaufenstern vorbei, saßen in den kleinen Bistros. Es war eine wundervolle Nacht zum Jagen. Ich lauschte, wartete auf eine arme, verlorene Seele, die mir vielleicht ihre kläglichen Signale zusandte.

Ich muß gestehen, es macht mir nichts aus, unschuldige Menschen zu töten. Sie müßten einem leid tun, ich gebe es zu, und vielleicht suche ich manchmal nach einem wirklich gefährlichen Gegner, einem Mörder zum Beispiel. Dann habe ich einen Moment lang den Eindruck, etwas Sinnvolles getan zu haben; vielleicht beruhigt es mein Gewissen – wenn ich denn eines habe. Aber im Großen und Ganzen kümmert es mich wenig.

Es dauerte auch in dieser Nacht nicht lange, bis ich ein geeignetes Opfer gefunden hatte, das heißt, eigentlich fand es mich!

Ich schlenderte sorglos durch die dunklen, engen Gassen, in denen die weniger wohlhabenden Bürger Paris ihr Dasein fristeten, da baute sich plötzlich ein riesiger Kerl vor mir auf. Konnte höchstens 25 Jahre alt sein, aber ein Bär von einem Mann.

»Her mit deinem Geld«, raunzte er auf Französisch.

Aber ich schüttelte nur mitleidig den Kopf. Offensichtlich war der Gute nicht bester Stimmung und versuchte sofort, mich mit einem boshaften Faustschlag außer Gefecht zu setzen. Geschickt wisch ich aus, und es kam zu einem kurzen Gerangel. Als ich mein Gesicht seinem Hals näherte, wurden seine Augen plötzlich riesengroß.

Er versuchte, mich wegzustoßen, aber ich schlug meine Zähne in die weiche Haut seines Halses und spürte, wie mir sein heißes Blut entgegensprudelte. Der Geruch von Blut, Schweiß und Angst jagte mir köstliche Schauder über den Rücken. Hemmungslos labte ich mich an seinem Körper, bis das Herz seinen letzten Schlag getan hatte.

Dann schlug ich ihn mir fröhlich pfeifend auf den Nacken, um ein schönes Plätzchen zu suchen, wo er seinen ewigen Frieden finden konnte. Nach diesem Genuß war der schöne Fremde, der mich auf der Brücke beobachtet hatte, aus meinem Kopf verschwunden.

Etwa ein Jahr später sah ich ihn wieder. Ich war wieder in meinem geliebten London. Es war traurig und noch immer anstrengend für mich, aber ich hatte London vermißt. Wollte ihm wenigstens einen kurzen Besuch abstatten. Wie immer war das Wetter lausig um diese Zeit. Ein eisiger Feuchtigkeitsfilm hatte mein Haar und mein Gesicht überzogen, als ich über die St. Martin's Lane Richtung Trafalgar Square schlenderte. Ich wollte wieder ins Theater, mich unter die Sterblichen mischen, einer von ihnen werden.

Wenn ich in London bin, gehe ich immer ins Theater – schon so lange ich denken kann. Dabei ist es gleichgültig, welches Stück. Ich liebe das Theater der Verstellung wegen; das erinnert mich an meine eigene Existenz. Denn weil ich unter den Sterblichen

*lebe, bin ich ständig verpflichtet, mich zu verstellen. Würde ich ein abgeschiedenes Friedhofsdasein fristen – wie einige von uns – wäre das sicher anders. Aber wie öd' und trist wäre das – ich möchte es mir nicht einmal vorstellen.*

*Ich hatte schon getrunken an diesem Abend, daher war meine Haut gerötet – fast hätte man mich für einen Sterblichen halten können. Die Augen hatte ich – wie üblich – hinter einer violett getönten Sonnenbrille verborgen.*

*Ich suchte mir den schönsten Platz, auf der Empore. Ich brauchte nicht anstehen, brauchte keine Eintrittskarte – ein positiver Aspekt meines Lebens, wenn man denn von Leben sprechen möchte.*

*Entspannt ließ ich mich in den weichen roten Sessel sinken. Wie angenehm dieser menschliche Luxus doch war.*

*Sie spielten Shakespeare's Macbeth. Wie oft hatte ich es schon gesehen? Das Drama des ehrgeizigen Macbeth, der – angetrieben von seiner Frau – die schrecklichsten Dinge tut. Er tötet seinen König – Duncan – dem er treu ergeben sein sollte. Gierig, den Thron zu besteigen. Er ist so schwach und so selbstsüchtig, ermordet selbst seinen Freund Banquo, um zu verhindern, daß Banquos Nachkommen einmal den Thron erben. Und stirbt am Ende – wie es sich gehört – im Zweikampf mit Macduff.*

*Es ist herzzerreißend – und blutig... Welcher Aspekt tiefer an mir röhrt – ich weiß es nicht.*

*Es war berauschend, ich liebte es. Doch plötzlich bemerkte ich, wie mich ein eigenartiges Kribbeln überkam. Dann sah ich ihn. Er saß mir gegenüber, andere Seite – ebenfalls Empore. Er hatte sicherlich Geld dafür bezahlt.*

*Ich war verunsichert, trotzdem lächelte ich ihm zu, ließ kurz meine Fangzähne aufblitzen. Er wußte, was ich war; es war*

gleichgültig. Ich weiß nicht, ob er es sehen konnte, aber sicher spürte er es.

Er trug sein braunes Haar kürzer als vor einem Jahr und er sah immer noch hinreißend aus. Ich sah seine grünen Augen in der Dunkelheit funkeln, als er mich anstarrte.

War unser zweites Zusammentreffen zufällig?

Wieder versuchte ich ihm zu folgen, aber er verschwand, noch ehe das Stück beendet war. Und er hinterließ keine Spuren. Seine Gedanken waren mir verschlossen – und das erstaunte mich nicht schlecht. Hatte er die bewußte Fähigkeit, mir seine Gedanken zu verheimlichen? Konnte er vielleicht sogar die meinen lesen?

Ich muß gestehen, daß ich mich ärgerte. Da gab es einen Sterblichen, der über meine Aufenthaltsorte Bescheid wußte, den ich jedoch nicht aufspüren konnte. Es verunsicherte mich nicht unerheblich.

Das nächste Mal, daß ich ihn traf, war in New York. Ich war erst wenige Male in dieser erschreckenden Metropole gewesen – das erste Mal so gegen 1843. Ein Erlebnis, an das ich nicht besonders gern zurückdenke. Es war ein strenger Winter; eisiger Wind strich durch die Straßen, und die Menschen hungerten. Viele erfroren einfach, daher hatten Lomay und ich leichtes Spiel. Niemand schöpfte Verdacht – wir konnten die Toten sogar auf der Straße liegenlassen. Aber die Temperaturen waren unangenehm; wir konnten kaum dagegen anheizen. Die Kälte fuhr einem in die Glieder und lähmte fast den Verstand. Natürlich war sie nicht lebensbedrohend für uns, aber trotzdem fast unerträglich.

Wir waren mit dem Schiff von Europa nach Amerika gefahren. Das war damals noch ein Abenteuer – und Lomay liebte es, im Gegensatz zu mir.

Erst viel später erfuhr ich, daß er leicht hätte dorthin fliegen können. Aber er wollte mich offensichtlich nicht zurücklassen, und meine damaligen Fähigkeiten hätten bei weitem nicht ausgereicht.

Nachdem wir unsere Särge hatten an Bord bringen lassen – schon dafür mußten wir gewagte Geschichten erfinden – wurde mir zum ersten Mal bewußt, wie gering meine Fähigkeiten im Vergleich zu Lomays waren – ich wurde seekrank. Es ging mir so schlecht, wie es wahrscheinlich keinem Menschen gehen kann. Es war entsetzlich. Lomay zeigte dafür wenig Verständnis und ärgerte sich darüber, daß ich die Ratten, die er mir brachte, verschmähte.

Erst nach ungefähr einer Woche gewöhnte ich mich an das Rollen und Schlingern des riesigen Dampfers und wagte mich abends unter die Sterblichen. Ich wollte menschliches Blut, obwohl Lomay mir gesagt hatte, daß ich auf einem Schiff höchste Vorsicht walten lassen müßte.

Aber ich war völlig ausgehungert, und die Ratten verursachten einen gewissen Widerwillen in mir.

Und es dauerte nicht lange, bis ich das geeignete Opfer gefunden hatte. Ich bemerkte, daß ein älterer Herr mich interessiert beobachtete. Das war mir nicht fremd, denn ich wußte, daß mich das ewige Blut noch attraktiver gemacht hatte. Außerdem hatte ich schon in meinem sterblichen Leben sowohl weibliche als auch männliche Verehrer. Ich ließ mich also auf einen Blickkontakt ein, und der Mann kam zu mir herüber.

Er schien ein echter englischer Gentleman zu sein und war hocherfreut, als er hörte, daß ich ebenfalls Engländer war. Und so saßen wir eine Weile plaudernd an der Bar, bis er mich höflich und diskret auf sein Zimmer einlud, um den Abend mit einem kleinen Mitternachtsumtrunk zu beschließen.

Bereitwillig folgte ich ihm, aber kaum hatte er die Kabinetür hinter uns geschlossen, stürzte ich mich wie ein ausgehungerter Tiger auf ihn.

Er mochte zuerst gedacht haben, mein Anliegen sei sexueller Natur, aber ich grub meine Zähne unmäßverständlich in die faltige Haut seines Halses. Er hatte nicht einmal die Gelegenheit einen Schmerzenslaut auszustoßen, denn ich saugte ihn in großen Schlucken leer, bis der Tod ihn erlöste. Taumelnd erhob ich mich und ließ mich auf einen der bequemen dunkelgrünen Polstersessel fallen. Mir war klar, daß ich meine unerhörte Tat verbergen mußte. Ich machte mich also an die Arbeit, und als ich fertig war, sah es aus, als habe der Mann einen Herzansfall erlitten. Es war absolut glaubwürdig.

Aber Lomay kochte vor Wut, als er von meiner Tat erfuhr und schlug mich so, wie er es nie zuvor getan hatte, als ich noch ein Mensch war. Ich brauchte eine ganze Nacht, um mich von den Verletzungen zu erholen – aber noch wesentlich länger fraßen die Demütigungen an meiner Seele.

Der weitere Verlauf der Fahrt war eher ruhig. Beleidigt hielt ich mich von Lomay fern und begann, meine Opfer nicht zu töten, sondern immer nur kleine Schlückchen von ihnen zu nehmen.

Das kostete mich unglaubliche Überwindung. Es war die Hölle, von ihnen abzulassen, obwohl mein Durst noch nicht gelöscht war.

Nach meinen kleinen Übergriffen, ließ ich einige Tropfen meines übernatürlichen Blutes auf die winzigen Einstiche an ihrem Hals tröpfeln, und die Wunden verschlossen sich sofort; mittlerweile hatte ich schon viele Dinge gelernt und so war es kein großes Problem mehr, ihre Erinnerungen zu verfälschen. Nach

einigen Tagen fiebriger Erschöpfung waren die meisten wieder wohl auf.

Bis auf eine junge Dame – ihr Name war Madeleine Deveraux. Sie erholte sich nicht, fieberte stark, und der Schiffsarzt war ratlos.

Eines Nachts kam Lomay wutentbrannt zu mir. Seit Tagen hatten wir kein Wort mehr miteinander gewechselt, obwohl unsere Särge in der gleichen Kabine standen.

»Du Idiot, was hast du jetzt schon wieder angestellt?« fauchte er, aber ich hatte keine Vermutung, was er meinen könnte.

»Sie spricht von dir. Diese kleine Französin – sie erinnert sich an dich. Wenn du nicht fähig bist, ihre Gedanken und Erinnerungen zu trüben, dann töte sie lieber.«

Ich schluckte hart. Wie hatte das passieren können? Ich mußte sofort zu ihr. Vielleicht konnte ich schlimmeres Übel abwenden. Widerstrebend sah ich Lomay in die Augen. Sein Gesicht war haßverzerrt.

»Wegen dir werde ich dieses Schiff nicht verlassen«, flüsterte er drohend.

»Wem hat sie von mir erzählt?« fragte ich so ruhig wie möglich.

»Ich hoffe, nur ihrer Mutter – und das hoffe ich vor allen Dingen für dich!«

Wortlos verließ ich unsere Kabine und suchte Madeleine auf. Ihre Mutter starrte mich an, als ich ihr schweigend befahl, den Raum zu verlassen.

Leise setzte ich mich zu ihr und nahm ihre Hand. Sie war so zart und zerbrechlich. Die Schwäche hatte noch nichts von ihrer Schönheit geraubt, und ich betrachtete sie wohlwollend – wie ich es an dem Abend getan hatte, als sie mein Opfer werden sollte.

te. Ihre kleinen Brüste hoben und senkten sich langsam bei jedem Atemzug. Ihr langes, dunkles Haar lag aufgefächert auf dem rosafarbenen Kopfkissen. Sie war blaß, als wäre sie geschminkt, und das machte sie noch zerbrechlicher.

Wäre ich ein Mensch gewesen – ihr Anblick hätte mich sicherlich sexuell erregt, aber ich nahm vor allem anderen den süßlichen – fast unwiderstehlichen – Blutgeruch an ihr war, der den Menschen so eigen ist.

Als sie erwachte und in meine Augen, statt in die vertrauten Augen ihrer Mutter blickte, setzte ihr Herzschlag für einen Moment aus. Sie erkannte mich – zu meinem Schrecken – sofort wieder und hob abwehrend die Hände. Glücklicherweise war sie zu entkräftet, um zu schreien.

Das Entsetzen in ihrem Gesicht kränkte mich. Normalerweise lehnten die Menschen mich nicht ab – sie fanden mich unwiderstehlich. Liebten meine Blässe, mein seidiges Haar und meine ozeanblauen Augen. Aber in ihren Augen stand Entsetzen. Sie starrte mich an, als wäre ich der Schnitter höchstpersönlich, die Sense schon schwingend.

Daher war ich nicht besonders zartfühlend, als ich sagte: »Du stirbst. Du hast kaum noch ein paar Tage.«

Sie nickte tapfer. »Ich weiß«, flüsterte sie. »Ich werde sterben, weil ich den Teufel attraktiv fand. Das ist Gottes Strafe.«

Ich war erstaunt über ihre Antwort, aber sie sprach weiter. »Hätte ich nicht Gottes Existenz angezweifelt, hätte ich nicht sein Symbol von meiner Brust genommen, wäre ich gefeit gewesen. Aber die Zweifler werden bestraft. So steht es schon im heiligen Buch.«

»Amen«, sagte ich und lächelte sie an.

Sie erstarrte vor Schreck. Dann setzte sie wieder an zu sprechen: »Auch du wirst für deine Taten bestraft werden. Ich habe zurückgefunden zu Gott. Er verzeiht meine Ungläubigkeit und nimmt mich zu sich. Du aber wirst in der ewigen Hölle schmoren.«

Ich lachte. Ich lachte, bis die Tränen über meine Wangen liefen und meinen Hemdkragen rot verfärbten. Es war ein wunderbares Spiel. Herrlich teuflisch, und Madeleine sah mich auch an, als käme ich direkt aus der Hölle. Eine teuflische Mißgeburt, die sie prüfen wollte – kurz vor ihrem Tod. Aber ich wollte sie nicht prüfen...

»Willst du dem Tod entrinnen, Madeleine?« fragte ich sie mit meiner sanftesten Stimme. Aber sie schüttelte entschieden den Kopf.

»Nein«, sagte sie fest. »Ich werde Gottes Urteil mit Freude entgegennehmen.«

»Und wenn ich dir sage, es gibt weder Gott noch Satan?«

Energisch schüttelte sie den Kopf und blickte zur Decke der Kabine. »Ich widerstehe der Versuchung, Herr, siehst du es?«

»Du verschwendest dein Leben für einen Irrglauben, Madeleine. Gott kann dich nicht hören, denn er existiert nicht«, sagte ich und wischte mir die restlichen Bluttränen aus dem Gesicht.

Tränen standen in ihren Augen, aber wieder richtete sie das Wort an den Herrn: »Welch' schreckliche Sünden habe ich begangen, daß der Teufel selbst von mir Besitz ergreifen möchte? Aber ich werde diese Prüfung erleiden, denn ich war ungläubig. Weiche von mir, Satan!« schrie sie mich an, mit aller Kraft, die ihr noch blieb.

*Mitleidig beugte ich mich zu ihr hinunter. Dann nahm ich ihr kleines Köpfchen in meine Hände und legte meine Lippen an ihren wunderbar weißen Hals. Das Blut pulsierte an meinen Lippen.*

*Mit einem kräftigen Ruck brach ich ihr das Genick. Sie zuckte nicht einmal zusammen bei diesem letzten tödlichen Kuß.*

*Aber so war die Zeit – die Menschen waren verblendet. Sie schlug das ewige Leben aus, um vor Gott zu bestehen. Und was bekam sie dafür? – Den Tod.*

*Dieses hübsche, intelligente Ding – hatte sie sich in ihrem Fieberwahn zu Tode gestürzt. Das Leben konnte so grausam sein. Bedächtig erhob ich mich und ließ ihre Kabine hinter mir zurück.*

*War ich nicht mittlerweile schon ebenso grausam wie Lomay? Und wie hatte ich ihn verabscheut dafür. Das alles erschien mir unendlich lange her zu sein.*

*Aber ich wollte ja erzählen, wie ich Brian in New York kennenlernte.*

*Erst vor kurzem war ich nach New York gezogen, genauer nach Manhattan. Ich hatte mir eine kleine Penthouse-Wohnung in der Nähe des Central Parks gekauft. Eine schöne Ecke, denn ich konnte direkt in die großzügigen Grünanlagen schauen – und wenn es nachts ruhiger wurde, hörte ich die Bäume ihre Geschichten erzählen. Eigentlich war es nie mein Ziel gewesen in diese schreckliche Stadt zu ziehen, aber wenn man sich einmal eingelebt hat, fällt es einem schwer, sich ein Leben ohne diesen Koloß vorzustellen. Auch ist das ausgeprägte Nachtleben ein riesiger Vorteil für uns. Verhungern mußte ich hier sicher nicht!*

*Und in dieser Zeit war ich noch voll damit beschäftigt das große kulturelle Angebot zu entdecken. Jeden Abend verbrachte ich im Theater, in der Oper oder in einer Ballett-Aufführung. Die*

*Vielfalt ist unendlich – übertrifft sie nicht sogar die in meinem geliebten London?*

*So saß ich auch an diesem Abend wieder im Metropolitan Opera House. Wie üblich hatte ich mir einen unauffälligen Sitzplatz gewählt, denn ich wollte kein Aufsehen erregen. Die etwas abgelegenen dunklen Plätze waren gerade passend, und so lehnte ich mich entspannt zurück und genoß die klassische Werke, die dort übrigens fast ausschließlich aufgeführt werden.*

*Bis ich wieder das – mir schon fast vertraute – Kribbeln bemerkte, das von meinem Körper Besitz ergriff. Jemand wußte von meiner Anwesenheit, und es fiel mir nicht besonders schwer, mir auszudenken, wer das sein könnte. Hatte er mich also schon wieder aufgespürt. Ich suchte ihn so unauffällig wie eben möglich, was mir sehr schwer fiel, denn ich kochte vor Wut. Wie konnte dieser Sterbliche es wagen, mir nachzuspionieren? Und wie – zum Teufel – wußte er, wo ich mich gerade aufhielt? Dann sah ich ihn. Er erstarrte für einen Moment, als er erkannte, daß ich ihn bemerkt hatte. Lächelte er mir etwa zu? Ich war geladen. Wäre er hier in meiner Nähe, sein letztes Stündlein hätte geschlagen. Und diesmal würde ich ihn nicht entwischen lassen. Das schwor ich mir. Ich tat also die gesamte Aufführung so, als sei er mir völlig gleichgültig, aber ich beobachtete insgeheim jede Bewegung, die dieser Schuft machte.*

*Und diesmal entging mir nicht, wie er kurz vor Ende den Saal eilig verließ. Sofort setzte ich ihm nach. Noch einmal ließ ich mich nicht an der Nase herumführen. Mit langen Schritten ging er die Straßen entlang bis zu seinem Hotel.*

*Und ich folgte ihm lautlos. Trotz seines Tempos konnte ich ihm eine gewisse Eleganz nicht absprechen. Er bewegte sich äußerst grazil, als setze er seine Füße bewußt voreinander.*

*Mein kleiner Spion hatte sich im St. Moritz on the Park einquartiert. Eine gute Wahl, mußte ich feststellen.*

*Ich hatte keinerlei Mühe vom Portier die Nummer des Zimmers zu erfahren. Selbst auf die üblichen Bestechungsgelder mußte ich nicht zurückgreifen. Ein kleiner übernatürlicher Trick – das war alles gewesen. Und ich beschloß ihn aufzusuchen wie ein Sterblicher.*

*Also nahm ich den Aufzug in den dritten Stock und schlenderte den Gang entlang bis vor die Tür seines Zimmers. Trotz meines Zorns war ich mittlerweile gespannt auf ihn. Warum er mich wohl verfolgte?*

*Ich schaute mich um, und als ich niemanden auf dem Gang sah, entriegelte ich die von innen verschlossene Tür – das war ein Kinderspiel – und trat ein.*

*Und da stand er – mein Verfolger – in ganzer Pracht, und ein entsetztes Keuchen entrang sich seiner Kehle. Ja, das war wundervoll. Sollte mein bloßes Erscheinen doch Angst und Schrecken erregen.*

*Rückwärts zog er sich in den hintersten Winkel des Zimmers zurück. Er hatte wahnsinnige Angst.*

*Ich ging langsam auf ihn zu und betrachtete ihn wohlwollend. Er war sehr attraktiv. Sein feingeschnittenes Gesicht mit sehr hohen Wangenknochen machte einen fast weiblichen Eindruck. Und seine Augen leuchteten in einem ungewöhnlichen Smaragdgrün. Machte die Angst ihn nicht noch schöner? Eine wilde Leidenschaft erfaßte mich, und ich wußte, daß ich ihn töten wollte. Ja, ich wollte ihn – mehr als alles andere. Meine Zähne in seinen attraktiven Körper senken und alles Leben in dieser erregenden Umarmung beenden.*

Ein Schaudern erfaßte meinen Körper, und ich unterdrückte ein wollüstiges Knurren. Ich stand jetzt so dicht vor ihm, daß ich seinen hastigen, süßen Atem spürte. Vorsichtig streckte ich die Hand aus und berührte sein Gesicht. Seine weiche, makellose Haut war leicht gebräunt. Er preßte sich gegen die Wand und versuchte, mir auszuweichen. Aber ich ließ ihm keine Chance dazu. Wie gern hätte ich mich an ihm gelabt. Alles in mir sehnte sich nach seinem Lebenssaft – aber ich war zu neugierig auf ihn. Er interessierte mich wirklich.

Also ließ ich von ihm ab und setzte mich in einen der Sessel, die an einem gläsernen halbhohen Tisch standen.

Ich bemerkte, daß meine Hände leicht zitterten und befahl ihnen zornig, ruhig zu sein. Mein schöner Fremder war auf dem Boden zusammengesunken. Ich glaube, Tränen der Erleichterung flossen über seine Wangen, aber er hielt sein Gesicht abgewandt.

Einen Moment ließ ich ihn erholen, dann fragte ich: »Was soll diese kleine Verfolgungsjagd?«

Angstvoll sah er mich an. Das heißt, er schaute mich immer für einen kurzen Moment an, um dann seinen Blick wieder abzuwenden. Das ging mir nicht unerheblich auf die Nerven. Und daher zwang ich ihn, mich richtig anzusehen, was ihn allerdings noch mehr verunsicherte.

Er schluckte einige Male, ehe er antwortete. »Ich wußte es«, sagte er leise. »Ich wußte, daß es euch gibt.«

Ich wurde wieder wütend. »Was soll das? – Du wußtest doch schon damals in Paris, was ich bin. Nur um dieses Wissen zu bestätigen, hast du mir doch nicht nachspioniert?! Ich meine, ich bin wirklich ärgerlich darüber, daß du mich überall findest. Wie machst du das?«

*Er spürte meine Wut und zögerte daher, was mich noch zorniger machte. Ich sollte ihn doch sofort umbringen.*

*Schließlich sagte er: »Ich habe immer schon so eigenartige Signale wahrgenommen. Anfangs versuchte ich, sie nicht zu beachten. Aber ich wußte, daß sie irgendeine Bedeutung haben mußten. Ich fing an, mich für das Übernatürliche zu interessieren. Macht das nicht jeder Jugendliche einmal mit? Und dabei stieß ich auf die Geschichten über Vampire. Ich weiß nicht, warum – aber mein Gehirn zog sofort eine Verbindung zwischen meinen Wahrnehmungen und diesen Geschichten. Es war erstaunlich. Und es war beängstigend. Also legte ich diese Gedanken zur Seite – ich wollte nicht mehr darüber nachdenken.«*

*»Und weiter«, hakte ich nach und zwang ihn wieder mich anzusehen. Er sprach mit einem leichten französischen Akzent, und seine Stimme war angenehm weich.*

*»Ich sah dich in Paris. Und das war wirklich nur ein Zufall, denn ich wohne dort. Ich sah dich dort auf der Brücke unter der Laterne und – mein Gott – ich wußte es sofort. Ich sah diese reflektierende Haut, und ich war so fasziniert, daß ich dich anstarnte. Und ich nahm auch diese Schwingungen war, die von dir ausgehen – so wie jetzt. Ich kann das gar nicht beschreiben, aber ich kann fühlen, wo du dich gerade aufhältst.«*

*»Immer?« fragte ich barsch, aber er antwortete rasch: »Nein, nicht immer. Und wenn, dann auch nur nachts.«*

*Ich weiß nicht, ob er bemerkte, wie ich aufatmete. Dann stand er auf und kam vorsichtig auf mich zu. Er setzte sich auf den Sessel, der dem meinen am nächsten war und streckte mir seine Hand entgegen.*

*»Ich heiße Brian Dupont«, sagte er.*

*Ich war erstaunt über seinen Mut und ergriff seine Hand. Er erschrak leicht, als er meine übernatürliche Haut berührte und die erstaunliche Kälte wahrnahm.*

*»Alexander de Dahomey«, gurrte ich und entblößte kurz meine auffällig weißen Zähne, als ich ihn anlächelte.*

*Er zuckte zusammen. »Du bist ein richtiger Vampir«, flüsterte er.*

*Und ich nickte würdevoll.*

*Brian räusperte sich. »Und du ernährst dich ausschließlich von Blut?«*

*Ich lächelte. »Ja, ausschließlich.«*

*Er wurde mutiger und offensichtlich hatte er eine Menge Fragen. ,Frag' ruhig', dachte ich und bemerkte, wie er wieder erstarnte.*

*»Du... du kannst mir deine Gedanken projizieren. Telepathie. Könnten wir uns rein gedanklich unterhalten?«*

*Ich schüttelte den Kopf. »Mir fällt es erstaunlich schwer, deine Gedanken zu lesen. Sonst hätte ich dich auch in Paris finden können. Dann hätte es dir nicht viel gebracht, wegzulaufen. Ich hätte dich vermutlich sofort um die Ecke gebracht.«*

*Boshaft grinste ich ihn an, aber er ließ sich nicht merklich einschüchtern. Dann stand er auf und ging zu dem kleinen Nachtschränkchen am Kopfende seines Bettes. Er holte ein dunkelrotes Buch aus der Schublade und kam damit auf mich zu.*

*»Und wie sieht es damit aus?« fragte er und hielt mir das Buch entgegen. Ich nahm es. Es war eine kleine Bibel. Erstaunt fragte ich: »Wie sieht was aus?«*

*»Ist das kein Problem für euch – die Bibel, das Kreuz, Weihwasser...«*

*Ich begriff und begann zu lachen. »Nein, kein Problem. Wir sind keine Geschöpfe des Teufels, also haben wir mit Gott auch keinen Streit.«*

*Er betrachtete mich eigenartig. »Du glaubst also nicht an Gott?«*

*»So ist es.«*

*Er wurde nachdenklich. »Aber wer hat euch geschaffen? Warum gibt es euch?«*

*»Warum gibt es dich? Wer hat die Menschen erschaffen?« fragte ich zurück und er schwieg. »Dachtest du vielleicht, ich könnte dir etwas über die Existenz Gottes oder die Existenz des Teufels sagen? – Nein, das kann ich nicht. Mir sind sie jedenfalls noch nicht begegnet.«*

*Er nahm es hin, aber sein Wissensdurst war längst noch nicht befriedigt. »Willst du mich töten?« fragte er dann ganz unvermittelt.*

*Ich betrachtete ihn lange, bevor ich antwortete. »Als ich vorhin in dieses Zimmer kam – ja, da wollte ich es mehr, als alles andere«, gab ich zu. »Aber mittlerweile...« Ich lächelte ihn schief an. »Deine Gegenwart ist immer noch sehr erregend für mich, aber ich habe kein so großes Bedürfnis mehr, dich zu töten. Dafür interessierst du mich zu sehr. Ich weiß nicht einmal, warum.«*

*Er schien erleichtert. »Wie ist das, einen Menschen umzubringen? Oder geht es dabei wirklich nur um die Nahrungsaufnahme?«*

*Einen Moment keimte wieder Zorn in mir auf, den ich aber sofort niederkämpfte. Doch die Antwort verweigerte ich. Keinem Menschen würde ich auf diese Frage antworten. Denn ich müßte mir selbst erst einmal eingestehen, wie wunderbar nicht nur die Aufnahme des fremden Blutes sondern auch der Akt des Tötens war. Wie seltsam intim und unendlich kraftvoll. Doch, akzeptiere*

*ich diese Tatsache – könnte ich meine Existenz noch rechtfertigen? Ich hätte vielleicht Schwierigkeiten, daher verdränge ich diesen Gedanken, sofern es mir möglich ist.*

*Brian akzeptierte, daß ich ihm keine Antwort gab und fragte: »Wie alt bist du?«*

*»Ich wurde am 18. Oktober 1589 als Mensch geboren. Ein schicksalhaftes Jahr, nicht wahr?«*

*Er nickte, und ich sah, daß mein Alter ihn wahrhaft beeindruckt hatte.*

*»Dann bist du in diesem Jahr 400 Jahre alt... und du steckst in diesem wunderbaren, jugendlichen Körper. Wie alt warst du, als du zum Vampir wurdest?«*

*»22 Jahre«, antwortete ich und versuchte seinen Gesichtsausdruck zu deuten.*

*»So jung«, flüsterte er und schloß mich völlig aus seinen Gedanken aus. »Warst du immer schon so – schön?«*

*»Das ewige Blut vervollkommen, aber es verändert einen nicht«, sagte ich leise, und Brian nickte gedankenverloren.*

*Es sollte noch eine lange Nacht werden – der erste Schritt für eine köstliche Freundschaft zu einem Sterblichen...*

»Was hast du da?« fragte Monica überrascht, als sie die eigenartige, kreisförmige Tätowierung auf der Innenseite von Joeys Handgelenk sah. Rasch schob er den Ärmel seines Norweger-Pullovers herunter. Er schaute etwas verlegen drein.

»Eine Jugendsünde«, murmelte er.

Monica bemerkte, daß er nicht weiter darauf eingehen wollte. Ein merkwürdiges Symbol. Sie hatte nie zuvor etwas Vergleichbares gesehen. Es erinnerte sie entfernt an eine strahlende Sonne.

»Ich mache mir ernsthafte Sorgen um Virginia«, sagte sie, als sie den Tee servierte. »Sie hat vor zwei Tagen angerufen und machte einen völlig verstörten Eindruck.«

»Warum? Was hat sie denn gesagt?« Joey lehnte sich behaglich in dem großen Ohrensessel zurück und beobachtete, wie Monica den Tee eingoß. Monicas schulterlanges, fast schwarzes Haar glänzte in der Sonne, die durch das Fenster fiel. Sie machte einen besorgten Eindruck. Ein kurzes sexuelles Begehren flackerte in ihm auf, als sie sich berührten, aber er kämpfte es sofort nieder.

Monica zögerte. »Ich weiß nicht, ob ich dir das erzählen soll. Virginia hatte vor ein paar Tagen einen eigenartigen Traum, und damit war sie zu mir gekommen. Ich glaube, dieser Traum hat sie ziemlich verunsichert. Es ging um irgendeinen Typen und um Tod. Sie konnte den Mann sehr detailliert beschreiben, hatte aber behauptet, ihn nie zuvor gesehen zu haben.«

Joey runzelte die Stirn. »Und darüber machst du dir jetzt Sorgen? Vielleicht ist ihre Phantasie mit ihr durchgegangen.«

»Nein«, erklärte Monica entschieden. »Sie war wirklich verängstigt.«

»Und?«

Monica führte ihre Tasse an die Lippen und trank einige Schlucke, ehe sie sie wieder absetzte. Gedankenverloren wickelte sie sich eine Haarsträhne um den Zeigefinger. Joey wartete, bis sie wieder das Wort ergriff.

»Na, findest du das nicht eigenartig, wenn jemand wie Virginia von einem Traum derartig mitgenommen ist?«

Joey nickte nachdenklich. »Aber, wenn ich ehrlich sein soll, kenn' ich Virginia auch nicht so gut, als daß ich das beurteilen könnte.«

»Vielleicht mach ich mir auch nur unnötig Sorgen. Sie ist halt wie meine kleine Schwester.«

»Ruf sie doch einfach mal an. Dann erfährst du aus erster Hand, wie es ihr geht«, sagte Joey lächelnd und strich sich mit einer jungenhaften Bewegung das sandfarbene Haar aus dem Gesicht.

»Ist wahrscheinlich das Beste. Aber ich möchte nicht den Eindruck einer Henne machen, die sich um ihr Küken sorgt.«

»Machst du auch nicht. Ich wette, sie freut sich, daß du besorgt bist, wie es ihr geht.«

Monica erhob sich aus ihrem Sessel und holte das Telefon ins Wohnzimmer. Dann wählte sie Virginias Nummer.

Virginia machte einen verwirrten Eindruck, als Monica sich meldete.

»Wie geht es dir?«

»Wieso?«

»Weil du so eigenartig bist«, sagte Monica verunsichert und schaltete den Lautsprecher ein, so daß Joey mithören konnte.

»Du rufst bei mir an, um mir zu sagen, daß ich eigenartig bin?«

Monica zögerte, dann: »Nein, eigentlich wollte ich fragen, ob sich deine Angstzustände gebessert haben.«

Virginia klang erleichtert. »Ja, alles unter Kontrolle«, sagte sie schnell.

Ein bißchen zu schnell, fand Monica, und auch auf Joeys Stirn bildeten sich Falten.

Peinliches Schweigen entstand. Dann sagte Virginia: »Ich hab da jemanden kennengelernt.«

Monica atmete geräuschvoll aus. »Na los, erzähl schon.«

»Tut mir leid, das geht jetzt nicht. Ich bin selbst noch ganz verwirrt. Du – lernst ihn bestimmt noch kennen. – Er ist wundervoll. Ganz anders, als alles, was ich bisher erlebt habe.«

Alex betrat leichtfüßig den Flur. »Deine Freunde?«

Virginia erschrak und fuhr herum. »Ich muß jetzt Schluß machen. Tschüß, Monica.«

»Tschüß...«

Aber Virginia hatte bereits aufgelegt.

»Ich dachte, du...«

»Du dachtest, ich müßte schlafen, stimmt's?« sagte er lächelnd und küßte sie zärtlich. Er schaute nach draußen. Die Sonne war schon vor einer halben Stunde untergegangen.

»Wie lange bist du schon in meiner Wohnung?«

»Seit gerade und schon ewig. Ich weiß es nicht.«

Sie drückte ihre Hand gegen seine Wange und erschauderte. »Du bist so kalt. – Du bist kein Mensch, nicht wahr?«

»Du bist so klug«, sagte er sanft.

»Werde ich dafür sterben?« fragte Virginia gefaßt.

»Möchtest du sterben?«

»Nein.«

»Dann wirst du es vermutlich auch nicht – aber wer weiß das schon.« Alex wandte sich um und betrat das Schlafzimmer. Die Vorhänge waren zugezogen, und es herrschte eine angenehme Dunkelheit im Raum. Er öffnete sein Bewußtsein, und sofort wurden seine Sinne überschwemmt von Wahrnehmungen. Farben, Geräusche und Gerüche, so deutlich, daß er sie kaum erfassen konnte. Als er noch eine andere Präsenz im Raum spürte, drehte er sich um: Virginia war ihm gefolgt.

Er ging auf sie zu und strich mit seinen schlanken Fingern über ihr Haar. Es war weich und seidig, und er nahm einen leichten Zitronenduft wahr.

»Wann hast du das letzte Mal mit einem Mann geschlafen?«

Virginia zuckte zurück. »Was soll das?«

»Wie lange ist es her? Komm, sag's mir.«

»Was fällt dir eigentlich ein?«

»Begehrst du mich?«

Virginia errötete. Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen. »Ja«, antwortete sie leise und wandte sich ab.

»Hey, schau mich an. Ist Sex für dich irgendetwas Verbotenes, etwas Schlimmes? – Ich habe es immer geliebt.«

Virginia fühlte sich unwohl. Sie war es nicht gewöhnt über so intime Dinge zu sprechen.

»Warum schaust du mich nicht an, Virginia? Bitte, sprich mit mir. Vielleicht möchte ich solche Dinge gerne hören. – Vielleicht sehne ich mich danach, begehrt zu werden.«

Er kam auf sie zu, drehte ihr Gesicht wieder zu sich, so daß sie ihn anschaute.

»Bitte nicht«, sagte sie. »Ich bin noch nicht so weit. Vielleicht dauert sowas bei mir länger, als bei anderen. – Ich mag dich wirklich, aber ich habe solche...« Erschrocken sah sie Alex an.

»Du hast Angst vor mir?« Alex lächelte.

»Es tut mir leid«, sagte Virginia schnell. Sie wollte ihn nicht verletzen, doch gerade in diesem Moment hatte sie ihm den Eindruck gegeben, daß er etwas Monströses, etwas Gefährliches war. Und das tat ihr leid.

»Schon gut, meine Liebe. Ich werde dir nichts antun und – glaub mir – ich habe mir etwas ganz Wunderbares für dich einfalten lassen. Du wirst es lieben, wenn du erst einmal davon gekostet hast.«

Virginia brachte ein Lächeln zustande. Sie war froh, daß sie ihn nicht verärgert hatte.

»Was hast du dir denn ausgedacht?«

Er lachte leise, angenehm. »Das ist eine Überraschung – aber sie wird dir gefallen. Auch, wenn sie vielleicht etwas sehr Neues für dich ist.«

»Ja, meinst du?«

Alex schlang seine Arme leicht um sie. »Ja, davon bin ich überzeugt.«

Er spürte, wie sie sich an ihn lehnte. Vertrauensvoll, wie ein Kind.

»Du wirst es lieben, Virginia«, sagte er noch einmal leise.

Virginia seufzte leise. »Du verwirrst mich, Alex. Du bringst mein ganzes Leben durcheinander – aber ich genieße es in vollen Zügen.«

Alex schwieg, aber um seinen Mund spielte ein kleines Lächeln, daß nicht zu deuten war. Er genoß die zärtlichen, zurückhaltenden Berührungen und drängte sie nicht weiter. Doch seine Gedanken waren alles andere als rein.

Brian traf Alex im Lutèce in der East 50th. Seit ihrer letzten Begegnung waren einige Tage vergangen. Brian war fast umgekommen vor Sehnsucht nach Alex. Das Jahr, in dem Alex sich nicht ein einziges Mal hatte blicken lassen, war die Hölle gewesen. Es war, als hätte er jeglichen Lebensantrieb verloren. Matt hatte er vor dem eingeschalteten Computer gesessen, davon überzeugt, kein einziges Wort geschrieben zu haben. Und wenn er aus seiner Lethargie erwachte, stand eine Frage auf dem Bildschirm, wie von Geisterhand geschrieben: *Alex, wo bist du?*

Es war eine hoffnungslose Zeit. Er mochte nicht mehr daran zurückdenken. – Alex war wieder da. Und er sah besser aus, als je zuvor.

Brian machte ihn sofort an einem gemütlichen Tisch in einer der hinteren Nischen des Restaurants aus. Nur eine einzige große Kerze erhellt diese Ecke. Er hatte die Lampe über dem kleinen, runden Tischchen löschen lassen. Brian lächelte. Alex konnte sich solche Extravaganz erlauben.

Als Alex ihn ansah, blieb Brian fast das Herz stehen. Alex hatte sich die Haare raspelkurz schneiden lassen. Er trug eine schwarze Wildleder-Hose und dazu ein weißes weites Hemd im Stil des 18. Jahrhunderts. Eine kleine Sonnenbrille mit runden violetten Gläsern und goldenem Gestell verdeckte seine wunderschönen Augen.

Er war atemberaubend, und Brian bemerkte die Blicke, die ihm folgten, als er auf Alex zuging. Sie beneiden mich, schoß es ihm durch den Kopf. Unsicher nahm er Platz.

Alex schenkte ihm sein liebevollstes Lächeln und sagte: »Schön, daß du gekommen bist. Ich hoffe, du bist nicht verärgert, aber ich habe bereits für dich bestellt.«

Brian entspannte sich ein wenig. »Da bin ich ja mal gespannt.«

»Ich auch«, glückste Alex und langte nach der Flasche mit dem Weißwein. Fachmännisch und mit ruhiger Hand goß er Brian ein.

»Ich habe die Kellner weggeschickt. Die machen mich nervös, wenn sie ständig nach dem Rechten sehen und fragen, ob es einem auch ja an nichts mangelt.«

Brian nickte bedächtig. Zögernd streckte er dann die Hand aus und griff in Alex' schwarzes Haar. Es fühlte sich so wunderbar weich an.

Langsam ließ er dann seine Hand an Alex' Wange hinabgleiten. Alex ließ es zu und lächelte leicht.

»Gut siehst du aus, Alex«, flüsterte Brian und verzog schmerzerfüllt das Gesicht.

*Entschuldige, es tut mir so weh, dich zu sehen. – Ich weiß. Es tut mir leid, Brian. – Du bist so schön.*

Sanft küßte Alex Brians Hand und schob sie über den Tisch zu ihm zurück. Er wußte, daß vereinzelte Blicke auf ihnen ruhten, jede noch so kleine Bewegung beobachteten. Aber es kümmerte ihn nicht.

Das Essen wurde serviert, und Brian staunte nicht schlecht. Alex hatte offenbar die Karte einmal von oben nach unten bestellt, und die Köstlichkeiten, die aufgetragen wurden, nahmen kein Ende. Die anderen Gäste schauten erstaunt herüber, als immer neue Speisen zu ihrem Tisch getragen wurden, aber Brian versuchte das zu ignorieren.

Fleisch wurde keines serviert, doch Brian hatte schon so Mühe, wenigstens von allem einen Bissen zu probieren. Verwundert schüttelte er den Kopf, doch er aß mit gutem Appetit. Alex beobachtete Brian liebevoll und schenkte ihm Wein nach, sobald dieser sein Glas geleert hatte.

Es war wundervoll wieder mit Brian zu sprechen, wieder diesen weichen, französischen Akzent zu hören und seine Gegenwart genießen zu können. Alex bemerkte verwundert, wie sehr ihm sein menschlicher Freund gefehlt hatte.

Das Dessert wurde aufgetragen, und Brian schaffte nur noch eine winzige Kostprobe des Puddings. Dann warf er Alex einen bedeutungsvollen Blick zu. »Die Leute starren uns die ganze Zeit an.« Er umhüllte Alex mit seinem entzückenden Weinatem.

„Ich weiß“, flüsterte Alex zurück und grinste schelmisch. »Sie schauen, weil du so hübsch bist.«

»Laß uns irgendwo hingehen, wo uns niemand beobachtet«, schlug Brian mutig vor, und Alex lachte leise.

Stumm befahl er den Kellner zu ihrem Tisch und zahlte mit Karte. Dann stand er auf und zog Brian zu sich heran. Brian spürte Alex' Lippen leidenschaftlich auf den seinen. Er vergaß die Menschen um sie herum und erwiederte den Kuß atemlos. Er schwindelte leicht, es war als drehte sich der Raum.

Alex schlang den Arm fest um Brians Hüfte, denn dieser schwankte, nah schlenderten sie am Tisch eines konservativ gekleideten Ehepaars vorbei, welches sie die gesamte Zeit argwöhnisch beobachtet hatte.

Alex lächelte den beiden gütig zu und griff seinem Begleiter dann hart in den Schritt. Brian stöhnte auf. Entsetzt starrten sie ihn an, eine ältere Dame am Nebentisch wendete sich entrüstet ab. Und Alex begann zu lachen. Er schüttelte sich vor Vergnügen und zog damit noch mehr Aufmerksamkeit auf sich.

Als er bemerkte, daß Tränen über seine Wangen liefen, verbarg er sein Gesicht glücksend in dem schwarzen Kaschmirschal und stob – mit Brian im Schlepptau – nach draußen. Vorbei an den entsetzten Gästen, vorbei an den erstaunten Kellnern.

Draußen angekommen holte Brian tief Luft. Dann sah er Alex' blutiges Gesicht und erstarnte.

»Du hat es noch nie gesehen?« fragte Alex überrascht.

Brian schüttelte verwirrt den Kopf. Er fühlte sich beschwingt und doch so schwer, als könne er die Füße nicht vom Boden heben.

Alex packte ihn und wirbelte ihn so übermütig herum, daß er fast das Gleichgewicht verlor – und lachte. Brians Gewicht schien ihm dabei nichts auszumachen – er hatte keinerlei Mühe, Brian herumzuschleudern, wie ein kleines Kind.

»Laß mich runter. Laß mich runter, Alex«, keuchte Brian, und Alex setzte ihn ab.

Langsam beruhigte er sich wieder. Was war das für ein Spaß gewesen! Die ungläubigen Gesichter der Menschen im Restaurant – herrlich! Es war einfach ein Erlebnis, die Sterblichen zu schockieren – und das völlig ohne Blutvergießen. Oh, sie waren ja so intolerant – so unglaublich eingeschränkt in ihrer Sichtweise. Wer anders aussah oder sich anders verhielt als sie, der war teuflisch oder bestenfalls ein Narr. War die Menschheit nicht schon immer so gewesen? Hatte es nicht schon im Mittelalter Hexenverbrennungen gegeben? Sklaverei und Unterdrückung auf der ganzen Welt? Alles aus Überheblichkeit! Hatte es jemals ein Zeitalter der Toleranz gegeben? – Nein, sicher nicht. Toleranz gehörte einfach nicht zur Natur des Menschen.

Andersartige wurden ausgegrenzt, denn trugen nicht sie die Schuld an der Verbreitung von Seuchen, unmoralischem Verhalten und Sittenverfall und nicht zuletzt an der Umweltverschmutzung?

»Warum hast du das getan?« Brian bemühte sich um klare Gedanken.

»Weil es gut war«, antwortete Alex und lachte.

Brian schüttelte wieder den Kopf. Ihm war schwindelig, und er fühlte etwas seltsam Erschreckendes an Alex. Es war, als brodelte etwas in ihm. Brian sah ihm in die Augen und erschrak. Alex' Augen funkelten boshaft und gierig.

»Mein lieber Brian«, flüsterte Alex, »ich bin kein Mensch.«

Brian nickte stumm und wandte seinen Blick ab. »Komm, laß uns ein Stück die Straße entlang gehen.«

Alex schlang den Arm um Brians Hüfte und zog ihn mit sich. Langsam schlenderten sie die Straße entlang, Arm in Arm – wie ein Liebespaar. Aber waren sie nicht nur Jäger und Beute? Spielte Alex nicht nur eine grausame Posse? Diese Liebesgeschichte endete unabwendbar mit dem Tod, dessen war sich Brian bewußt. Aber – was empfand Alex für ihn? Warum hatte er ihn geküßt? Niemals zuvor waren sie sich so nah gewesen, oder war alles nur ein Spiel?

Alex zog Brian in einen dunklen Hauseingang und drängte ihn gegen die kalte Wand.

»Warum bist du der Tod? – Sei ein Engel für mich!« forderte Brian und versuchte sich von der Hauswand abzustemmen.

»Oh mein süßer, betrunkener Brian«, flüsterte Alex. Sanft schlang er seine Arme um ihn und zog ihn zu sich heran. Er hörte das köstliche Blut durch Brians Adern rauschen.

»Nimm' mich doch, du Teufel«, rasselte Brian aufgebracht, versuchte jedoch nicht, sich aus Alex' Umarmung zu befreien.

Zärtlich küßte Alex ihn. »Es gibt nichts, was ich lieber täte – aber ich darf nicht.«

Brian versuchte, seinen Blick auf *klar* zu stellen. Er verstand nicht.

»Mein Gewissen würde mich unendlich quälen, wenn ich es täte – und es ist auf ewig bei mir«, flüsterte Alex und drückte den schwankenden Brian an sich. Flammende Gier kroch durch seinen Körper. Wie wundervoll sich Brian anfühlte – so warm, so lebendig. Ein angenehmer Schauder durchfuhr Alex. Er könnte es jetzt tun – seine spitzen Fangzähne in die weiche weiße Haut an Brians Hals drücken. Er sah, wie das Blut durch die Halsschlagader pulsierte. Jetzt schneller als eben, als hätte Brian seine Gedanken gelesen. Wie er ihn liebte!

Alex zog Brian aus dem dunklen Hauseingang heraus – in das Licht der Straßenlaterne. Brians Augen waren dunkel umringt, fast, als wäre er geschminkt. Er war verwirrt. Verwirrt, betrunken – zerrissen zwischen Angst und Liebe. Alex war sein Todesengel, aber er verging fast vor Liebe zu ihm. Sein seidiges Haar glänzte im Licht der Laterne, und seine übernatürliche Haut schimmerte matt.

Alex spürte Brians Angst, daher war er überrascht, als Brian seinen Kopf in beide Hände nahm und ihn küßte. Seine Zunge drängte sich zwischen Alex' Lippen, tastete nach den gefährlichen Zähnen. Dann quoll das Blut in dicken Tropfen aus seiner Zunge. Alex stöhnte auf. Er saugte, spürte die heißen Tropfen in seinem Mund, roch den Alkohol in Brians Atem und entwandt sich ihm im letzten Augenblick. Dann funkelte er ihn an.

»Wenn dir dein Leben lieb ist, dann tu' das nie wieder!«

Einen Moment lang starre Brian ihn stumm an – um plötzlich in Gelächter auszubrechen. Langsam gewann Alex die Fassung wieder und schüttelte den Kopf.

»Du bist entsetzlich, Brian. Spiel nicht so leichtfertig mit deinem Leben.«

»Wenn du mich töten wolltest, hättest du es längst getan. Wie lange kennen wir uns schon? Wie oft hattest du bereits die Gelegenheit? – Unzählige Male.« Brians Stimme war immer noch unsicher, er hatte sicher an die zwei Liter Wein getrunken. Alex hatte ihm immer wieder nachgeschenkt.

»Vielleicht hast du recht – vielleicht aber auch nicht«, murmelte Alex vage.

Brian bemerkte Alex' Stimmungsschwankung. Er griff dem Arm des Vampirs, doch der stieß ihn unsanft beiseite. Plötzlich hatte Brian Angst. Angst, Alex verletzt zu haben, Angst, ihn zu verlieren. Wieder versuchte er, Alex zu berühren, doch dieser trat einen Schritt beiseite, und Brian stolperte. Er verfluchte den Wein, der ihn eben noch in eine so selbstsichere Stimmung versetzt hatte. Verlegen blieb er stehen.

»Bitte Alex, geh jetzt nicht. Laß mich nicht schon wieder allein.«

Aber Alex betrachtete ihn nur, wie einen seltenen Vogel, den man im Zoo sieht. Dann wandte er sich um und ging die Straße hinunter. Wortlos.

Brian war am Boden zerstört. Das konnte Alex nicht tun. Er stolperte hinter ihm her, wissend, daß er keine Chance hatte, ihn einzuholen. Dann begann er zu rennen. Die Straße hinunter, so schnell ihn seine Beine trugen. Vielleicht so schnell, wie damals, als er ihm in Paris entkommen wollte. Vielleicht aber noch schneller.

Er beachtete seinen rasselnden Atem nicht, und auch sein eingeschränktes Blickfeld war ihm gleichgültig. Er mußte Alex einholen. Er machte nicht unerheblichen Lärm, warf einige Mülltonnen um, fiel auf die Knie, um sich aber immer wieder aufzurappen.

peln, doch wahrscheinlich achtete niemand darauf, denn Lärm und Kriminalität waren schließlich an der Tagesordnung.

Unachtsam rannte er über die Einmündung einer Seitenstraße und wurde von einem einbiegenden Auto erfaßt. Hart schlug er auf der Motorhaube auf und rollte seitlich hinunter. Der Fahrer des Wagens bremste scharf und riß sofort die Tür auf. Doch Brian rappelte sich mit allerletzter Kraft auf und begann wieder zu laufen. Schmerzen rasten durch seine Beine, doch er ignorierte sie, ebenso die empörten Rufe des Autofahrers. Weiter die Straße hinunter. – Und plötzlich war Alex verschwunden. Einfach weg.

Brian verlangsamte sein Tempo, aber er konnte ihn nirgends entdecken. Er holte tief Luft, bemerkte seinen keuchenden Atem und versuchte, wieder zur Ruhe zu kommen. Ein unendlich trauriges Gefühl des Verlassenseins überkam ihn. Er spürte die Einsamkeit wie einen Schlag in den Magen. *Alex, laß mich nicht allein.* Unendliche Traurigkeit. Er blieb stehen und sah sich um, aber Alex war nicht da. Er hatte ihn einfach zurückgelassen. Einfach stehenlassen – allein. *Alex, wo bist du? Du kannst mich doch nicht einfach allein lassen! Alex, ich brauche dich. Warum tust du mir das an? Bitte komm' zu mir zurück.*

Brian sank auf seine zerschlagenen Knie. Setzte sich auf die schmutzige Straße und bemerkte, wie ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Er fing an zu schluchzen – hemmungslos. Er konnte es einfach nicht fassen. Hatte er es verbockt? Hatte er dieses wunderbare Wesen vertrieben?

Sein Leben schien zu zerplatzen, wie eine riesige Seifenblase. Er hatte die Entfremdung in Alex' Gesicht gesehen. Er würde nie wieder zu ihm zurückkommen. Hatte das Leben ohne ihn noch einen Sinn? *Ich liebe dich, Alex.*

Brian wußte nicht, wie lange er schon auf der kalten, schmutzigen Straße gelegen hatte, als ihn jemand zärtlich in den Arm nahm. Er sah auf und blinzelte die Tränen aus seinen Augen. Es war Alex. *Was machst du nur für Sachen, Brian?*

Brians Augen wurden wieder feucht, als Alex die Arme um ihn schlang. Wie ein Ertrinkender klammerte sich Brian an ihn und flüsterte immer wieder: »Verlaß mich nicht. Bleib bei mir.«

Sanft streichelte Alex sein Gesicht und wischte die Tränen fort.

»Mein geliebter Brian...« Dann preßte er Brians schlanken Körper an den seinen und erhob sich vom Boden. Brian erschien ihm so leicht, fast gewichtslos.

»Halt dich gut fest, mein Liebster«, sagte er und spürte, wie sich Brians Arme fester um sein Hüfte schlossen.

Brian fühlte, wie er hochgehoben wurde. Verzweifelt klammerte er sich an Alex. Er verlor endgültig den Kontakt zum Boden und wußte, daß sie flogen. Dann schwanden ihm die Sinne. Die Nacht umgab ihn, wie ein riesiger schwarzer Mantel...

Als er schließlich wieder zu sich kam, befand er sich in seinem eigenen Haus. Sofort suchte er mit den Augen das Zimmer nach Alex ab – und er fand ihn.

Alex saß in seinem Schreibtischsessel und sah ihn nachdenklich an. Er hatte ihn also nicht verlassen. Ein Stein fiel ihm vom Herzen.

Brian war verlegen, wagte nicht, zu sprechen. Außerdem fühlte er sich hundeeelend. Plötzlich sprang er auf und taumelte Richtung Badezimmer. Er schaffte es gerade noch, sich vor die Toilette zu knien, um sich dann geräuschvoll zu übergeben. Er dachte, er müsse sterben – zumindest fühlte er sich so. Durch den Kniefall vor der Toilettenschüssel hatten seine Knie wieder angefangen, zu bluten. Er sah erbärmlich aus.

Leise war Alex hinter ihn getreten und hob ihn vorsichtig hoch, damit er auf dem Rand der Badewanne zu sitzen kam. Wäre es Brian besser gegangen, hätte er sich bestimmt über die Leichtigkeit gewundert, mit der Alex sein Gewicht heben konnte. Aber Brian konnte überhaupt keinen klaren Gedanken fassen.

Schweigend ließ Alex ein heißes Bad einlaufen, kramte in dem Spiegelschränkchen nach Duschgel und Verbandsmaterial. Und legte schließlich das Verbandsmaterial wieder zurück.

Brian beobachtete ihn. Er schämte sich wegen seines Verhaltens, war jedoch andererseits überglücklich, daß Alex bei ihm war. Er fühlte sich entsetzlich, als wäre er unter einen Elefantenfuß geraten. Erschöpft schloß er die Augen und hörte, wie Alex das Wasser abstellte. Mußten Vampire eigentlich auch baden?

»Nein, müssen wir nicht, Brian. Aber wir gönnen uns hin und wieder diesen wunderbaren menschlichen Luxus.« Alex hatte Brians Gedanken gelesen, aber das war für Brian nicht mehr erstaunlich.

»Kannst du aufstehen?«

Brian nickte schwach und stand auf. Er war furchtbar wackelig auf den Beinen. Lange würde er nicht stehen können. Rasch zog Alex ihm den verschwitzten Pullover über den Kopf. Dann öffnete er Brians Hose und streifte sie ihm behutsam über die blutenden Knie. Er bemühte sich, nicht an das Blut zu denken, welches in kleinen Rinnensalben an Brians Beinen hinunterlief und schließlich in den Socken versickerte. Aber er konnte nicht anders – vorsichtig legte er seine Hand auf die offene Wunde, um sie dann genüßlich abzulecken.

Das Blut war köstlich. Wie sehr sehnte er sich nach einem größeren Schluck. Dann sah er, daß Brian ihn erschreckt beobachtete.

Schuldbewußt senkte er den Blick und entkleidete Brian nun vollends. Wie er da so nackt vor ihm stand, bemerkte Alex eine Veränderung. Brian war verlegen, wagte nicht, ihm in die Augen zu schauen. Und Alex wußte, warum. Er lächelte, trat einen Schritt auf Brian zu und umarmte ihn. Spürte seinen schlanken, jugendlichen Körper und nahm seinen angenehmen Geruch wahr. Dann half er ihm in die Badewanne.

Brian keuchte vor Schmerz, als das heiße Wasser seine Wunden umspülte. Aber er biß die Zähne zusammen und ließ sich gänzlich in die Wanne sinken. Seine Übelkeit war einem Schwindelgefühl gewichen, mit dem er eher leben konnte.

Liebevoll begann Alex ihn zu waschen, ließ seine Hände über den straffen, fast haarlosen Körper gleiten. Er bemerkte, wie sich Brian unter seinen Berührungen entspannte. Er wusch ihn am ganzen Körper, zärtlich und hemmungslos. Als wären diese intimen Berührungen für sie beide alltäglich.

Brian genoß das Gefühl von Alex' glatten, unnatürlichen Händen auf seinem Körper. Sie jagten ihm kleine, angenehme Schauer über den Rücken. Schließlich zog Alex Brian aus dem warmen Wasser und trocknete ihn ab. So besorgt, wie er war, so vorsichtig, hätte Brian fast vergessen, daß Alex ihn jederzeit töten konnte.

»Du siehst entsetzlich aus, mein Lieber«, sagte Alex mitfühlend und betrachtete den geschundenen Körper. Blaue Flecken sammelten sich an Oberschenkeln und Armen, und die Haut über den Knien hing in losen Fetzen herunter.

»Ist das sehr schmerhaft?« fragte er dann und deutete auf Brians Knie. Brian nickte.

Alex schlang den Arm um Brians Hüfte und brachte ihn ins Schlafzimmer. Brian legte sich sofort ins Bett. Er war geschafft

– physisch und emotional. Fühlte sich wie leergefegt. Er sehnte sich nach Nähe. *Alex, bitte leg dich zu mir.* Alex gehorchte seiner stummen Bitte. Schweigend zog er sich aus und legte sich zu seinem Freund, drängte sich an die nackte Wärme, die Brian ihm anbot. Die Wärme war göttlich.

Es war das erste Mal, daß Brian seinen unsterblichen Geliebten nackt sah, die marmorweiße Haut. Die Muskeln und Sehnen, die deutlich hervortraten. Makellos und perfekt. Brian offenbarte ihm seine Gedanken, aber Alex schüttelte lächelnd den Kopf. Er sah hinreißend aus.

»Diese Vereinigung bedeutet für mich nichts mehr. Das Verlangen danach stirbt oft zusammen mit unserer menschlichen Existenz. Das ist ein Preis, den man zahlen muß – für die Unsterblichkeit.«

Brian fand sich damit ab. Er war schon glücklich, daß Alex so nah bei ihm war. Seine natürlichen Ängste hatte er beiseite geschoben. Er wollte Alex' Anwesenheit genießen.

Alex entzündete mit purer Willenskraft die Kerze, die auf dem kleinen Tischchen am Fußende von Brians Bett stand und löschte das elektrische Licht. Schatten tanzten an der Wand, und das Zwielicht im Zimmer vermischt sich mit dem Licht des Mondes, das sich von draußen hereinstahl.

Alex schlug die Bettdecke zurück und starre auf Brians geschmeidigen Körper. Dieser fröstelte sofort. Er beobachtete Alex, versuchte irgendeine boshafte Absicht auszumachen. Aber Alex war ganz ruhig.

Fasziniert sah Brian, wie Alex sich mit den Zähnen eine blutende Wunde an der rechten Handfläche zufügte. Langsam ließ er das Blut auf die zerstörte Haut an Brians Knien tropfen. Das brannte höllisch. Tränen stiegen in Brians Augen, aber er starrte

weiter auf das, was Alex tat – unfähig den Blick auch nur für einen Bruchteil der Sekunde abzuwenden. Langsam und zähflüssig verteilte sich das Blut auf dem zerstörten Gewebe – und Brian sah, wie es sich regenerierte. Die Haut heilte – und das innerhalb weniger Minuten. Sprachlos sah er Alex an.

Dann – er wußte nicht, woher dieser Entschluß kam – umschloß er Alex' Handgelenk und führte die noch blutende Hand zu seinem Mund. Sein Verstand schaltete sich ab. Es ging rasend schnell. Gierig schlug er die Zähne in die offene Wunde und trank das Blut seines unsterblichen Freundes. Alex beobachtete ihn verzückt und ließ ihn gewähren.

Das Blut verbreitete sich in seinem Körper und wirkte wie eine Droge. Er hörte plötzlich Stimmen und sah Farben, wie noch nie zuvor in seinem Leben. Er war frei von Raum und Zeit. Konnte seinen Körper verlassen und schweben. Ging zusammen mit Alex auf phantastische Reisen durch die Welt der Gedanken. Er war high, losgelöst von der realen Welt, die ihn umgab. Sanft eingebettet in die warmen Gedanken und Alex' schützender Nähe.

Dieser Zustand hielt noch eine ganze Weile an, nachdem Alex ihn geduldig zur Seite geschoben und zugedeckt hatte.

Leise zog er sich zurück, beobachtete Brian von einem gemütlichen blauen Ohrensessel aus, der neben dem Bett stand. Die Wunde an seiner Hand war längst wieder verheilt, aber das wunderbare Gefühl von Brians saugendem Mund hielt an. Es war unbeschreiblich schön diesen menschlichen Mund Blut trinken zu sehen. Noch ungefähr zwei Stunden bis Sonnenaufgang...

Brian erwachte aus seinem Trancezustand und blickte sich unruhig um. Als er Alex sah, atmete er erleichtert auf. Was war nur passiert mit ihm? Es schien, als hätte sich ein unsichtbares Band zwischen Alex und ihm gebildet. So ausgeprägt, daß er

Alex' Gedankenströme wahrnahm. Sie waren zwar verschwommen, aber er konnte einige Fetzen aufschnappen. Hatte er das alles nur geträumt? Oder hatte er wirklich Alex' Blut getrunken?

Leise stöhnte er auf, als eine Erinnerungswelle über ihn hinwegspülte. Er hatte es getan – und es war so gut gewesen. Alex hatte ihm erlaubt, seine Zähne in die offene Wunde zu graben. Er hatte sich verwandelt – das konnte er nicht gewesen sein! Das sah ihm überhaupt nicht ähnlich. Wie hatte das bloß passieren können? Schatten tanzten auf Alex' Gesicht und verliehen ihm eine dunkle Sanftheit.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte Alex nach einer Weile des Schweigens. Er sah Brians flehende Augen, trotzdem stand er auf.

»Du hast jetzt die Möglichkeit, mich zu rufen. Konzentrier' dich darauf, und ich werde dich hören. Du konntest es doch schon vorher, erinnerst du dich? Jetzt werde ich dich viel lauter vernehmen können, als all die anderen Stimmen, die mich überschwemmen, wenn ich es zulasse.«

*Wie konnte das passieren?*

Alex lächelte Brian an, aber er antwortete nicht. Er sah noch einmal in sein weiches Gesicht, betrachtete die hohen Wangenknochen, den sinnlichen Mund und die funkelnden grünen Augen. Dann öffnete er das Fenster und verschwand in die Nacht, die viel von ihrer bedrohlichen Schwärze bereits verloren hatte.

Vielleicht suchte Alex sich noch ein Opfer, bevor er sich zur Ruhe begab, dachte Brian und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Warum nahm er nicht ihn? Er wollte es doch, das konnte Brian seinen gierigen Augen ansehen. Stattdessen pflegte er ihn, machte ihm Geschenke. Aber Alex spielte auch mit ihm. Er konnte Brian an die Schwelle des Wahnsinns treiben, um ihn von dort

ganz sanft wieder in die Normalität zurückzuholen. Was hatte er nur vor? Warum interessierte er sich für ihn?

Plötzlich überkam ihn eine unvorstellbare Müdigkeit. Er schaffte es nicht mehr, die Augen offenzuhalten und einen klaren Gedanken zu fassen. Erschöpft gab er sich dem Schlaf hin.

Am nächsten Tag erschien Alex bereits kurz nach Sonnenuntergang in Brians kleinem Haus. Er liebte es – ebenso wie Brian – denn es war an einem kleinen Waldstück außerhalb New Yorks gelegen und vermittelte immer einen stillen Frieden. Es war ein Ort der Ruhe. Alex konnte sich nicht vorstellen, daß hier irgendwelche grausamen Dinge geschehen konnten – zumindest nicht, wenn er nicht hier war.

Brian hatte sich am Nachmittag wieder ins Bett gelegt, um sich von der letzten Begegnung mit Alex zu erholen, aber dieser schreckte ihn gnadenlos auf. Brians Augen waren dunkel gerändert, und Alex fand, daß Brian vampirischer aussah, als er selbst. Er lachte darüber.

»Was willst du von mir?« fragte Brian erschöpft, als Alex ihn ins Bad schleifte. »Ich fühle mich entsetzlich.«

»Du siehst auch gräßlich aus«, antwortete Alex taktlos und begann Brian auszuziehen.

»Wir zwei haben heute Abend ein Rendezvous mit einer bezaubernden jungen Dame. Also, streng dich ein bißchen an, damit du mit mir mithalten kannst.«

Fassungslos starrte Brian ihn an. Aber Alex beachtete das nicht weiter und jagte ihn unter die Dusche.

»Schlaf nicht ein, sonst ertrinkst du noch«, spöttelte er und lehnte sich gegen die geflieste Badezimmerwand. Er warf einen

kurzen Blick in den Spiegel. Seine Wangen waren eingefallen, und seine Haut hatte die Farbe von weißem Marmor. Sah er nicht ebenso mitgenommen aus wie Brian?

Es war töricht gewesen zu Brian zu kommen, ohne sich vorher zu nähren, stellte Alex fest. Der Blutgeruch im Bad wurde immer stärker, und als Brian die Dusche verließ und sich müde von Alex abfrottieren ließ, konnte Alex kaum mehr an sich halten. Die Gier erfüllte seinen ganzen Körper, und es kostete seine gesamte Willenskraft, nicht über Brian herzufallen.

Abrupt wandte er sich von seinem sterblichen Freund ab und verließ das Bad. Er würde sich beherrschen – Brian war tabu.

Unschlüssig öffnete Brian seinen Kleiderschrank und starrte hinein, als erwarte er ein Wunder. Aber es passierte nichts, was auch nicht weiter erstaunlich war. Entnervt beobachtete Alex seinen Freund und stieß ihn dann unsanft zur Seite.

Mit übernatürlicher Geschwindigkeit zog er dann eine schwarze Jeans, ein weißes Baumwollhemd und Unterwäsche aus dem Schrank, denn Brian war – bis auf das Handtuch, welches er sich locker um die Hüfte geschlungen hatte – immer noch nackt. Eine feine Gänsehaut überzog seinen Körper, und er fröstelte.

»Brian, los beeil' dich«, maulte Alex, und Brian sah ihn verständnislos an.

»Warum – in Gottes Namen – machst du so einen Aufstand, Alex?« fragte er dann.

Alex lächelte vielsagend, und seine ausgemergelten Gesichtszüge verzogen sich für einen Moment zu einer teuflischen Fratze. Dann ging er schweigend zum Fenster des Schlafzimmers und sah der Dämmerung zu, wie sie sich in die Nacht verwandelte.

Er liebte die Dämmerung am Abend so sehr, wie das sanfte Licht am frühen Morgen. Es waren die einzigen Lichtspiele, die er

beobachten durfte. Das wunderbare Zwielicht zwischen der Nacht und dem Tag erinnerte ihn leise an das Licht der Sonne, das ihm für immer verwehrt sein sollte.

Brian erschauderte kurz. Was würde ihn in dieser Nacht erwarten?

Virginia schrieb in ihr Tagebuch:

*Ich bin völlig durcheinander, weiß nicht einmal genau, was ich schreiben soll. In ein paar Stunden sehe ich ihn wieder. Ich bin verwirrt – werde ich verrückt?*

*Ich befürchtete schon in einer Traumwelt zu leben. In einer Welt, die ich mir selbst ausgedacht habe. Natürlich ist die Trennung von Thomas nicht spurlos an mir vorübergegangen.*

*Was läge da näher, als sich einen Traummann zusammenzphantasieren? Einen, der mich fasziniert, der mein Leben erfüllt? Doch – der Traum macht mich müde, lässt mich blaß aussehen. Mit fiebriger Erwartung sitze ich nun hier, zähle fast die Minuten, bis ich ihn wiedersehe. Oh Gott, ich weiß, daß er kein Mensch ist. Ich weiß es – sehe es in seinen Augen. Habe ich mich auf den Teufel eingelassen? Ach, was rede ich.*

*Ich brenne vor Sehnsucht nach ihm. Jeden Abend warte ich, jede Nacht hoffe ich, daß er mich in meinem Traum besucht. Kommt er nicht, ist die Enttäuschung schmerhaft. Was ist bloß los mit mir? Ich erkenne mich selbst nicht wieder.*

*Ich... begehre ihn. Seine Stärke, seine Arroganz – all das wirkt unwiderstehlich. Noch niemals habe ich etwas Ähnliches gefühlt.*

*Alles ist so anders – es ist so spannend ihn zu kennen. Nicht einmal Monica habe ich ihn vorgestellt. Ich möchte ihn nicht*

*teilen. – ? – Spiele ich mit dem Feuer? Unterschätze ich die Gefahr?*

Seufzend klappte sie ihr Tagebuch zu und legte es zurück in die Schublade ihres Schreibtisches.

Brian und Alex fuhren mit dem Auto zu Virginia und parkten ganz in der Nähe der Eingangstür. Brian hatte darauf bestanden, daß sie wie zwei normale Menschen den Weg hinter sich brachten, auch wenn Alex mehr als einmal betonte, daß das völlige Zeitverschwendungen war.

Aber er hatte nachgegeben und war zu Brian in den Wagen gestiegen, nachdem er einige Zeit lachend neben ihm hergeflogen war – egal, wie schnell Brian fuhr.

Gemeinsam fuhren sie mit dem Fahrstuhl in die dritte Etage und klingelten.

Virginia erschauderte leicht. *Paß' auf, daß dich die Flammen nicht verschlingen.* Mit einem strahlenden Lächeln öffnete sie die Tür. Erstaunt bemerkte sie, daß Alex in Begleitung eines jungen Mannes gekommen war. Alex begrüßte Virginia mit einem altmodischen Handkuß und stellte Brian höflich vor. Virginia fühlte sich sofort zu ihm hingezogen. Wie hypnotisiert starrte sie in seine smaragd-grünen Augen, bis er verlegen den Blick abwandte.

Etwas erschrocken schüttelte Virginia ihre Erstarrung ab und bat die beiden in ihre Wohnung. Kerzen standen im Wohnzimmer und verbreiteten ein wunderbar warmes Licht.

Alex setzte sich auf die Couch und nahm dankbar den Wein entgegen, der ihm gereicht wurde. Auch Brian trank Wein, obwohl er sich noch deutlich an seinen Brummschädel erinnern konnte,

aber er wollte nicht unhöflich sein. Warum nur hatte Alex ihn mit hierher gebracht?

Er beobachtete seinen Freund, versuchte sein Verhalten zu deuten. Wußte Virginia, auf wen sie sich da eingelassen hatte? Hatte sie auch nur die geringste Ahnung, in welcher Gefahr sie sich befand?

»Was machst du denn so, Brian?« Virginias Frage schreckte ihn aus seinen Gedanken. Sie hatte sich zu Alex auf die Couch gesetzt. Sehr nah – so nah, als wären die beiden ein Paar. Oder waren sie das? Er räusperte sich. Die Beantwortung dieser Frage schien ihm sichtlich Mühe zu bereiten.

»Ich... studiere Geschichte. Schreibe gerade ein Buch über die Hexenverbrennung im Mittelalter.«

»Uh, was für ein Thema«, sagte Virginia und erschauderte.

»Naja, aber das waren schließlich Menschen, die zu so etwas fähig waren. Das interessiert mich eigentlich daran. Die menschlichen Abgründe. Und ich denke, die Menschheit hat sich seit dieser Zeit nicht wesentlich geändert. Vielleicht ist sie fortschrittlicher in der Wahl ihrer Mittel geworden, aber nicht, was Toleranz und Denken betrifft.«

Alex lächelte ihn an. »Du hast durchaus recht, mein Lieber.«

Einnehmend schlang er den Arm um Virginia, und Brian sah, wie sie sich entspannte. Wie verliebt sie ihn ansah. Was um alles in der Welt hatte er nur vor?

Die Gespräche, die sie an diesem Abend noch führten, waren heiter und ausgelassen, und Brian kam zu dem Schluß, daß Virginia wirklich nichts von der Gefahr ahnte, die von Alex ausging. Denn sie amüsierte sich köstlich. Arm in Arm saß sie mit Alex auf dem Sofa und trank Rotwein, bis dieser ihr das Glas abnahm mit den Worten: »Ich glaube, du wirst langsam übermütig.«

Tatsächlich lag ihre Hand zwischen Alex' Beinen und streichelte die Wölbung in seiner dunkelbraunen Lederhose. Alex starrte Brian aus unergründlichen Augen an.

Brian errötete leicht und fragte dann: »Virginia – sagst du mir bitte, wo dein Bad ist?«

Virginia antwortete ihm lächelnd: »Du gehst auf den Flur und dann die zweite Tür rechts.« Dann kuschelte sie sich wieder an Alex. Sie hatte zuviel getrunken. Viel zu viel, dachte Brian, als er das Bad betrat.

Als Brian im Flur verschwunden war, wandte sich Alex Virginia zu. Er nahm ihr Gesicht in beide Hände und küßte sie zärtlich. Willig öffnete sie ihre Lippen und erwiderte seinen Kuß atemlos. Alex' Lippen waren kalt, doch sie liebte seinen schmalen, sinnlichen Mund.

Alex schmiegte seinen Körper gegen den ihren, drängte sie in Rückenlage und legte sich vorsichtig auf sie. Fest preßte sie ihren Unterleib gegen seinen Oberschenkel, der Alkohol hatte sie mutig gemacht, und lächelte ihn verführerisch an. Alex bewegte seinen Oberschenkel leicht zwischen ihren Beinen, bis er ihr ein sanftes Stöhnen entlockte. Dann schlug er seine Zähne mit unvermittelter Heftigkeit in ihren Hals.

Virginia keuchte erstaunt und griff in sein langes Haar. Mit erstaunlicher Kraft zog sie ihn weiter zu sich herunter. Alex knurrte leise, als ihr Blut warm durch seine Kehle rann.

Als er Brian kommen hörte, ließ er von Virginia ab. Seine Augen funkelten wild, und Brian sah mit Entsetzen, wie das Blut aus seinem Mund an seinem Kinn herunterlief.

Er erschrak, als aus dem Mund dieses Monsters Alex' sanfte Stimme ertönte. »Komm' Brian.«

Wie hypnotisiert folgte er Alex, der Virginia in ihrem Schlafz-  
immer auf ihr Bett legte. Sie fiel schlaff in sich zusammen.

»Hast du sie getötet?« wisperte Brian, als er sich aus seiner Ers-  
tarrung gelöst hatte. Doch Alex schüttelte grinsend den Kopf. Mit  
einer kleinen Bewegung wischte er sich das Blut aus den Mund-  
winkeln.

»Was denkst du von mir, mein lieber Brian?«

Virginia bewegte sich und stöhnte leise. Sie kam wieder zu  
sich.

»Ich kann sie nicht befriedigen. Aber sie will es. – Sie will  
dich.« Alex schaute Brian durchdringend an.

Virginia suchte mit schweren Lidern Brians Augen. Langsam  
hob sie den Arm und berührte Brians Schenkel. Alex lächelte ihn  
an. Seine Zähne waren noch rot von ihrem Blut.

»Komm zu mir«, sagte sie rauh.

»Sie weiß doch nicht einmal mehr, wer ich bin«, flüsterte Brian  
vorwurfsvoll.

Doch Alex antwortete nicht. Wieder spürte Brian eine Ber-  
ührungen von Virginias schwerer Hand an seinem Bein.

»Schlaf' mit mir.«

Vorsichtig legte Brian sich neben Virginia auf das große,  
weiche Bett. Mit dunklen Augen sah er, wie Virginia das  
Samtkleid über ihre weißen Schultern streifte. Sie trug nichts dar-  
unter.

Dann hörte Brian Alex' leisen Atem hinter sich. Er war ganz  
nah. Brian spürte seine Erregung.

»Nimm' sie für mich«, flüsterte Alex ganz dicht an seinem Ohr.

Brian drehte sich um, und sein Gesicht war so nah an Alex',  
daß sich ihre Lippen fast berührten, als er antwortete: »Ich kann  
das nicht tun. Ich habe es noch nie getan.«

Alex lächelte sanft und stand auf, ging um das Bett herum auf Virginias Seite. Zärtlich entkleidete er sie, bis sie ganz nackt auf der seidenen Bettwäsche lag. Brian starrte sie an. Ihre Bewegungen waren so langsam, so träge. Scheu berührte er ihre wundervoll geformten Brüste. So weich, so seidig die Haut.

»Sei nicht so eingeschränkt, Brian. Du solltest Männer und Frauen lieben können«, raunte Alex wieder hinter ihm und fuhr ihm mit der Hand durchs Haar.

Brian erschauderte. Virginia erschien ihm unglaublich rein und unschuldig. Er zögerte.

»Tu's für mich.« Alex' Stimme hätte die eines Engels sein können.

Brian wandte sich ihr zu. Er zog ihren Kopf zu sich heran, und seine Lippen fanden die ihren. Sie schmeckte köstlich nach Rotwein und Erschöpfung, und er drängte seine Zunge zwischen ihre Lippen. Er küßte ihren Hals, die Wunde, die noch ein wenig blutete, und er küßte ihre Brüste. Wunderbar weich, und das Dunkel zwischen ihren Beinen war so einladend.

Zitternd zog auch Brian sich aus und drängte seinen Körper an den ihren. Sie war so warm. Und als sie trunken die Arme um ihn schlang, da stieg eine wilde Leidenschaft in ihm auf. Er schloß die Augen und legte sich zwischen ihre Beine. Eine unglaubliche Hitze stieg ihm entgegen. Sie war bereit für ihn, und Alex hatte es gewußt.

Zärtlich nahm er sie, und als er sich langsam in ihr bewegte, stöhnte sie auf. Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. Nur selten öffnete sie die Augen und schenkte Brian einen verklärten Blick. Sie schien Alex vergessen zu haben.

Der saß schweigend auf dem Sessel am Fenster des Zimmers und beobachtete die ineinander verschlungenen Körper. Er fühlte

Brians Leidenschaft wie einen köstlichen Schmerz, der ihn tief in seiner Seele traf. *Tu es für mich.* – *Ja, ja.*

Brian explodierte förmlich in ihr. Er stieß einen wilden Schrei aus. Alex war überrascht von dem animalischen Geräusch und erschauderte genüßlich. Brians Körper war mit Schweiß bedeckt, und er zitterte.

Eine Zeitlang hielt er Virginia in seinen Armen. Dann deckte er sie zu und streichelte ihre Stirn und ihr Haar, bis sie eingeschlafen war. Sie hatte nichts gesagt, kein einziges Wort hatten sie gewechselt. Nur ein entspannter, vielleicht dankbarer Blick, und sie war eingeschlafen.

Erst dann wandte er sich Alex zu. Sein Gesichtsausdruck schwankte zwischen Ärger, Erschöpfung und Verunsicherung.

Alex sah ihn liebevoll an. Dann reichte er ihm die Hand. Brian ergriff sie, und Alex zog ihn zu sich heran.

»Ich liebe dich, Brian«, hauchte Alex an seinem Ohr und ließ seine kühlen Marmorhände an Brians Rücken hinuntergleiten. Brian schmiegte sich an Alex' Vampirkörper und genoß die vorsichtigen Berührungen.

Alex hätte in diesem Moment alles dafür gegeben, seine Zähne in Brians weiches Fleisch zu graben, aber das durfte nicht sein. Und so gab er sich damit zufrieden seine Hände auf Brians verschwitztem Körper zu fühlen und den Geruch der körperlichen Vereinigung einzusaugen.

Virginia lag völlig reglos in ihrem Bett. Kaum ein Atemgeräusch war zu hören.

»Wußtest du, daß es so enden würde?« fragte Brian leise.

Alex lächelte ihn vielsagend an. »Sie wollte es von mir – das wußte ich.«

»Wird sie sich daran erinnern?«

»Wie du möchtest«, entgegnete Alex. Abwartend sah er Brian an. »Und?«

Brian errötete leicht. »Ich möchte, daß sie sich erinnert«, sagte er leise und wandte sich ab.

Langsam begann er sich wieder anzuziehen. Ihn beschlich ein merkwürdiges Gefühl. Hatte er wirklich vor den Augen seines Freundes Sex mit dieser Frau gehabt? Es erschien ihm so unwirklich. Als hätte er dabei unter Drogen gestanden. Niemals zuvor hatte er jemandem so tiefe Einblicke in seine Intimsphäre gestattet.

Alex hatte auf dem Sessel direkt neben dem Bett gesessen und jede Bewegung gesehen. Ach, nicht nur jede Bewegung; jede Emotion, jeden Schweißtropfen, alles einfach! Wieder bemerkte er das Blut, das ihm ins Gesicht schoß, und er ärgerte sich darüber.

Warum nur hatte er das getan? Konnte er Alex jemals wieder anschauen, ohne daran denken zu müssen?

»Warum schämst du dich vor mir?« fragte Alex neugierig.

Und Brian fühlte das Blut bis in seine Haarwurzeln pulsieren.

»Du würdest es doch auch mit mir machen, wenn ich ein Mensch wäre, nicht wahr?«

Brian seufzte. »Ja, ich denke. Aber das ist etwas völlig anderes. Ich – ach, ich kann dir das nicht erklären.«

Alex schwieg.

»Ich... erregt dich das eigentlich in irgendeiner Weise?« fragte Brian, als sie die Wohnung verließen und in Brians silbernen Roadster einstiegen.

»Ja, sicher«, antwortete Alex leise. »Aber vermutlich auf eine andere Art, als dich.«

Erschrocken sah Brian ihn an.

Alex bemerkte Brians Blick und sagte schnell: »Nein, ich denke nicht daran, wie es wäre, euch zu töten. Ich versuche vielleicht, mich in dich hineinzuversetzen. Ich lese deine Gedanken, sehe, was du siehst. Für kurze Momente werde ich du. Das ist der Kick.«

Brian schwieg. Während der Fahrt hing er seinen Gedanken nach, und als er schließlich vor seinem Haus parkte, bemerkte er überrascht, daß Alex verschwunden war.

Erschöpft öffnete Virginia ihr Tagebuch. Sie fühlte sich eigenartig matt. Zudem schämte sie sich, wenn sie an die Ereignisse des letzten Abends dachte. So etwas hatte sie noch nie getan, nicht einmal in ihren Träumen erdacht. Aber es war unglaublich gewesen, hatte sie erregt. Alex' Augen auf ihrem Körper, Brian, der sie verwöhnte.

Und das alles in einem Gefühl der absoluten Schwere und – Losgelöstheit. Unbeschreiblich, dachte sie und schüttelte den Kopf. Sie langte nach einem Kugelschreiber und schrieb:

*Was passiert nur mit mir? Worauf habe ich mich eingelassen? Ich habe mich einem Fremden hingegeben, vor den Augen des Mannes, den ich... ja, was eigentlich? Ich liebe Alex nicht. Ich vergöttere ihn. Jede Faser meines Körpers verlangt nach ihm, doch mein Herz sagt nein.*

*Anders ist es bei Brian. Er ist so sanft, so weich. Bei ihm fühle ich mich geborgen, keine Gefahr. Ich habe Angst mich zu verlieben. Aber wäre es denn so falsch? Habe ich nicht die Chance, ein normales Leben mit Brian zu führen? Ich kann es mir doch zumindest erträumen, oder?*

*Bleibt für mich noch die Frage, warum Brian jemanden wie Alex kennt; was zwischen ihnen ist. Brian ist anders, als andere*

*Männer. Ich weiß nicht, aber ich glaube, daß ich seine erste Frau war.*

*Ich fühle, wie sich ein Ring um meine Brust schließt, und das Atmen mir schwer fällt. Ich würde am liebsten schreien, um alles hinauszulassen, aber das würde ja auch nichts bringen. So gern würde ich dieses Geheimnis mit jemandem teilen, aber daran ist gar nicht zu denken.*

*Selbst mit Monica kann ich nicht so offen sprechen.*

*Aber vielleicht kann ich ihr eines Tages Brian vorstellen – als den Mann, den ich kennenlernte, als ich mich so merkwürdig verhalten habe. Dann ist Alex vielleicht vergessen...*

Alex saß über ein Buch gebeugt an seinem Schreibtisch. Aufgeregt blätterte er darin herum. Es war erstaunlich. Es hatte jemand gewagt, über sie zu schreiben und das auf eine bemerkenswert wissenschaftliche Weise. Er mußte über Jahre hinweg einige der Unsterblichen beobachtet haben. Er wußte so vieles von dem, was er als Sterblicher nicht hätte wissen dürfen. Alex sah nach dem Erscheinungsdatum – erst vor zwei Monaten veröffentlicht.

»Die Macht des ewigen Blutes«. Er lachte lautlos. Hoffentlich hatten die Altehrwürdigen diesem Mann nicht schon den Garaus gemacht. Er wollte ihn so gern noch vor seinem Tod sehen. Warum hatte er das getan? Wurde er langsam verrückt, weil er dieses Wissen so lange Zeit gehütet hatte? Wenn er die Unsterblichen wirklich so gut kannte, wie er in seinem Buch vorgab, mußte er wissen, daß er sein eigenes Todesurteil gefällt hatte.

Ungläubig starnte Alex noch einmal auf den Umschlag des Buches, der Autor hieß Benjamin Clairley. Plötzlich ließ ein

Windstoß einen Stapel loser Blätter auf seinem Schreibtisch aufwirbeln. Alex wußte, daß er alle Fenster geschlossen hatte. Denn auch, wenn ihm die Kälte nichts anhaben konnte, liebte er es doch warm und behaglich. Alex drehte sich um.

Aus dem Nichts war Lomay aufgetaucht. Er war wie ein Schatten, dunkel gekleidet, mit dunklen Haaren und fast schwarzen Augen. Alex hatte ihn nicht kommen hören. Mit übernatürlicher Schnelligkeit sprang er von seinem Stuhl auf.

»Hallo Alexander. Schön dich zu sehen«, gurrte er und drückte Alex mit seinem sinnlichen Mund einen Kuß auf die Lippen. Noch bevor Alex reagieren konnte, schnappten Lomays Raubtierzähne zu, und bissen ein Stück aus Alex' Lippe.

Das Blut rann an seinem Kinn entlang und tropfte auf den Boden, wo sich eine kleine Lache bildete. Schmerz brannte wie Feuer an seinem Mund. Aber Lomay ließ Alex keine Zeit zur Erholung, sondern rammte ihm einen Ellbogen in den Magen und trat ihm dann wuchtig in die Kniekehlen. Stöhnend sank Alex zu Boden.

Lomay lachte befriedigt. Es klang wie das Lachen des Teufels.

»Da gehörst du hin, Alexander – blutend auf den Boden.«

Gedemütigt richtete sich Alex ein wenig auf und starrte Lomay haßerfüllt an. Das Blut tropfte weiter an ihm herab, aber er wagte nicht, seinen Stoffwechsel zu beschleunigen, um die Wunde zu schließen, da Lomay dann einfaches Spiel gehabt hätte. Er wäre für einen Moment hilfloser, als ein hypnotisiertes Kaninchen, und diese Chance durfte er Lomay nicht geben.

»Was willst du von mir, Lomay?« zischte Alex. »Brauchst du mich wieder für deine Sado-Maso-Spielchen?«

Lomay schien einen Moment darüber nachzudenken und schüttelte dann den Kopf.

»Vielleicht später. Aber vorher«, sagte er, ließ sich blitzschnell zu Boden sinken und griff brutal in Alex' Haare, »vorher will ich was ganz anderes von dir.«

Mit einer angewiderten Bewegung schleuderte Lomay Alex' Kopf auf den Fußboden. Alex schrie auf. Schwarzer Schmerz explodierte in seinem Kopf, und seine Zähne schlugen hart aufeinander. Aber noch bevor Alex wieder denken konnte, kniete Lomay schon über ihm.

Er schlug seine Zähne in Alex' Hals und riß die Haut auf, bis ihm das Blut entgegenspritzte. Dann labte er sich an ihm, ließ das fast geschmacksneutrale Blut in seine Adern strömen. Alex stöhnte.

Als Lomay schließlich aufstand, betrachtete er Alex, der sich wimmernd in eine Ecke verkrochen hatte, mit einer seltsamen Neugier.

»Bist du mehr Mensch oder mehr Tier, Alexander? Welcher Teil von dir kann dich zu so einer erniedrigenden Haltung zwingen?« fragte er dann langsam.

Er hatte Alex fast bis auf den letzten Tropfen leergesaugt. Dieser war am Rande der Bewußtlosigkeit, Lomays Stimme schien von sehr weit her zu kommen. Er krümmte sich hilflos auf dem Boden. In diesem Zustand war sein Körper nicht fähig sich zu regenerieren. Und die Schmerzen waren unerträglich.

Eine Weile ließ Lomay Alex so am Boden liegen. Er labte sich an Alex' Hilflosigkeit und an dessen Schmerzen. Ein unbeschreiblich starkes Machtgefühl durchströmte ihn, wie immer, wenn er einen Unsterblichen bezwungen hatte.

Dann beugte er sich zu Alex hinunter, der mittlerweile angefangen hatte zu zittern, und legte seinen muskulösen Arm um ihn. Mit seinem Fingernagel riß er sich eine Wunde in seinen eigen-

en Hals und legte den fast bewußtlosen Alex daran. Fest drückte er dessen Kopf an das offene Fleisch, bis er spürte, wie Alex zu trinken begann.

Langsam kehrten Alex' Kräfte zurück. Seine Verletzungen heilten, und er fühlte das Leben zurückkehren. Es war unbeschreiblich. Aber mit dem Leben kehrte auch die Wut auf Lomay zurück.

»Was um Gottes Willen hast du hier verloren?« Alex konnte seinen Haß nur schwer verbergen.

Eine Weile starrte Lomay ihn unbeweglich und stumm an. Er hatte sich nicht verändert; sein Gesicht war immer noch attraktiv – interessant entstellt von der langen Narbe – und in seinen Augen erkannte Alex einen leichten Anflug von Irrsinn.

»Ich komme, um dich zu warnen«, säuselte er dann, und Alex bemerkte den Akzent, mit dem Lomay sprach und den er längst vergessen hatte.

»Wovor willst du mich denn warnen?« fragte Alex mißtrauisch, stand langsam auf und klopfte sich den Staub aus den Kleidern.

»Kannst du dich vielleicht an den Kreis von Merrick erinnern?« Lomay betrachtete ihn forschend, und Alex nickte langsam.

»Was ist passiert?« fragte er langsam.

»Ich dachte, du wärest nicht daran interessiert.«

»Sag schon, Lomay«, fauchte Alex ihn ärgerlich an.

»Sie haben Marc umgebracht.«

»Verdammtd. – Verflucht, wie konnte das passieren?« flüsterte Alex tonlos. Ihm war, als schwänden all seine übernatürlichen Kräfte, als wäre er wieder ein Mensch, der um einen Freund trauern konnte.

Er hatte Marc geschaffen und ein ganzes Leben mit ihm verbracht. Marc war ihm immer ein treuer Gefährte gewesen, bis sie sich

gegen 1913 getrennt hatten. Die Wege der Unsterblichen mußten sich irgendwann trennen – vielleicht nur für einige Jahre – vielleicht aber auch für immer. Alex hatte Marc das letzte Mal in Deutschland gesehen. Er hatte sich ein Firmenimperium aufgebaut und lebte in Saus und Braus. Aus dem schüchternen spanischen Jungen, den Alex in einer Klosterschule kennengelernt hatte, war ein herrischer, aber sehr charmanter Großunternehmer geworden. Ein Mann von Welt.

Jetzt war er tot.

»Sie machen wieder Jagd auf uns«, unterbrach Lomay seine Gedanken. »Sie wollen uns vernichten, also sei auf der Hut. Du weißt, daß die Mitglieder des Kreises von Merrick keine harmlosen Spinner sind.«

»Ich weiß«, antwortete Alex matt. »Sie haben besondere Begabungen, können Gedanken lesen. Aber wie zum Teufel konnten sie Marc zur Strecke bringen?«

Lomay machte eine abfällige Handbewegung. »Er ist geradewegs ins offene Messer gelaufen. Sein Erfolg hat ihn unvorsichtig gemacht. Sie überraschten ihn im Schlaf – in einem Hotelzimmer. Dann trennten sie ihm...«

»Oh Gott, erspar' mir das, Lomay«, stöhnte Alex.

Lomay bemerkte das Buch, in dem Alex gelesen hatte und das nun aufgeschlagen auf dem Boden lag. Er hob es auf.

»Na, wie findest du es?«

»Erstaunlich«, antwortete Alex und wollte es Lomay abnehmen, aber dieser trat einen Schritt zurück.

»Hast du dich gefragt, woher er diese Informationen hat?«

Alex nickte. Seine schneeweisse Hand umklammerte die Lehne seines Schreibtischstuhls.

»Er war einer der Oberen im Kreis von Merrick – bis vor ungefähr einem Jahr. Jetzt lebt er in einem Sanatorium, außerhalb New Yorks – wir haben ihm kräftig eingeheizt, das kannst du mir glauben. Und trotzdem veröffentlichte er dieses Pamphlet. Sein eigenes Todesurteil. – Aber du siehst, welche Informationen sie besitzen. Vielleicht können sie uns nicht vernichten, aber sie werden unsere Zahl beträchtlich schmälern. Und wenn du mich fragst – ich habe nicht vor, mich von dieser Existenz zu verabschieden.«

»Ich auch nicht«, flüsterte Alex kraftlos.

Lomay machte einen Schritt auf ihn zu und grinste, als Alex zurückwich. Seine Lippen zogen sich über den langen Fangzähnen zurück.

»Sei auf der Hut, Alexander. Verrate niemandem, wo du schlafst und – trenn dich von deinem menschlichen Liebhaber! Sie werden dich durch ihn finden, denn er kann seine Gedanken nicht vor ihnen verschleiern. Das wäre nicht das erste Mal, daß ein Sterblicher den Tod eines Unsterblichen verursacht hat, weil er zu dumm war. Am besten, du tötest ihn.«

Alex erstarrte. Er kannte Lomays Gesichtsausdruck – es war sein Ernst. Aber Brian töten? Das würde er nicht fertigbringen. Brian bedeutete ihm viel zu viel. Eher würde er sein eigenes Leben aufs Spiel setzen.

Lomay lächelte vielsagend.

»Wenn du ihm ein Haar krümmst, bringe ich dich höchstpersönlich um«, fuhr Alex heftig an, und Lomay versuchte, eine unschuldige Miene aufzusetzen.

»In Ordnung«, lenkte er ein. »Ich werde mich da heraushalten. Du wirst schon sehen, was du davon hast.«

Geschmeidig drehte er sich um und kletterte leichtfüßig auf die Fensterbank. Von dort verschwand er in die undurchdringliche Schwärze der Nacht und wurde eins mit ihr.

Alex lauschte dem übernatürlichen Herzschlag Lomays, bis auch dieser in der Nacht verklang.

*Lomay und mich verband eine eigenartige Haßliebe. Er war mein Meister, mein Vater – er hatte mich geschaffen. Aber schon, bevor er mir das ewige Blut schenkte, machte er mir klar, wer der Herr war. Er drangsalierte und mißhandelte mich, wann immer ihm der Sinn danach stand.*

*Oft brachte er seine menschlichen Opfer zu mir und tötete sie dann besonders langsam und qualvoll. Ich konnte nur dabeistehen und mußte ihre hilfesuchenden Blicke ertragen, bis sie endlich starben.*

*Und sie starrten mich an; denn schließlich erhofften sie sich Hilfe von einem der ihren. Sie verstanden nicht, warum ich diesem Treiben tatenlos zusah, sie verstanden nicht, warum ich diesem grausamen Spiel kein Ende bereiten konnte.*

*Ich konnte nur erraten, warum Lomay mir so etwas antat: er neidete mir meine Schönheit und – wahrscheinlich vor allem meine Reinheit. Mein Mitgefühl war ihm ein Rätsel – wie es auch für meinen leiblichen Vater rätselhaft gewesen war.*

*Ich war kein großer Jäger, und ich war auch nie eine Kämpfernatur gewesen. Meine Brüder bezeichneten mich als feigen Hund. – Hatte ich schon erwähnt, daß sie kurz vor ihrem Tod ihre Meinung änderten? – Um meiner Familie zu entkommen, schloß ich mich also Lomay an – da war ich gerade 17 Jahre alt – und verschwand spurlos von unserem Landsitz in die Stadt. Das Leben*

in der Stadt war entsetzlich frustrierend für mich. Denn schon bevor die Industrialisierung einsetzte, war die Armut der Bevölkerung unbeschreiblich. Ich war schockiert. Der Tod saß in allen Gassen, und wir trugen auch unseren Teil dazu bei.

Und selbstverständlich hatte ich mit Lomay auch keinen verständnisvollen Ersatzvater gefunden. Tagsüber lungerte ich herum, fing allerlei Liebschaften an, denn um den Verdienst brauchte ich mich nicht zu kümmern. Lomay schien unverbrauchbare Schätze zu besitzen, und natürlich bereicherte er sich auch an seinen Opfern.

Schändlicherweise muß ich gestehen, daß auch ich ihm Opfer brachte, süße halbverhungerte Mädchen, die dachten, etwas Geld zu bekommen, wenn sie sich meinem Meister und mir hingaben. Wenn ich allein war, gab ich ihnen natürlich etwas, aber von Lomay bekamen sie nur den Tod.

Ich wußte es, und trotzdem nahm ich sie mit in die riesige Villa, die Lomay und ich eine Zeitlang bewohnten. Es war eine wunderschöne Villa, ungewöhnlich, denn sie war im griechischen Stil erbaut. Von außen vielleicht ein wenig verfallen, aber die Einrichtung entsprach ganz meinem Geschmack. Kostbare Gemälde zierten die Wände und schwere, dichte Teppiche schmückten die Fußböden.

Ich hatte mir ein Schlafgemach ausgesucht, vor dessen Fenster eine riesige Eiche stand. Oft ließ ich das Fenster offen und lauschte den Worten des alten Baumes.

Wie viele Mädchen und junge Männer ich mit in dieses Zimmer nahm und wie viele dieses verdammte Haus wieder verließen – ich weiß es nicht. Ich vermute, er hat fast alle in den Tod geschickt. Er war ein Tyrann. Aber sooft er mich trat, mich seine übernatürlichen Kräfte spüren ließ – und das war nicht selten – sooft stand

*ich wieder auf und rannte hinter ihm her. Ich wollte die Unsterblichkeit – mehr als alles andere.*

*Und trotz allem, was er mir antat, wußte ich, daß er mich liebte; auf seine schrecklich verkorkste Weise, aber er liebte mich.*

*Das war auch der Grund, weshalb er zurückgekommen war, um mich zu warnen. Es war entsetzlich, daß Marc den Tod gefunden hatte. Ich trauerte wirklich, aber in erster Linie machte ich mir Sorgen um Brian. Er war in zweierlei Hinsicht gefährdet: Wenn der Kreis von Merrick erfuhr, daß er Kontakt zu einem Unsterblichen hatte, würden sie ihn in den Wahnsinn treiben.*

*Und wenn Lomay auf Brian traf – das mochte ich mir nicht einmal vorstellen. Aber ich konnte ihn nicht schon wieder verlassen – und das wollte ich auch gar nicht.*

*Es war ein Dilemma. Aber ich sah ein, daß ich auf der Hut sein mußte. Die Details über unser Leben, die Clairley beschrieben hatte, waren erschütternd genau.*

*Wenn sie einen von uns fanden, wußten sie, wie sie uns umbringen konnten. Der Kreis von Merrick kam jedenfalls nicht mit Kreuzen und Knoblauch daher, wie die zu belächelnden Menschen des 18. und 19. Jahrhunderts. Am ausgeprägtesten war dieser Irrglaube wohl in Osteuropa, aber auch sonst waren die Menschen davon überzeugt, uns durch Bibeln und heilige Sprüche von sich fernhalten zu können. Wie schon gesagt – ein Irrglaube.*

Brian streckte sich behaglich auf Virginias Sofa aus, auf dem sie noch vor kurzem mit Alex gelegen hatte. In der Hand hielt er ein Glas Weißwein, an dem er hin und wieder nippte. Virginia saß angespannt auf dem Sessel ihm gegenüber. Sie beobachtete jede seiner feinen, fast weiblichen Bewegungen fasziniert. Lässig fuhr sich Brian mit den Fingern durch das dichte Haar, ohne sich bewußt zu sein, was für eine verführerische Geste das war.

»Was denkst du eigentlich von Alex?« fragte er Virginia und fixierte sie scharf, um keine Regung in ihrem Gesicht zu verpassen.

»Müssen wir von ihm sprechen?« Virginia wandte ihren Blick von ihm ab. »Du erscheinst mir viel realer, Brian. Du machst mir keine Angst.«

»Warum triffst du ihn, wenn er dir Angst macht?« fragte Brian verwundert und richtete sich auf. Als er Virginias Gesicht sah, schüttelte er den Kopf.

»Du empfindest gar nichts für ihn, oder?«

»Ach, laß das doch«, erwiderte Virginia genervt.

Aber Brian ließ nicht locker. »Du findest es nur spannend – ein Spiel mit dem Feuer.«

»Nein, das ist nicht wahr. Er ist natürlich attraktiv – welche Frau würde nicht dahinschmelzen bei seinem Lächeln? Und ich finde ihn wirklich sehr interessant. Aber es gibt Dinge an ihm, die ich nicht... begreifen kann. Dinge, die mir Angst machen. Er ist... so dominant – im Gegensatz zur dir.«

»Weißt du eigentlich um die Gefahr, in die du dich begibst?«

Virginia lachte. »Das Spiel mit dem Feuer ist einfach gefährlich.«

Kleopatra sprang auf das Sofa, um sich von Brian kraulen zu lassen. Als er zufällig den weichen Katzenkörper berührte, erschrak Brian heftig.

»Deine Nerven sind wohl auch nicht die besten, was?« Virginia lächelte spöttisch, aber Brian widmete seine Aufmerksamkeit der Katze, die bereits angefangen hatte, zu schnurren.

»Ist er eigentlich dein Lover?« fragte Virginia dann ganz unvermittelt.

»Wie kommst du darauf?« Brian sah sie mißtrauisch an.

»Na ja, ich glaube, du hast noch nicht so wahnsinnig viel Erfahrung mit Frauen«, grinste Virginia.

»War ich so schlecht?«, fragte Brian schuldbewußt, aber Virginia schüttelte rasch den Kopf.

»Nein, du machst nur den Eindruck, als könntest du mit Männern mehr anfangen.«

»Vielleicht hast du da recht«, seufzte Brian und wandte sich wieder der Katze zu.

Virginia wartete einen Moment. »Bekomme ich also keine Antwort?«

»Na, es kommt darauf an, wie du Lover definierst«, sagte Brian schließlich. »Ich bin ihm sehr verbunden.«

»Sehr diplomatische Antwort.«

»Was willst du von mir hören? – Ob ich ihn liebe, oder ob ich mit ihm ins Bett gehe?«

»Beides, wahrscheinlich«, sagte Virginia, erstaunt über seinen gereizten Tonfall.

Brian antwortete nicht. Still starnte er aus dem Fenster in die klare Nacht hinaus. Er fragte sich – etwas schuldbewußt – ob Alex dort irgendwo war. Er hatte die letzten Abende und auch die

Nächte mit Virginia verbracht. Und Alex hatte sich nicht blicken lassen, obwohl er sicher wußte, wo Brian sich aufhielt.

Virginia faszinierte Brian auf ihre ganz eigene Weise. Sie wußte offensichtlich nicht, in welcher akuten Gefahr sie sich befand. Denn sie strahlte eine wunderbare Naivität aus, die Brian sehr mochte. Aber er konnte nicht einschätzen, wie Alex zu ihr stand. War sie als Mensch interessant für ihn oder lediglich als sterbliches Spielzeug?

Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Alex sie irgendwann töten könnte. Aber das konnte er – daran zweifelte Brian nicht. Kleopatra sprang von Brians Schoß, um mit Israel zu balgen.

Gedankenverloren strich Brian mit den Fingern über den weichen Stoff des Sofas. Stand Alex jetzt vielleicht vor Brians Fenster und ärgerte sich? Aber warum dachte er an Alex? Jetzt, wo er in Gesellschaft dieser umwerfend aussehenden Frau war? Konnte er sich denn nicht vorstellen, den Kontakt zu den Unsterblichen aufzugeben, um ein ganz normales Leben zu führen? Ein wunderbares, normales Leben mit einer Frau und Kindern in einem schönen Haus. Ein wunderbares Leben mit dieser Frau? War es nicht das, was der Mensch begehrte?

Es war eine angenehme Vorstellung, wenn er an eine Zukunft mit Virginia dachte, aber irgendetwas nagte an ihm. Und Brian wußte sehr genau, was das war. Er konnte sich kein Leben ohne Alex wünschen. Er konnte auf den Luxus verzichten, auf die teuren Geschenke, die Alex ihm machte, aber auf Alex konnte er nicht verzichten. Er lag ihm wirklich sehr am Herzen. Und er wußte, daß er niemals mit dem Wissen leben konnte, daß es die Unsterblichen gab und er sich von ihnen abgewandt hatte.

»Warum schaust du so traurig?« fragte Virginia und setzte sich zu ihm auf die Couch. »Laß mich dich ein bißchen ablenken.«

Zärtlich begann sie sein Gesicht zu küssen. Sie schob ihre warmen Hände unter seinen Pullover und massierte seinen Rücken. Brian seufzte und schob die unangenehmen Gedanken zur Seite.

»Laß uns in dein Schlafzimmer gehen«, flüsterte er Virginia ins Ohr.

Alex schäumte vor Wut, als er die beiden Schatten hinter dem Vorhang des Schlafzimmers sah. Er nahm die rhythmischen Bewegungen wahr und konnte sich auch vor den anderen Geräuschen der körperlichen Vereinigung nicht schützen.

Brian war offensichtlich in Liebe entflammt zu dieser Frau. Dieser Narr! Was konnte sie ihm schon bieten? Zornig trat Alex gegen eine Straßenlaterne. Diese erlosch ungnädig und knickte an der Stelle, an der Alex sie getroffen hatte, einfach ab. Schlimmer hätte sie nach keinem Autounfall aussehen können. Sein Zorn war kaum zu bändigen. Und das Schlimmste war, daß er die beiden miteinander bekannt gemacht hatte. Es war nicht zu glauben. Das ganze Dilemma war seine Schuld! Oh, wie haßte er die beiden ineinander verschlungenen Gestalten, die sich dort oben ihren niedersten Instinkten hingaben. Er hätte sie töten können. Ihr Blut hätte seinen Zorn vielleicht besänftigt.

Alex erschrak. Hatte er wirklich darüber nachgedacht, Brian zu töten? Nein, niemals würde er so etwas tun. Was lauerte da für eine Bestie in ihm, die solche Gedanken hervorbringen konnte?

Wieder ließ Alex seinen Blick zu Virginias Schlafzimmerfenster schweifen. Dort oben wurde das Licht gelöscht. Von Brian? Alex spürte einen stechenden Schmerz in seiner Brust. Warum mußte er diese Schmerzen so viel intensiver spüren, als ein Sterb-

licher? Der Schmerz raubte ihm den Atem. Die Einsamkeit durchdrang seinen Körper mit schwarzer Macht.

*Brian. – Alex?*

Wütend und traurig stieg Alex in den tiefschwarzen Nachthimmel auf. Nur die Sterne begleiteten ihn, als er sich vom Wind treiben ließ. Weit, weit weg von diesem Leben.

Alex landete im dichten Urwald. Die vielen Geräusche und das Gewusel der unendlich kleinen Tiere entzückten ihn über alle Maße. Wie mochte dieser Urwald wohl bei Tage aussehen? Die Sonne konnte jedenfalls nicht durch die dichten Baumkronen auf den weichen Naturteppich aus abgestorbenem Holz und dichtem Buschwerk dringen.

Aber sicher war dieser Wald voll von Farben. Wunderbare Grüntöne in allen Schattierungen, prächtige bunte Vögel und gefährliche Insekten, die ihre Warnfarben wie Schmuck trugen. Hier war das Leben – und das Sterben. Der ekelerregernde Kreislauf von Leben und Tod, von Vermehrung und Absterben, der wunderbare Kreislauf der Natur.

Alex liebte es. Auch wenn ihm sehr deutlich bewußt wurde, daß er nur den einen Teil dieses Kreislaufs darstellte. Ach, auch er hatte die Gabe, Leben zu schenken – doch zuvor mußte er es nehmen.

Denn es war doch ein Leben, was er führte. Und er war unsterblich! War das nicht erstrebenswert?

Alex streifte als Jäger durch die dichte Wildnis. Für ihn würde der Dschungel niemals grün sein – trotzdem liebte er ihn.

Er streifte durch das undurchdringliche Dickicht, nährte sich an kleinen, pelzigen, quiekenden Wesen, die ihn augenblicklich als das erkannten, was er war. Sie ließen sich nicht täuschen.

Doch glücklich war Alex nicht. Seine Trauer schien lediglich etwas besänftigt. Der Schmerz jedoch saß zu tief, fraß an seinen Eingeweiden und schuf ein immer größer werdendes schwarzes Loch.

Und so sehr er den Urwald liebte – er war nicht seine Heimat. Alex war einsam. Er gehörte nicht hierher. Das war nicht seine Welt.

Manchmal war er ein Gott, manchmal ein wildes Tier – aber in erster Linie war Alex ein Mensch. Und er brauchte die Menschen um sich herum. Brauchte ihre Nähe, ihre Liebe. Brauchte ihre warmen Körper. Er brauchte sie schlicht zum Leben. Und diese Einsicht schmerzte sehr.

Doch hatte nicht schon Aristoteles gesagt, daß der Mensch ein gesellschaftsbildendes Wesen war? Daß die, die ohne Gesellschaft auskamen, entweder göttlichen oder tierischen Ursprungs sein mußten? – Alex vereinte dies alles, doch seine menschliche Seele sehnte sich nach Nähe.

Und er vermißte Brian.

Doch die Sonne bahnte sich schon langsam ihren Weg durch die Morgendämmerung, und Alex brauchte einen Unterschlupf. Zunächst suchte er etwas wie eine Höhle in seiner Umgebung, als jedoch der erste Lichtstrahl seine Kraft durch das grüne Blattwerk sandte, legte Alex sich erschöpft auf den Boden und grub sich in Sekundenschnelle in den weichen Untergrund. Eine verwirrende Müdigkeit überfiel ihn, und er war froh, nicht weiter über seine Einsamkeit nachdenken zu müssen. Erlösender Schlaf übermannte ihn.

Alex blieb nur noch eine weitere Nacht im Urwald Südamerikas. Dann trieben ihn seine Gedanken und seine Sehnsucht nach Hause. Die Kreaturen der Wildnis waren nicht seine Familie.

Als Alex wieder in seinem eigenen Haus vor dem Spiegel stand, mußte er lachen. Seine Kleider waren zerrissen und starrten vor Schmutz. Sein ehemals weißes Hemd konnte unmöglich mehr als ein solches betrachtet werden, und auch seine Hose war irreparabel beschädigt. Selbst seine seidige Haut war von einer Schmutzkruste überzogen.

»Alexander, du ähnelst eher einem Erdferkel, als einem englischen Lord«, sagte er zu sich und wischte sich mit der Hand eine dreckige Haarsträhne aus dem Gesicht.

Dann streifte er die zerschlissene Kleidung vom Körper und stellte sich unter den heißen Strahl der Dusche. Das Wasser prasselte angenehm auf seine übernatürliche Haut und nahm den Schmutz mit sich – doch die Schwärze in seiner Seele blieb.

Aber das Wasser wärmte ihn wenigstens ein wenig. Alex starnte auf seine marmorweißen Hände. Er mußte noch auf die Jagd, sonst würde der Durst morgen übermächtig sein. Er seufzte und stieg wie ein gewöhnlicher Mensch aus der Dusche, um sich abzutrocknen.

Dann zog er sich eine einfache blaue Jeans und einen schwarzen Pullover an und verließ sein Haus in Greenwich Village. Eine Zeitlang ließ er seine Gedanken ihre eigenen Wege gehen, bis er schließlich ein geeignetes Opfer fand.

Die junge Frau ahnte nicht einmal die tödliche Gefahr, die von Alex ausging. Sie sah lediglich einen attraktiven Mann vor sich, der sie seit einiger Zeit in dem kleinen Bistro beobachtete. Seine Augen hatte Alex – wie üblich – hinter einer Sonnenbrille verborgen. Er lächelte sie an. Seine Hände klammerten sich um eine Tasse Cappuccino, die er sich zur Tarnung bestellt hatte – und zum Händewärmen.

Die junge Frau hatte einen selbstbewußten Eindruck gemacht, und Alex hatte sich nicht getäuscht. Langsam stand sie auf und kam auf ihn zu. Sie war groß, bestimmt so groß wie er. Ihre kurzen braunen Haare waren modern geschnitten, und sie trug einen kleinen Diamanten im linken Nasenflügel. Alex bemerkte ihre auffallend hellen Augen.

»Du hast sicher nichts dagegen, wenn ich mich zu dir setze«, begann sie und überraschte Alex mit einer kräftigen, fast maskulinen Stimme.

Alex schüttelte lächelnd den Kopf. »Es sei denn, ich bekomme gleich von deinem Liebhaber eins auf die Nase«, sagte er dann.

Sie lachte kurz auf. »Wäre ich in Begleitung hier, hätte ich mich sicher nicht zu dir gesetzt. Susan ist mein Name.« Sie reichte Alex die Hand, und er drückte sie kurz.

»Alex.«

»Warum hast du mich angestarrt?« fragte sie dann und sah ihn neugierig an.

»Warum bist du zu mir gekommen?« fragte Alex zurück.

Einen Moment sah Susan verärgert aus, dann sagte sie: »Weil du mit Abstand der interessanteste Mann hier bist.«

»Du kennst mich doch gar nicht. Vielleicht bin ich ein fürchterlicher Langweiler, der sich nur für die Oper und für klassische Musik interessiert – und für Briefmarken..«

Wieder lachte Susan. »Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

Und Alex erwiderte leise: »Die Vorstellungskraft des Menschen ist eben begrenzt.«

»Du machst mich neugierig.«

»Dann laß uns aus diesem Laden verschwinden und einen schönen Nachtspaziergang machen. Oder traust du mir nicht?« Alex schaute sie herausfordernd an. Sie erwiderte seinen Blick.

»Sicher traue *ich* mich.«

Gemeinsam verließen sie das Bistro. Vertrauensvoll hakte Susan sich bei Alex ein, und dieser lächelte unwillkürlich. Wie arm doch die menschliche Vorstellungskraft war. Sie war nicht in der Lage, das Böse zu sehen, die wirkliche Gefahr. Hätten die Menschen nur ein wenig Instinkt übrig behalten, sie könnten uns wittern, dachte Alex und lächelte.

Er führte sie in einen fast menschenleeren Park und genoß ihre Wärme an seiner Seite. Und natürlich auch ihre Unwissenheit.

Schließlich blieb er stehen, als er sicher war, daß niemand sie stören würde. Er drehte sie zu sich herum und legte seine kalte Hand sanft in ihren Nacken. Susan erschauderte bei der Berührung seiner kalten Haut. Sie schloß die Augen. Alex beugte sich zu ihr und verschloß ihre Lippen mit den seinen. Seine spitzen Zähne bohrten sich augenblicklich in ihre Zunge. Erschrocken versuchte Susan sich aus der Umarmung zu befreien, doch Alex hielt sie unerbittlich fest. Heißes Blut quoll zwischen ihren aufeinandergepreßten Mündern hervor und bildete feuchte Rinnale an Susans Kinn.

Alex spürte das Blut durch seine Adern donnern. Er sah in Susans schreckgeweitete Augen und spürte, wie ihre Gegenwehr nachließ. Ihre Lider flatterten, das Leben nahm Abschied von ihrem Körper.

»Tödlicher Kuß«, flüsterte Alex noch in ihr Ohr. Dann hob er ihre Leiche auf seine Arme und flog bis zum Fluß, der sich schwarz unter ihnen durch die Landschaft zog. Er verringerte seine Höhe ein wenig und ließ den Körper aus seinen Händen

gleiten. Mit einem dumpfen Platschen kam er auf der Wasseroberfläche auf und versank fast augenblicklich, als die Kleider sich mit Wasser vollgesogen hatten.

Alex schmeckte immer noch ihr süßes Blut in seinem Mund, als er leise in der Nähe von Brians Häuschen landete. Er hatte eigentlich gar nicht herkommen wollen, aber seine Sehnsucht war zu drängend – er mußte Brian sehen.

So schlich er wie ein Einbrecher zu einem der kleinen holzgerahmten Fenster und lukte hindurch. Sofort erspähte er Brian, der dabei war, sich noch einen Tee zuzubereiten. Eigentlich hätte Alex es dabei belassen wollen. Er wollte Brian nur sehen. Doch als er ihn dann beobachtete, nahm sein Zorn überhand. Seine Trauer und seine Enttäuschung wallten wieder hoch, und er polterte geräuschvoll durch die Tür herein.

Brian blieb fast das Herz stehen vor Schreck, als er die Geräusche in seinem Wohnzimmer vernahm. Langsam schlich er zur Tür und versuchte in dem fast unbeleuchteten Zimmer etwas auszumachen. Doch als er Alex sah, atmete er erleichtert auf. Allerdings währte seine Erleichterung nicht lange, denn als er die Wut in seinem Gesicht erkannte, wich er erschrocken zurück in die Küche.

Alex machte den Eindruck, als hätte er nicht schlecht Lust, Brians Haus in Schutt und Asche zu legen. So einen Ausdruck hatte Brian noch nie zuvor auf Alex' Gesicht gesehen. Und er hatte tatsächlich Angst. Was war, wenn Alex jetzt durchdrehte? Hätte er dann überhaupt eine Chance zu überleben? Eher unwahrscheinlich.

Brians Herz raste, als Alex auf ihn zukam. Er wagte nicht ihn anzusprechen, denn seine Stimme wäre alles andere als fest gewesen.

»Warum gehst du zu ihr?« knurrte Alex Brian an, und diesem brach der Schweiß aus. »Liebst du sie vielleicht?«

Brian sah ihn verwirrt an. »Was ist los?«

»Du weißt sehr genau, was los ist«, fuhr Alex ihn an. Seine Augen hatten einen gefährlichen Glanz bekommen. Trotzdem wich Brians Angst einer unbestimmten Verärgerung.

»Meinst du vielleicht Virginia?«

»Wen sonst?« fauchte Alex und trat noch einen Schritt auf Brian zu.

»Du bist eifersüchtig? Du jagst mir so einen Mordsschreck ein, weil du eifersüchtig bist?« Brian lachte hysterisch. »Du Idiot.«

»Hüte deine Zunge, Brian, wenn dir dein Leben lieb ist«, sagte Alex leise, und seine Stimme hatte einen aggressiven Unterton.

»Aber du bist ein Idiot. Was soll dieser Auftritt?«

»Ich will nicht, das du dich mit ihr triffst.« Alex' Gesicht war wie versteinert. Er wirkte wie eine Statue.

Seine Augen reflektierten das Licht, das aus der Küche zu ihm hinüberschien. Seine weiße Haut schimmerte matt.

Brian erschauderte leicht. Er spürte den Schmerz, der von seinem unsterblichen Freund ausging, aber er wollte nicht nachgeben. Alex hatte einfach kein Recht, ihm vorzuschreiben, mit wem er sich treffen durfte.

Das war sein Leben. Er konnte es gestalten, wie er wollte – und genau das würde er auch tun. Und wenn Alex das nicht begreifen wollte, dann mußte Alex eben verschwinden.

Brian sah die Veränderung in Alex' Gesicht sofort – er hatte seine Gedanken gelesen. *Alex, nein, es war nicht so gemeint.*

Das Funkeln in Alex' Augen wich einem dunklen Schmerz. Seine Lider zitterten leicht. Rasch wandte er sich um und verschwand wortlos, ohne sich noch einmal nach Brian umzusehen.

Dunkle Tränen flossen über seine Wangen und versickerten im Kragen seines Pullovers. Alex erhob sich in die Luft, und es erschien ihm, als hätte die Enttäuschung ihn unendlich schwer werden lassen. Durch den roten Schleier seiner Tränen konnte er seine Umwelt kaum noch wahrnehmen. Seufzend stieg er noch höher in den Himmel, um nicht in einem der hohen Baumwipfel hängen zu bleiben.

Was hatte er bloß getan, daß das Leben so grausam zu ihm war? War das vielleicht Gottes Strafe? Gottes Strafe in Gestalt eines Liebhabers, der einen betrog? Alex schluchzte geräuschvoll. Wäre er nicht so todtraurig gewesen, hätte ihn diese Vorstellung wahrscheinlich erheitert. Gottes Gesandte als Liebhaber des Bösen...

Aber ihm war – weiß der Himmel – nicht zum Lachen zumute.

Brian stand noch immer verlassen und zitternd an der gleichen Stelle, auf der er gestanden hatte, als die Tür zuschlug.

Alex war fort. Dumpf spürte Brian den Schmerz, den er in Alex' Augen gesehen hatte. Sollte *das* das Ende sein? Nein, das konnte er sich nicht vorstellen. Alex war nie besonders nachtragend gewesen. Aber – er hatte ihn so verletzt. Warum nur hatte er sich nicht zurückgehalten? Doch welches Recht hatte Alex, sich so in sein Leben einzumischen? Schließlich war er nicht Alex' Eigentum.

Brian machte das Licht im Wohnzimmer an und trat zur Haustür hinaus. Vielleicht war Alex hier draußen? – Aber Brian nahm nicht den leisesten Schimmer seiner Anwesenheit wahr.

Trotzig schloß er die Haustür. Sollte Alex doch wiederkommen, wenn er sich beruhigt hatte. Brian ging zum Telefon und wählte Virginias Nummer. Er mußte eine Zeitlang warten, ehe Virginia sich mit verschlafener Stimme meldete.

»Hallo, hier ist Brian. Kann ich noch vorbeikommen?«

Jim Clairley betrat leise das Zimmer des Sanatoriums. Die ewigen Ermahnungen der Schwestern waren ihm bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Es roch nach Desinfektionsmitteln und Seife – nicht nur in den Gängen, sondern auch in den einzelnen Zimmern. Er war ohne anzuklopfen eingetreten und doch saß sein Vater bereits kerzengerade im Bett. Als er seinen Sohn erkannte, atmete er erleichtert auf.

Benjamin Jason Clairley sah alt aus – alt und müde, das wurde Jim heute ganz besonders bewußt. Er näherte sich langsam dem Bett und drückte dem alten Mann die Hand. Sie war kühl und schlaff. Fast, als hätte die Hand bereits aufgehört zu leben. Die auffällige Tätowierung an der Innenseite seines Handgelenks war verblaßt. Nur die Augen des alten Mannes strahlten noch einen Lebenswillen aus, der Jim auch diesmal wieder verblüffte.

»Du siehst besorgt aus«, begann Benjamin Clairley mit krächzender Stimme, die sich wie eine verrostete Türangel anhörte. »Wie geht es deiner Frau, deiner Tochter?«

»Beiden gut«, antwortete Jim knapp. Dann schwiegen beide eine Zeitlang. Sie hatten sich noch nie sehr viel zu sagen gehabt – wahrscheinlich weil sie sich so ähnlich waren.

Benjamin beobachtete seinen Sohn aufmerksam. Es schien, als fiele es ihm unendlich schwer, den Grund seines außerplanmäßigen Besuchs zu offenbaren.

Jim zog sich einen Stuhl mit dunkelgrünen Plastikpolstern heran und setzte sich neben das Bett seines Vaters. Seine Blicke wanderten nach draußen, und er versuchte die unangenehmen

Erinnerungen an sein Gespräch mit Ripley abzustreifen. Dann räusperte er sich.

»Wie hast du damals gewußt, das *sie* keine Menschen waren?«

Benjamin Clairley sah seinen Sohn erschrocken an. Noch nie hatte der sich ernsthaft für dieses Thema interessiert. Mit einem prüfenden Blick fragte er: »Willst du jetzt feststellen, ob ich völlig senil bin?«

»Nein«, antwortete Jim. »Ich muß das wirklich wissen. Erzähl' mir die Geschichte, von Anfang an. Das könnte für mich von enormer Wichtigkeit sein.«

Benjamins Augen verengten sich, und er fragte leise: »Sind sie wieder da?«

»Das ist durchaus möglich«, antwortete Jim und nickte langsam.

»Also gut«, begann der Alte. »Ich werde dir diese Dinge berichten, in der Hoffnung, du wirst erfolgreicher sein, als ich.«

Erschöpft ließ sich der alte Mann zurücksinken. Aber der erwartungsvolle Ausdruck in Jims Augen ließ ihn weitererzählen, obwohl er sich momentan nur nach Schlaf sehnte.

»Gleich bei meinem ersten Auftrag für den Kreis von Merrick lernte ich ihn kennen – Jake Willoby. Er war der grausamste Mensch – zuerst dachte ich ja, daß ich es mit Menschen zu tun habe – den ich je kennengelernt habe. Ich dachte anfangs, es wären Menschen mit übersinnlichen Gaben, die wir verfolgten. Hätte nie gedacht, daß der Kreis seine Leute für solche Todesmissionen einsetzt.

Aber zurück zu Willoby. Für ihn war ein Leben absolut nichts wert. Er war gefährlich, und immer steckte er in irgendwelchen Schwierigkeiten. Aber er war wichtig; und so beschloß ich an ihm dran zu bleiben. Und ein Zwischenfall brachte mich dann auf den

Gedanken, weiter nachzuforschen, zu ergründen was der Kreis von ihm wollte...«

... Benjamin Clairley stand auf verlorenem Posten. Wie war er nur in diese idiotische Schießerei geraten? Er hatte nur eine Möglichkeit: Er mußte hinter Willoby her – in die Kanalisation. Langsam robbte er zu dem schräg gestellten Kanaldeckel, durch den Willoby eben verschwunden war. Als er den Deckel vorsichtig anhob, erschrak er: überall war Blut! Willoby mußte getroffen worden sein und – nach der Menge des Bluts zu urteilen – standen seine Chancen schlecht.

Geschickt ließ sich Clairley durch die schmale Öffnung gleiten. Modrige Nässe schlug ihm entgegen, so daß er den Atem anhielt. Wenn Willoby jetzt tot war, mußte er wieder von vorn anfangen, ärgerte sich Clairley. Es war ihm ein Rätsel, wie so etwas passieren konnte. Wer hatte den Befehl zur Erstürmung des Fabrikgebäudes gegeben?

Dumpf platschend kam Benjamin Clairley in der dunklen Suppe zum Stehen. Wie er das haßte! Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und er begann, den Tunnel nach Willoby abzusuchen. Er hoffte, daß ihm ein auf dem Bauch schwimmender Jake Willoby erspart blieb.

»Willoby, wo bist du?« fragte Benjamin leise in die Stille hinein. Seine Stimme hallte unheimlich von den Tunnelwänden wieder. Langsam tastete er sich weiter in das verzweigte Kanalsystem vor.

»Willoby, wo...« Eine eisige Hand schoß aus einer kleinen Seiteneinmündung hervor und riß ihn fast von den Füßen. »Schnauze, Ben.«

Clairley blieb vor Schreck die Luft weg. Vor ihm stand Willoby, und er war schlimmer getroffen, als Benjamin gedacht hatte.

Unter seinem rechten Auge klaffte ein faustgroßes Loch, unter dem ein weiß schimmernder Wangenknochen hervortrat. Auch seine Schulter war getroffen, wie man unter der zerfetzten Jacke sehen konnte. Benjamin hätte sich beinahe übergeben. Es war für ihn unbegreiflich, wie Willoby in diesem Moment noch grinsen konnte. Seine offene Gesichtshälfte verzerrte sich zu einer grotesken Maske. Aber das Schlimmste für Benjamin war, daß er sich angucken mußte, wie sich das zerstörte Fleisch von selbst regenerierte. Benjamin wollte sich abwenden, aber Willoby hielt seine Schultern unerbittlich umklammert und zwang ihn, dabei zuzusehen. Benjamin hätte nicht sagen können, wie lange es dauerte, bis Willobys Gesicht und Schulter wieder vollkommen hergestellt waren. Vielleicht hatte es nur eine Augenblick gedauert – vielleicht eine Ewigkeit.

Als Jake Willoby hörte, wie der Kanaldeckel vorsichtig verschoben wurde, zog er Benjamin Clairley aus der Nische hinter sich her, den Gang hinunter. Er schien sich bestens in der Kanalisation auszukennen. Und so dauerte ihre Reise durch die muffigen Gänge nicht so lange, wie Clairley vermutet hatte.

Willoby deutete auf eine quadratische Luke von etwa neunzig Zentimetern Durchmesser und grinste. »Unsere Tür zur Freiheit«, sagte er und zog an dem Stahlring, der an der Lukentür befestigt war.

Lautlos öffnete diese sich, und sie krochen hindurch. Hinter der Tür eröffnete sich Clairley ein noch undurchschaubareres Labyrinth von Gängen, als in der Kanalisation.

Willoby hatte hier offensichtlich keine Befürchtungen mehr, entdeckt zu werden. Er ging aufrecht und sorglos, und wenn er sprach, dann in normaler Lautstärke.

»Ein Wort von dem, was du eben gesehen hast, Ben – und du bist tot«, sagte er plötzlich, so daß Benjamin zuerst dachte, er hätte sich verhört. Aber Willoby starrte ihn so unverwandt an, daß an seinen Worten kein Zweifel blieb. Benjamin nickte. Die Ereignisse in der letzten halben Stunde hatten ihm eh die Sprache verschlagen...

»So kam ich also auf den Gedanken, daß vielmehr dahintersteckte, als der Kreis jemals zugegeben hätte. Damals heuerten sie lediglich junge Männer an, um die Dreckssarbeit zu erledigen. Und es ist Dreckssarbeit, diese Teufel aufzuspüren – vor allen Dingen, wenn man vorher nicht weiß, auf was man sich da einläßt.« Der alte Mann streckte seine faltige Hand nach einem Glas Wasser aus, und Jim reichte es ihm.

»Du hast also gesehen, wie die Wunde von Willoby von allein heilte – und das in Minuten schnelle?« Jim seufzte, aber sein Vater sagte rasch: »Ich konnte es zunächst auch nicht glauben. Habe immer wieder darüber nachgedacht, aber es war so passiert. Abgesehen davon, war auch Willobys Orientierungssinn erstaunlich. Ich glaube, die Dunkelheit in der Kanalisation und später im Labyrinth bemerkte er gar nicht. Für ihn war es taghell. – Für mich gab es damals nur eine Möglichkeit: ich mußte weiter in den Kreis eindringen. Mußte mehr Informationen bekommen.«

»Und, hast du das bekommen, wonach du suchtest?« fragte Jim interessiert, denn er hatte vorher nie mit seinem Vater darüber gesprochen.

»Ja, das habe ich. Und ich bin aufgestiegen in der Hierarchie des Kreises.« Er deutete auf die alte Tätowierung.

»Ein Zeichen des inneren Zirkels. Aber, mein Sohn, ich kann dich nur warnen. Der Kreis kann dich nicht beschützen vor ihnen – und sie sind rachsüchtig. Willst du den Kampf mit ihnen aufneh-

men, nimmst du mit dem Kreis von Merrick Kontakt auf, wird *er* dein Leben sein. Dann mußt du Abschied nehmen, von denen, die du liebst; denn sonst bist du eine Bedrohung für sie.«

»Ich habe mich noch nicht entschieden«, sagte Jim unsicher.

»Du kannst erfolgreich sein, oder untergehen. Überleg' es dir gut«, erwiderte Benjamin ernst. »Wag' dich niemals zu weit vor.«

Jim stand auf und zog seinen Mantel an. Als er sich umwandte, um zu gehen, sagte sein Vater: »Warte, ich möchte dir noch etwas geben.«

Er zog mühsam die Nachttischschublade auf und holte ein kleines dunkelgrünes Kästchen hervor. Zögernd nahm Jim es entgegen und öffnete es. Auf einem kleinen Samtkissen lag ein Tresorschlüssel, und noch bevor Jim etwas sagen konnte, begann sein Vater: »In diesem Tresor sind meine Aufzeichnungen versteckt. Was du damit machst, bleibt jetzt dir überlassen. Der Tresor befindet sich in meinem ehemaligen Schlafzimmer – du wirst ihn finden.«

Wortlos drehte Jim sich um und verließ den Raum. Seine Finger krampften sich um das kleine Kästchen, aber er bemerkte es gar nicht.

Ruhelos wälzte sich Brian in seinem Bett. Er hatte wieder diesen Traum. Oh Alex, warum tust du mir das an? Die Welt schien sich zu spalten, und Brian stand vor dem Abgrund. Unter ihm toste das wütende Meer. Es schien ein unendliches Meer zu sein. Schwarz. Ohne Grund und ohne Ende. Die Stimmen – ja die Stimmen der Gequälten. Was wollt ihr von mir? Was soll ich tun? Keine Antwort. Die Stimmen. Es waren die Toten, die Opfer. Er wußte es – sie waren die Opfer der Unsterblichen.

Die Stimmen verhallten, sie erstarben. Nur noch das Meer, und es schien sich beruhigt zu haben. Alex war da. Hatte er das Meer befriedet? *Nein, ich bin kein Gott.* Alex reichte Brian die Hand und führte ihn dichter an den Abgrund. Und da sah er sie. Stumm blickten sie zu ihm herauf. Tausende ausdrucksloser Gesichter, weiß mit ungläubig geweiteten Augen.

Ich will sie nicht sehen. Aber Alex hielt ihn unerbittlich fest. *Willst du da hinunter?* Nein, oh Gott, nein, keuchte Brian entsetzt.

Verzweifelt versuchte er sich von Alex' Hand zu lösen. Aber es war zwecklos. Einen Schritt noch, einen Schritt. Alex zog Brian mit sich in die Tiefe. Sie fielen. Die Gesichter verschwanden.

Brian kniff die Augen zusammen. Alex war bei ihm. Er war wie ein gleißendes Licht, hinter dem man die Offenbarung vermutete. Göttlich und teuflisch. Hast du die Antworten? *Es gibt keine.* Es muß welche geben. Du willst sie nicht verraten. *Was willst du mit Antworten? Niemand hat sie, und die Welt dreht sich trotzdem.* Woher kommen wir, und was passiert mit uns nach dem Tod? Alex verzog höhnisch das Gesicht. *Du wirst verrotten oder ewig leben. Nicht mehr, nicht weniger. Es liegt in deiner Hand.* Er war die Versuchung. Sein schwarzes Haar glänzte, sein makelloses Gesicht... Luzifer. *Nein Brian. Nicht Engel und nicht Teufel. Und nicht Gott. Nur Leben, Versuchung und Lust... deine Entscheidung.* Brian streckte die Hände aus, um Alex zu berühren, aber da war nur Licht.

Schließlich erwachte Brian erschöpft.  
»Alex, mein Todesengel«, flüsterte er.

*Ich fühlte mich schlecht. Elend sogar, um genau zu sein. Ich glaube – ja, ich glaube, es war Eifersucht, die mich quälte. Sch-*

liche menschliche Eifersucht, aber nicht untypisch für Vampire. Zumindest nicht für mich.

Zwischen Brian und Virginia hatte sich etwas entwickelt, von dem sie mich ausschlossen. Etwas, das ich nicht vermutet hätte. Es war höchst ärgerlich! Ich wußte, daß Brian viel Zeit mit ihr verbrachte – er ging sogar mit ihr ins Bett. Mehr wußte ich nicht, denn er verschloß seine Gedanken mir gegenüber.

Und ich konnte nicht mit beiden zusammensein – das brachte mich fast um den Verstand.

Sicher, Brian liebte mich, und auch Virginia hegte keinen Groll gegen mich, obwohl: Mehr als einmal ertappte ich mich bei dem Gedanken, daß Virginia unsere Bekanntschaft lediglich spannend fand. Sie liebte vielleicht meine Schönheit – vielleicht auch meine Verdorbenheit, aber nicht mich, Alexander. Vielleicht haßte sie mich insgeheim – wer wußte das schon?

Auf jeden Fall fühlte ich mich schrecklich einsam. Ich war allein, wieder einmal allein. Als Unsterblicher zwischen Sterblichen war das keine Seltenheit, dennoch war es schrecklich trostlos.

Nachdem ich versucht hatte, ihn von der Freundschaft zu Virginia abzubringen, war ich nicht mehr bei Brian gewesen. Sein Anblick schmerzte, ich konnte es nicht ertragen. Es war einfach nicht fair.

Stundenlang saß ich nach Sonnenuntergang im Wohnzimmer meines kleinen Häuschens, schaute aus dem Fenster und grübelte. Bis ich schließlich so hungrig war, daß ich mich entkräftet und zitternd auf die Jagd machte. Es war grauenvoll. Und so sah ich auch aus. Kaum wagte ich einen Blick in den Spiegel zu werfen, da ich fürchtete, mich vor meiner ausgemergelten Fratze zu erschrecken.

*Aber bald wandelte sich meine Trauer in Wut. Ich bin niemand, der lange Trübsal blasen kann; daher beschloß ich, Brian eins auszuwischen. Ich wollte ihn verletzen, ihn kränken – er sollte zu mir zurückkommen. Und zwar ganz – ich war nicht bereit, ihn mit irgendjemandem zu teilen.*

*Ich riß mich also etwas zusammen und machte mich auf den Weg zu meinem fürchterlich lauten und überfüllten Club, der Black Rose.*

*Und diesmal fuhr ich mit dem Auto, denn ich wollte auffallen. Außerdem konnte ich als Besitzer dieses Schuppens nicht einfach plötzlich erscheinen und mich bei Gefallen genauso plötzlich in Luft auflösen – das war völlig unangemessen!*

*Also stieg ich in meinen nagelneuen Mercedes – ich habe eine Schwäche für diese Autos – und brauste in Richtung Stadt. Immer dem Lärm nach!*

*Wieso fuhr ich eigentlich nicht öfter mit dem Auto? Es machte höllischen Spaß! Ich zog die Gänge hoch, bis der Motor sich beschwerte und schoß an den anderen Wagen in einem Mordtempo vorbei.*

*Ich liebte mörderische Fahrmanöver und lachte laut über die Gedanken der anderen Autofahrer. Mit quietschenden Reifen hielt ich schließlich vor dem Eingang und ließ den Wagen von einem der Türsteher wegfahren.*

*Wie lange war ich nicht mehr dort gewesen? – Ah, aber es hatte sich nichts verändert. Halbnackte, schwitzende Körper auf den Tanzflächen, ein Lärm, der für mein übernatürliches Gehör fast unerträglich war und wundervolle Anonymität. Die Tatsache, daß meine Haut die Lichter reflektierte und daß ich auch hier eine Sonnenbrille trug, schien niemanden zu interessieren – fast niemanden.*

Denn während ich an der glänzend polierten Chromtheke stand und mich schreiend mit dem Barkeeper unterhielt, bemerkte ich, daß mich jemand beobachtete.

Langsam drehte ich mich um. Ein Junge – kaum älter als sechzehn, wie ich schätzte – lehnte aufreizend lässig an einer der verspiegelten Säulen und betrachtete mich eindringlich. Er trug eine schwarze Lederhose und ein enges T-Shirt, welches kurz über dem Bauchnabel endete. Sein blondes Haar war vorn etwa kinnlang und gedankenverloren schob er sich wiederholt eine der frechen Strähnen hinter das Ohr. Eine wundervolle Geste, die ich noch oft sehen sollte – aber ich greife vor.

Ich lächelte unwillkürlich. Er war ein süßes Früchtchen mit feinen Gesichtszügen und aufgeweckten Augen. Was mochte er sich denken, als er mich beobachtete, fragte ich mich.

»Wer ist das?« schrie ich Steven an, der gerade eine Bloody Mary mixte. Ein wirklich ekeligerregendes Getränk, trotz des vielversprechenden Namens.

Steven lehnte sich über die Theke. »Gabriel. Der ist oft hier«, antwortete er und sah mich eindringlich an. »Er strippt manchmal hier, wenn die entsprechenden Shows angeboten werden. Die Mädels sind verrückt nach ihm – und nicht nur die Mädels.« Er zwinkerte mir zu.

Wieder blickte ich interessiert zu ihm hinüber. Dann bemerkte ich, wie Steven mich anschubste.

»Alex, halt dich fern von dem. Er zockt die Leute ab. Sucht sich immer die Reichen ‘raus.«

Erstaunt sah ich ihn an. »Sehe ich etwa reich aus?«

Er schmunzelte. »Er weiß, wer du bist.« – »Hauptsache nicht, was«, sagte ich und lächelte zurück.

Steven war einfach unersetzbbar. Er leitete diesen Laden, seit ich ihn erworben hatte. Nur ihm hatte ich es zu verdanken, daß sich diese Investition gelohnt hatte, daher hatte ich ihm vor einiger Zeit einige Anteile des Clubs geschenkt.

»Also schön, ich sag's dir. Er ist spitze im Bett. Macht einfach alles, und wenn du ihm Geld gibst, sogar noch mehr. Aber er ist ein absolut verdorbenes Kerlchen. Nimm' ihn mit ins Bett, wenn du meinst, aber verschließ' deine Wertsachen gut.« Wieder schmunzelte er. »Er hat schon andere Leute erleichtert.«

»Dich vielleicht auch?« Ich grinste ihn an. Aber Steven schüttelte den Kopf. Dann wandte er sich wieder seinen Cocktails zu. Ich verließ meinen Platz an der Theke und warf Steven eine kleine Kußhand zu. Er lachte und winkte zurück. Was würde ich bloß ohne ihn machen?

Gabriel folgte mir Richtung Ausgang. Er blieb einige Meter hinter mir stehen und beobachtete, wie mein Wagen vor die Tür gefahren wurde. Ich bedankte mich bei dem jungen Mann und stieg ein.

Wortlos öffnete ich die Beifahrertür und bedeutete Gabriel einzusteigen. Er zögerte keinen Augenblick. Schweigsam ließ er sich in die bequemen Ledersitze gleiten.

»Was willst du von mir?« begann ich nicht gerade freundlich.

»Ihnen ein Geschäft anbieten«, antwortete er rauh. Er hatte nicht einmal eine männliche Stimme.

»Was könnte ich für Geschäfte mit einem Minderjährigen machen wollen?« reizte ich ihn, aber er blieb erstaunlich ruhig.

»Ich bin kein Kind mehr. Ich dachte, das könnte man sehen, Mr. Dahomey.«

Ich lächelte und fuhr schweigend weiter.

»Wohin fahren wir?« fragte Gabriel nach einer Zeit.

»Ich habe eine kleine Penthouse-Wohnung in der East 56th. Dahin fahren wir. – Was ist das für ein Geschäft, das du mir anbieten willst?«

»Finden Sie mich attraktiv?«

»Sonst hätte ich dich nicht einsteigen lassen. Du willst mir deinen Körper anbieten, nicht wahr?«

Er nickte.

»Für welchen Preis?«

»Sie zahlen nur soviel, wie ich Ihnen wert bin.«

»Und wenn es sehr wenig ist – oder vielleicht nichts?«

Er schüttelte entschieden den Kopf. »Sehr unwahrscheinlich.«

»Du scheinst ja besondere Qualitäten zu haben«, sagte ich lächelnd.

Er blieb ernst. »Können Sie bald selbst beurteilen.«

Ich nickte. Es war ein wundervolles Gespräch. Ich hörte das junge Blut durch seine Adern rauschen und beobachtete seine aufgeworfenen Lippen, während er sprach. Es war köstlich.

Und ich konnte seine Gedanken lesen, als hätte er sie aufgeschrieben. Sie waren fein säuberlich geordnet, kein Chaos ohne Sinn – er war ein cleveres Bürschchen.

»Warum machst du mir dieses Angebot?«

Er ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Dann sagte er: »Sie haben mit Steven über mich gesprochen, nicht wahr? Dann brauch' ich keine Geschichten zu erfinden. Ich suche mir meine – Arbeitgeber immer danach aus, ob sie Geld haben; etwas anderes spielt für mich keine Rolle. Leider sind die Typen mit Geld entweder pervers oder total alt. Und dann seh' ich Sie da so stehen und denk': endlich ein geiler Typ mit Geld. Ich glaube, Sie sind ein guter Geschäftspartner. Sind Sie doch, oder?«

»Und was, wenn ich perverser bin, als alle anderen?«

*Er schaute mich an. »Dann sind Sie aber auf jeden Fall der bestaussehende Perverse, den ich je getroffen hab'.«*

*Ich lachte leise. Mein Lachen konnte bezaubernd sein, das wußte ich – und es wirkte auch diesmal.*

*Gabriel entspannte sich.*

*»Wie alt bist du?«*

*»Alt genug, sonst würde ich doch gar nicht in Ihren Club kommen.« Er lächelte mich an. Die reine Unschuld.*

*Liebenswürdig erwiderte ich: »Du kommst doch in jeden Club, oder? Hältst einfach deinen süßen Arsch hin – und schon stehen dir alle Türen offen. So ist es, nicht?«*

*Einen Moment erstarrte er, dann sagte er: »Vielleicht ist das so.«*

*»Schon okay.« Ich fixierte ihn. »Wenn wir bei mir sind, sage ich dir ganz genau, wie alt du bist.«*

*Er schob sich eine Haarsträhne hinter das Ohr und schwieg.*

*Ich fuhr meinen Wagen in die Tiefgarage des Hauses. Als wir ausstiegen, wurde Gabriel unruhig.*

*»Ich hasse Tiefgaragen«, sagte er leise und beschleunigte seine Schritte. Er beruhigte sich erst wieder, als ich meinen Arm um ihn legte und ihn zwang, langsamer zu gehen. Was mochte er schon alles erlebt haben?*

*Mit dem Fahrstuhl fuhren wir in den 24. Stock des Hauses. Die Wohnung hatte ich erst vor ein paar Monaten erworben. Sie war luxuriöser als das kleine Häuschen, das ich bewohnte, aber ich fühlte mich hier einfach zu beengt.*

*Aber Gabriel liebte sie auf Anhieb, das war unübersehbar. Wie ein Kind lief er durch das Apartment und staunte über die wunderschöne Aussicht. Sicher hätte er auch die Schranktüren geöffnet*

um zu schauen, was sich dahinter verbarg, aber das verbot ihm sein Anstand. Er war fast noch ein Kind, aber nicht unerzogen.

Schließlich sah er mich an. Seine Augen, die leicht schräg nach oben ausliefen und ihm einen eigenartigen, orientalischen Zug verliehen, funkelten mich an.

»Haben Sie es sich überlegt, womit ich Ihnen eine Freude machen kann?«

Ich schüttelte den Kopf und ließ mich in einen bequemen Sessel fallen. »Du ziehst dich aus in meinem Club, nicht wahr? Und ich habe es noch nie gesehen. Bist du gut?«

»Ja«, antwortete er und schob sich mit einer arrogant wirkenden Handbewegung die Haare aus dem Gesicht. »Soll ich es Ihnen beweisen?«

Ich lehnte mich zurück. »Ja, bitte.«

Ich konzentrierte mich auf den CD-Player und startete eine langsame Disc, ohne mich zu bewegen. Gabriel starrte mich an. Vielleicht vermutete er einen Trick. Doch eigentlich war er jetzt schon zu lange mit mir zusammen, um zu übersehen, daß ich kein Mensch war. Ich wußte es nicht, und es interessierte mich augenblicklich auch nicht, was er dachte. Menschen konnten so stur sein, wenn sie etwas nicht wahrhaben wollten.

Gabriel begann sich auszuziehen. Ganz langsam, und ich genoß jedes Stück freie Haut, was zum Vorschein kam. Er war wirklich professionell. Aber er war noch kein Mann, vielleicht gerade sechzehn Jahre. Sein Körper war schmal und fast unbehaart. Doch statt schamvoll meinen Blick abzuwenden, ließ ich mich von seinem Anblick erregen. Mir war, als könnte ich jede einzelne Ader unter seiner makellosen Haut erkennen.

Als er völlig nackt war, stand ich auf und nahm ihn in den Arm. Er erschauderte bei meiner Berührung. Voller überraschender

Zuneigung sah er mich an. Ich nahm ihn mit in mein Schlafzimmer, und gemeinsam legten wir uns auf das Bett.

»Hast du nie Angst vor den Schmerzen, die sie dir zufügen?« fragte ich leise und streichelte seinen zarten Körper.

Erstaunt sah er mich an. »Am Anfang dachte ich, ich könnte es nicht ertragen. Aber es ist gar nicht so schlimm.«

Er kuschelte sich in meine Armbeuge. Er brauchte Zuneigung, das spürte ich; aber ich war – weiß Gott – nicht der Richtige, um diesem Kerlchen etwas Wärme zu geben.

»Du hast dir den Falschen ausgesucht«, flüsterte ich. »Du wirst Schmerzen haben, wie noch nie in deinem Leben.«

Durchdringend sah er mich an.

»Ich weiß«, sagte er dann und schloß die Augen.

Was wußte er schon? Vielleicht kannte er die Eigenarten der Menschen, aber er wußte nicht, was er von mir zu erwarten hatte! Fast hätte ich mich von ihm abgewandt, von diesem Kind; fast hätte ich ihn in Ruhe einschlafen lassen. Aber ich konnte nicht. Ich konnte den Blick nicht von ihm wenden. Der Geruch seines stürmischen Blutes machte mich fast wahnsinnig. Und so senkte ich meine spitzen Zähne in seinen mageren Oberarm, und ein spärliches Rinnsal ergoß sich in meinen Mund.

Gabriel starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an und keuchte. Die Schmerzen waren größer, als hätte ich meine Zähne in seinen Hals geschlagen, aber ich wollte ihn nicht umbringen. Es war eine reine Vorsichtsmaßnahme. Vielleicht hätte ich ihn sonst sofort bis auf den letzten Tropfen leergesaugt.

Trotz seines Schreckens ließ er diese Prozedur still über sich ergehen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich seine Erregung. Mit jedem Schluck, den ich ihm nahm, steigerte sie sich. Ich ließ von seinem Arm ab und legte mich halb über seinen nackten Körp-

er. Dann stieß ich meine Zähne in seine Seite, kurz über dem Hüftknochen. Wild preßte er seinen zierlichen Körper gegen den meinen, und ich spürte seine harte, unbefriedigte Leidenschaft an meiner Brust. Verzweifelt klammerte er sich an mich, aber ich stieß ihn weg – aus Angst ihn zu töten.

Befriedigt sank ich auf die weichen Kopfkissen. Gabriels Blut rauschte durch meine Adern, wie ein reißender Fluß. Laut hörte ich meinen eigenen Herzschlag.

Unbeweglich lag Gabriel neben mir und starrte fasziniert auf die Wunden an seinem Körper. Kleine Blutstropfen sickerten heraus und verfärbten das Bettlaken.

»Bin ich jetzt tot?« fragte er und schaute mich an.

»Nein, fühlst du dich tot?«

»Nein, nur unglaublich schwer und müde.«

Ich lächelte ihn freundlich an. »Ich weiß. Schlaf' ruhig solange du willst. Du kannst hier bleiben, bis es dir nicht mehr gefällt. Und – bereust du schon, mir ein Geschäft angeboten zu haben?«

Er schüttelte schwach den Kopf. Dann fielen ihm die Augen zu.

Leise erhob ich mich und ging auf die Jagd.

Als ich am nächsten Abend wieder in meiner Wohnung auftauchte, wartete Gabriel bereits auf mich. Ich hatte ihn nicht vergessen lassen, was ich getan hatte, und trotzdem war er nicht mit ein paar Kostbarkeiten aus meinem Apartment verschwunden. Ich war erstaunt.

Aber er benahm sich anders – seine Selbstsicherheit, die er noch am Vorabend zur Schau gestellt hatte, war einer interessanten Unsicherheit gewichen. Scheu sah er mich an.

»Ich habe mir was zu essen bestellt«, begann er leise. »Im Kühlschrank habe ich nichts gefunden.«

*Ich lächelte ihm gutmütig zu. An diesem Abend war ich schon früh auf der Jagd gewesen, so daß meine Haut einen fast menschlichen Farbton angenommen hatte. Ich wollte ihn nicht schon wieder erschrecken.*

*»Ist in Ordnung. Üblicherweise habe ich auch nichts im Kühlschrank.«*

*Er nickte. »Du bist ein richtiger Vampir, nicht?« fragte er dann, und seine Stimme klang ehrfürchtig, was mich auflachen ließ.*

*»Ja, so wird das wohl sein«, antwortete ich. »Lust, mit mir nach draußen zu kommen?«*

*Er nickte. Ich sah ihn skeptisch an. Er trug die gleiche Kleidung, wie gestern in meinem Club – und keine Jacke.*

*»Sag' mal, hast du nicht mitbekommen, daß draußen Winter ist?« spöttelte ich, und er wurde verlegen.*

*Kopfschüttelnd zog ich eine dicke Lederjacke aus dem Schrank in meinem Schlafzimmer und warf sie ihm zu. Dann machten wir uns auf den Weg. Ich schlang meinen Arm um seine schlanke Taille und genoß dieses Energiebündel an meiner Seite mit allen Sinnen.*

*Auch in dieser Nacht stieg ich mit ihm ins Bett. Seine Erregung machte mich atemlos, und ich genoß seine warmen Hände auf meiner übernatürlichen Haut, die so anders fühlt, als die menschliche. Ich spürte seine Erektion an meinem Oberschenkel, und ein teuflischer Gedanke machte sich in meinem verdorbenen Gehirn breit. Sanft umschloß ich seine Härte und beugte mich herab.*

*Gabriel mußte geahnt haben, was ich vorhatte, denn er zuckte zusammen und versuchte, sich aus meiner Umklammerung zu befreien. Aber ich hielt ihn fest und senkte meine Zähne in sein Fleisch. Blut schoß mir in einer Fontäne entgegen, und ich*

*schluckte gierig. Ich war wie von Sinnen, hörte nicht einmal Gabriels Schrei.*

*Als ich wieder zu mir kam, lachte ich glücksend, während Gabriel die Tränen über das Gesicht ließen. Ich hatte ihm viel Blut genommen, aber die Schmerzen hatten ihn bei Bewußtsein gehalten. Als ich von ihm abließ, vergrub er sein Gesicht in den Kopfkissen und schluchzte haltlos.*

*Was hatte ich getan? Warum mußte ich ihn so quälen? Er war doch noch so jung. Sein Anblick beschämte mich. Ich schloß für einen Moment die Augen. Ich wollte weglassen, wollte sein Schluchzen nicht mehr ertragen. Aber dieser Feigheit erlaubte ich nicht, die Oberhand zu gewinnen.*

*Ich setzte mich hin und zog ihn an mich. Er schlug nach mir, boxte seine kleinen Fäuste in mein hartes Fleisch.*

*Dann hörte sein Widerstand plötzlich auf, und er vergrub seinen Kopf in meinem Schoß. Er klammerte sich an mich wie ein Ertrinkender, klammerte sich an seinen Foltermeister. Denn so fühlte ich mich. Fast hätte auch ich angefangen zu weinen. Eine Welle von Selbstmitleid drohte mich zu überfluten. Was war ich für ein schlechtes Wesen? War es meine Bestimmung, Menschen zu quälen? Er hatte mir vertraut, obwohl er um mein Wesen wußte, und das war der Dank dafür.*

*Langsam beruhigte er sich wieder. Das Zucken seiner Schultern ließ nach, und ich fuhr ihm zärtlich durchs Haar. Er drehte sein Gesicht zu mir. Ich sah den Schmerz in seinen verquollenen Augen.*

*»Warum?« fragte er mir erstickter Stimme.*

*Hilflos zuckte ich mit den Schultern. Ich wußte es selbst nicht – aber er verstand es. Gabriel verzieh mir, was mich sehr erstaunte.*

*Velleicht verstand er meine Vampirnatur besser, als ich selbst.  
Auf jeden Fall wollte er nicht auf mich verzichten.*

*Er blieb, obwohl er mich jederzeit hätte verlassen können.*

*Ich liebte seinen jugendlichen Körper. Jede Faser schien nach mir zu schreien. Ich konnte kaum an mich halten, hatte mich erst die Leidenschaft gepackt. Und dafür sorgte Gabriel schon. Noch nie hatte ich jemanden kennengelernt, den es sexuell so erregte, in meinen Armen zu liegen und mit dem Tod zu ringen. Er war faszinierend. Er hatte ein Engelsgesicht, so voller Reinheit. Und die unschuldigsten Augen sahen mich an, während er seinen erigierten Penis an mir rieb.*

*Und ich quälte ihn gnadenlos. Sicher, er bekam von mir alles, was er sich wünschte, aber der Preis dafür war hoch. Er zog in meine Penthouse-Wohnung und genoß den Luxus in vollen Zügen. Und dafür schenkte er mir sein Leben. Ein Teufelspakt, nicht wahr? Aber ich wollte ihn nicht töten. Wahrscheinlich wußte er es die ganze Zeit.*

*Er war mein Eigentum geworden und bemühte sich, mir jeden Wunsch von den Lippen abzulesen. Aber für meine ruppige Behandlung verlangte er eine Entschuldigung, und ich gestand sie ihm lächelnd zu. Er war keineswegs unterwürfig – dafür war er viel zu stolz. Kein Sklave, der mir jederzeit zu Willen war; eher ein Liebhaber, der meine Nähe genoß, auch wenn sie gewalttätig sein konnte.*

*Gabriel wollte, daß ich ihn glücklich machte. Er wollte tatsächlich diese kleine menschliche Befriedigung als Entschuldigung von mir. Irgendwie konnte ich ihn verstehen. Unsere Zusammenkünfte erregten ihn ebenso sehr wie mich, doch stand meine Befriedigung natürlich im Vordergrund. Und die war nicht sexueller Natur. Gabriel akzeptierte das – wer hätte sich auch gegen ein*

*Wesen aufgelehnt, das einen zwischen den Fingern zerquetschen konnte?*

*Er machte es sich selbst, wenn auch oft ärgerlich – das wußte ich. Manchmal machte er es trotzig in meiner Gegenwart, aber das konnte ich nur belächeln. Aber ich schuldete ihm was, nach diesem unschönen Zwischenfall vor kurzem.*

*Also setzte ich mich eines Nachts hinter ihn und lehnte mich gegen die Wand am Kopfende meines Bettes. Ich schlang die Arme von hinten um seine nackte Hüfte. Ich muß gestehen, daß ich mich eigenartig fühlte, unsicher vielleicht. Schließlich war es einige Zeit her, daß ich etwas Vergleichbares getan hatte.*

*Sanft legte ich die Hände um seine Härte, und er umschloß meine Hände mit den seinen. Dann begann er seine Hände langsam auf und ab zu bewegen und zeigte mir damit seinen Rhythmus.*

*Ich entspannte mich. Ließ mich fallen, atmete wie er und ließ mein Herz im gleichen Takt schlagen. Ich spürte seine Leidenschaft im ganzen Körper, und sie machte mich fast wahnsinnig. Sein Blut rauschte durch die prall gefüllten Adern, und sein Schweiß bildete einen dünnen Film zwischen uns. Ich mußte mich zusammenreißen. Der Blutgeruch hing wie eine schwere Parfumwolke in der Luft und nahm mir den Atem. Ich versuchte mich auf die Bewegung zu konzentrieren, auf die Spannung, die zwischen uns lag. Ich schloß meine Hände fester um ihn, und er stöhnte leise.*

*Okay, ich konnte es noch. Es war schließlich nicht das erste Mal. Nur für Alexander, den Vampir, sehr ungewöhnlich.*

*Gabriel kam mit einer solchen Intensität, daß es mich überraschte. Er stieß einen heiseren Schrei aus, und sein Körper zuckte unkontrolliert. Eigenartig, als sein Saft über meine Hände lief – dick wie Blut.*

*Es war das erste und einzige Mal, daß ich es für ihn tat.*

*Die gesamte Zeit über hatte ich mich von Brian ferngehalten. Ich wußte, daß er mich suchte. Ich hatte ihn beobachtet, wie er durch die Straßen schlenderte und seine Gedanken in die Nacht aussandte.*

*Er wollte mich wiedersehen.*

*Wußte ich denn nicht, wieviel ich ihm bedeutete? Es tat mir weh, ihn zu beobachten und ihm doch so fern zu sein. Ich vermißte ihn, seine weiche, melodische Stimme, seinen französischen Akzent und seine menschliche Wärme. Ich vermißte seine Zuneigung und unsere Gespräche. Aber er hatte mich verletzt, und ich war aufs Äußerste entschlossen, es ihm heimzuzahlen. Und Gabriel würde mir dabei helfen.*

*Gabriel stand ungeduldig an der Tür. Er trug eine schwarze Lackhose und ein auffällig buntes T-Shirt. Ich hatte mir ein Grinsen nicht verkneifen können, denn Gabriel hatte sich wirklich »in Schale« geworfen, als ich eingewilligt hatte, mit ihm zu meinem Club zu fahren. Doch jetzt nervte er mich. Seit einer halben Stunde etwa trappelte er nervös in der Wohnung herum und quengelte. Das trieb mich zur Weißglut, und daher ließ ich mir absichtlich Zeit.*

*Mittlerweile war Gabriel schon bis zur Tür vorgedrungen. Dort stand er jetzt und wippte auf den Außenkanten seiner dicksohligten Schuhe. Eigentlich war er ganz süß anzuschauen – bis ich ein eigenartiges leises Geräusch vernahm. Ich wußte sofort, was er da tat, und der Zorn trieb mir das Blut ins Gesicht. Er kaute an seinen Fingernägeln. Und, oh, wie ich das hasse! Eine feine Gänsehaut überzog meine Arme.*

*Wütend schoß ich auf ihn zu und riß grob seine Hand an mich. »Hast du noch einmal diese Finger im Mund, dann beiß' ich sie dir ab«, fauchte ich.*

*Erschrocken starnte Gabriel mich an und versuchte, mir seine Hand zu entziehen.*

*»Hast du das verstanden?«*

*Gabriel nickte eingeschüchtert. »Tut mir leid«, stotterte er leise. Ich nickte ungnädig. Oh, wie abscheulich diese menschliche Unart ist. Ich hätte mich schütteln können.*

*Ärgerlich verschwand ich wieder im Bad, um mich zu beruhigen. Warum hatte ich ihn schon wieder so geängstigt? Oh, ich*

werde ihm die Fingerchen abbeißen, wenn er das noch einmal wagt. Daran besteht kein Zweifel. In der Beziehung verstehe ich wirklich keinen Spaß.

Ich sah in den Spiegel. Ja, so würde ich mich heute unter die Sterblichen begeben. Ich mußte noch einige Dinge mit Steven besprechen, denn ich hatte vor, ihm weitere Anteile des Clubs zu überschreiben.

Warum Gabriel allerdings unbedingt mit mir in den Club wollte, darüber hatte er sich nicht weiter ausgelassen. Wahrscheinlich wollte er lediglich zeigen, mit wem er sich zur Zeit gerade in den Federn wälzte. Der kleine Angeber.

Ich hatte die Badezimmertür noch nicht hinter mir geschlossen, da wußte ich, daß an diesem Abend noch Blut fließen würde – Gabriels Blut. Der Zorn überrollte mich wie eine riesige Flutwelle. Einen Moment versuchte ich dagegen anzukämpfen, doch er war übermächtig.

Wie eine Furie warf ich mich auf Gabriel. Für den kam diese Attacke völlig überraschend, da ich mich für das menschliche Auge viel zu schnell bewegt hatte. Er wußte erst, daß ich bei ihm war, als er meinen Körper spürte. Ich umklammerte seine Hand mit übernatürlicher Kraft und grinste ihn boshaft an, als er sich mühte, sie mir zu entreißen.

Er wußte, was ihn erwartete, als ich seine Hand zu meinem Mund führte und begann zu schreien.

»Laß mich los«, schrie er aufgebracht und trat mir vor das Schienbein.

Ich lachte. »Was habe ich dir eben gesagt?«

Noch ehe er antworten konnte, hatte ich seinen kleinen Finger im Mund und biß die Fingerkuppe samt Fingernagel mühelos ab. Ein häßliches Geräusch, stellte ich fest und spuckte das Finger-

glied in die Ecke neben der Tür. Gabriel verstummte entsetzt. Er starnte ungläubig auf seinen blutigen Finger – dann sackte er in sich zusammen und sank auf den Boden.

Ich trug seinen schmalen Körper zur Couch im Wohnzimmer. Das Blut strömte unaufhörlich aus dem kleinen Stumpf, und ich saugte sanft daran, ließ die warme Flüssigkeit über meine Zunge laufen.

Noch bevor Gabriel aufwachte, hatte ich die Wunde mit meinem dunklen Blut verschlossen. Zärtlich fuhr ich mit den Fingern durch sein dichtes blondes Haar. Es fühlte sich so gut, so menschlich an.

Als Gabriel die Augen aufschlug und mich an seiner Seite sitzen sah, bekam er einen Panikanfall. Seine Pupillen weiteten sich, und er startete den Versuch mit einem mächtigen Satz vom Sofa zu springen. Aber ich erwischte ihn am Fußknöchel und zog ihn unerbittlich zu mir zurück.

Verschreckt sah er mich an. Seine Mundwinkel zitterten, und er war den Tränen nahe.

»Du Monster«, flüsterte er. Mechanisch strich er über seinen verunstalteten Finger.

»Du bist doch nicht etwa überrascht, oder?« Erstaunt sah ich ihn an, doch er wandte sich mit zusammengebissenen Zähnen ab.

»Nein, natürlich nicht.«

Ich stand auf und zog ihn mit hoch. Seine Beine waren noch wackelig, aber er bemühte sich stehenzubleiben.

»Willst du immer noch mit mir weg?« fragte ich und wußte, daß meine Stimme spöttisch klang.

»Ja«, antwortete er trotzig. Und wahrscheinlich dachte er: jetzt erst recht. Er war einfach etwas Besonderes.

*Ich stützte ihn, bis wir bei meinem Auto waren und half ihm dann beim Einsteigen. Immerhin bestand die Gefahr, daß er noch einmal zusammenklappte.*

*Aber er erholte sich erstaunlich schnell. Schon kurz nachdem wir losgefahren waren, begann er mich zu beschimpfen, wobei „Arsch“ noch einer der netteren Ausdrücke war. Die anderen kann ich wirklich nicht wiederholen.*

*Ich lachte darüber, was ihn fürchterlich aufregte. Doch noch bevor wir vor der Tür meines Clubs parkten, hatte er sich wieder beruhigt. Verstohlen wischte er sich eine Träne aus dem Augenwinkel und sprintete hinter mir her in den dunklen Eingangsbereich. Und es war wirklich erstaunlich – ohne Probleme ließen die Türsteher Gabriel in den Club. Er war offensichtlich bekannt.*

*Kaum hatte er die Black Rose betreten, schien er ein völlig anderer Mensch zu sein. Sein Auftreten war wieder gewohnt selbstsicher, und als er mich fand, schlang er den Arm um meine Hüfte. Er wurde wieder zu Gabriel, der mit seinem schönen, jungen Körper die Reichen abzocken konnte.*

*Gut, dachte ich, wenn er jedem seine neue Errungenschaft präsentieren wollte, dann aber auch richtig. Stürmisch drängte ich ihn an eine der Säulen, bis er mit dem Rücken an diese gepreßt war. Meine Lippen fanden seinen heißen Mund, der sich bereitwillig öffnete, um meine Zunge hineinzulassen.*

*Süßer menschlicher Atem drängte sich in meine Lungen, und ich spürte seine Hände unter meinem Hemd. Diese warmen Menschenhände auf meiner Vampirhaut ließen mich erschaudern. Vorsichtig biß ich auf seine Zunge und genoß die dicken Tropfen, die sich in meinen Mund ergossen.*

*Gabriel zuckte nicht einmal mehr. Einige Blutstropfen quollen zwischen unseren Lippen hervor, doch in dem Zwielicht der Discoscheinwerfer fiel das niemandem auf.*

*Schließlich lösten wir uns voneinander, und Gabriel bedeutete mir, daß er auf die Tanzfläche wollte. Zärtlich wischte ich ihm einen Blutstropfen aus dem Mundwinkel und ließ ihn dann gehen.*

*Steven winkte mich zu sich herüber. Langsam schlenderte ich zur Bar und setzte mich auf einen der hohen, mit blauem Samt bezogenen Barhocker.*

*Steven sah mich lange an und sagte dann: »Mein lieber Alex, verrenn' dich da bloß nicht.«*

*Ich schüttelte lächelnd den Kopf. »Du meinst, wegen Gabriel?«*

*»Ja, meine ich. Er ist seit einiger Zeit nicht mehr hier gewesen, und ich habe den bösen Verdacht, daß er die ganze Zeit bei dir war.«*

*Ich lachte. »Hast du etwa deine Spione ausgesandt, Steven? – Also, wenn du es wirklich wissen willst – willst du es wirklich wissen?«*

*»Ja, natürlich. Falls da was abläuft, wovor ich dich bewahren könnte...«*

*»Er war nicht die ganze Zeit bei mir – ich habe schließlich noch andere Verpflichtungen – aber er war die ganze Zeit über in meiner Wohnung.«*

*Steven grinste mich vielsagend an. »Aha, stets zu deiner Verfügung, was?«*

*»Willst du wirklich die ganze schmutzige Geschichte hören?« fragte ich und stützte meine Ellenbogen auf die glänzende Theke.*

*»Ich wüßte niemanden, von dem ich so gern schmutzige Geschichten höre, wie von dir«, antwortete Steven und lächelte verschmitzt.*

»Also, an dem Abend, als ich ihn das erste Mal hier gesehen hatte – du erinnerst dich – da schlug er mir ein Geschäft vor. Er bot mir seinen Körper an, für einen Preis, den ich selbst bestimmen durfte.«

Erstaunt zog Steven die Augenbrauen hoch. »Das hört sich nicht nach dem Gabriel an, den ich kenne.«

»Und ich nahm ihn mit nach Hause. Er ist wirklich ein ungewöhnlicher Junge, aber er ist noch nicht erwachsen, dachte ich. Vielleicht habe ich mich getäuscht. Er ist verdammt abgeklärt – aber ich hatte noch ein paar Überraschungen für ihn auf Lager.«

Steven starrte mich einen Moment durchdringend an. Dann sagte er: »Das kann ich mir vorstellen. – Warum ist er noch bei dir? Ich dachte, es wäre ein Geschäft gewesen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es gefällt ihm bei mir.«

Steven schüttelte nachsichtig den Kopf. »Er hat sich in dich verliebt, würde ich sagen.«

Ich setzte mein düsterstes Gesicht auf und sagte geheimnisvoll: »Er hat seine Seele an mich verkauft.«

Steven lachte.

»Nein, im Ernst«, sagte ich. »Er bekommt alles, was er will, und er bleibt so lange er will. Wir haben nie über Liebe gesprochen.«

Gedankenverloren sah ich mich nach Gabriel um und entdeckte ihn auf der Tanzfläche. Seine wilden und doch so fließenden Bewegungen hatten bereits einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich bemerkte einen jungen Mann, der versuchte, mit meinem jungen Liebhaber in Kontakt zu kommen.

Gabriel lächelte eisig und wandte sich nach einem kurzen Wortwechsel mit seinem Verehrer einfach ab. Ich mußte grinsen. Er konnte so hochmütig sein.

Und er zog nicht nur männliche Blicke auf sich. Ich sah auch weibliche Beobachter, die ihn fast unhöflich offensichtlich anstarrten.

Steven war meinem Blick gefolgt, doch seine Augen konnten in dem Nebel fast nichts ausmachen. Gleichwohl wußte er aber, wen ich beobachtete.

»Liebst du ihn?« fragte er ziemlich direkt und sah mir in die Augen. Das tat er immer, wenn er die Wahrheit von mir hören wollte. Aber was war die Wahrheit? Wußte ich sie denn selbst? Natürlich liebte ich ihn. Seinen zerbrechlichen Körper, seine Leidenschaft, seine Unberechenbarkeit – und seine unübersehbare Arroganz. Natürlich liebte ich ihn – doch längst nicht in dem Ausmaß wie Brian.

Oh, der Gedanke an Brian ließ mich zusammenzucken vor Schmerz. Wenn ich ihn nicht zurückbekommen konnte, würde ich wahnsinnig werden.

Steven wartete geduldig auf eine Antwort. Ich lächelte traurig und sagte leise: »Ja, ich liebe ihn.«

»Er wird zugrunde gehen, wenn du mit ihm spielst, Alex. Er ist kein harter Geschäftsmann, egal, wie er sich gibt.«

Steven wandte sich ab. Verwundert starrte ich ihm nach. Was lag Steven auf einmal an Gabriel?

Steven schien sich wieder gefaßt zu haben. »Wirst du ihm wehtun?« fragte er leise.

»Das habe ich bereits getan, Steven«, antwortete ich und hörte die Verbitterung in meiner Stimme. »Trotzdem bleibt er bei mir.« Dann dämmerte es mir plötzlich. Jetzt verstand ich Stevens leidvolle Miene. Er liebte ihn! Und er mußte die ganze Zeit zusehen, wie sich Gabriel verkaufte.

*Ich ließ den harten Zug um meinen Mund verschwinden und sagte leise: »Du brauchst keine Angst um ihn zu haben. – Ich weiß, wie verwundbar er ist.«*

*Steven erschrak leicht. »Er... ich meine... es ist schon in Ordnung, daß du dich um ihm kümmерst, Alex«, stotterte er. »Er liebt mich nicht.« Und traurig fügte er hinzu: »Und kaufen will ich ihn nicht.«*

*Ich griff über die Theke und legte meine Hand tröstend auf seine Schulter. Sein Schmerz berührte mich. Ich wollte ihn nicht leiden sehen, doch gleichzeitig wußte ich, daß ich Gabriel nie zu ihm schicken würde.*

*In dieser Nacht war es mir ein besonderes Vergnügen Gabriels nackten, schmalen Körper zu spüren und sein Blut in meinen Adern fließen zu lassen.*

*Die Zeit verstrich, und ich bereitete meinen kleinen Rachezug vor. Die Wahrheit ist natürlich, daß ich es nicht mehr aushielt ohne Brian. Dafür war ich ihm schon viel zu nah. Ich konnte es nicht mehr ertragen – es war völlig anders, als das Jahr, das ich ohne ihn verbracht hatte. Es kam mir so vor, als hätte ich ihn da noch nicht richtig gekannt.*

*Ich lud Brian in meine Penthouse-Wohnung ein, die mittlerweile fast ausschließlich von Gabriel bewohnt wurde. Er war erstaunt gewesen, denn er wußte nicht, daß ich noch andere Apartments in New York besaß. Ich hatte ihn telefonisch und sehr förmlich zu mir eingeladen. Seine Freude, meine Stimme zu hören, schmerzte, aber ich wußte, daß es mich nicht davon abbringen würde.*

*Brian erschien pünktlich – ich hatte es nicht anders erwartet. Er trug eine dunkelblaue Jeans und einen langen schwarzen Mantel über seinem warmen Pullover. Er sah bezaubernd aus. Ich werde sein sinnliches Gesicht ewig lieben.*

*Brian war erstaunt über die luxuriöse Ausstattung der Penthouse-Wohnung und folgte mir langsam in den Wohnraum.*

*»Warum hast du so lange nichts mehr...« Brian brach ab – mitten im Satz. Er hatte Gabriel entdeckt, der splitternackt vor dem Fernseher lag. Seine Augen verdüsterten sich in Sekunden schnelle.*

*Ich hatte mich nicht getäuscht. Brian reagierte absolut vorhersehbar für mich. Er war eifersüchtig. Der Schmerz in seinen Augen verriet es mir nur zu offensichtlich. Und das tat gut, denn er hatte mich verletzt. Nur für diesen Moment hatte ich alles inszeniert.*

*Zuerst vermutete ich eine handgreifliche Auseinandersetzung zwischen Brian und Gabriel würde folgen, denn Brian schoß auf Gabriel zu. Doch dann erstarrte er plötzlich.*

*»Oh mein Gott, was hast du getan?« flüsterte er entsetzt und ließ sich neben Gabriel nieder. Fasziniert und gleichzeitig abgestoßen betrachtete er die blauen und grünen Flecke auf Gabriels Körper. Es gab kaum eine Stelle, an der ich mich nicht gelabt hatte. Und überall, wo ich meine spitzen Zähne in seine seidige Haut gesenkt hatte, war ein wunderbar schillernder Bluterguß entstanden.*

*Er war fast ein Kunstwerk geworden.*

*Brian atmete hörbar aus.*

*»Darf ich vorstellen? – Brian, das ist Gabriel«, sagte ich und schenkte Brian mein einnehmendes Lächeln. Gabriel drehte langsam den Kopf und sah Brian aus vernebelten Augen an.*

»Du Teufel«, sagte Brian und starrte mich an. »Warum quälst du ihn so?«

»Er ist freiwillig hier. Frag' ihn doch selbst«, sagte ich und ging zu meiner kleinen Bar hinüber. Dort zog ich eine Flasche Gordon's Dry Gin hervor und mixte einen Green Devil, denn Brian sah aus, als könnte er etwas zu trinken vertragen.

Brian wandte sich an Gabriel. »Was hat er dir getan?«

»Er gibt mir das, was ich von ihm will, dafür gebe ich ihm das, wonach er verlangt«, antwortete Gabriel leise. »Hast du was dagegen einzuwenden?«

»Hast du schon einmal in einen Spiegel geschaut? Du siehst aus, als wärst du schon einige Zeit tot.«

»Wieso? Fehlen mir bereits wichtige Teile?« fragte Gabriel aufreizend.

Brian schüttelte fassungslos den Kopf. »Warum hast du mich hierher bestellt, Alex? Damit ich sehe, wie teuflisch du sein kannst?«

Ich lächelte unschuldig. »Nein, ich wollte dir einen Wunsch erfüllen. Kannst du dich noch daran erinnern, daß du mich gefragt hast, wie das ist, Blut zu trinken? Ich konnte es dir nicht einmal annähernd beschreiben. Und du wolltest wissen, was meine Opfer dabei empfinden, nicht wahr? Du wolltest, daß ich jemanden in deiner Gegenwart aussauge, stimmt's?«

»Nein, das ist nicht wahr«, sagte Brian empört, doch ich gebot ihm mit einer Handbewegung zu schweigen.

»Ich konnte es in deinen Gedanken lesen, mein lieber Brian.« Daraufhin schwieg er.

»Jetzt werde ich dir diesen Wunsch erfüllen.«

Entsetzt schüttelte Brian den Kopf.

»Keine Angst, ich werde Gabriel schon nicht umbringen«, sagte ich und genoß diese Situation in vollen Zügen. Brian hatte mir noch niemals beim Trinken zugeschaut, und ich bemerkte neben seiner Furcht auch die Spannung, die von ihm ausging.

Langsam ließ ich mich neben Gabriel auf den Boden gleiten und nahm ihn in den Arm. Wieder einmal fiel mir auf, wie zart, wie zerbrechlich er war. Er preßte seinen schmächtigen Körper an meinen und schloß die Augen.

Ganz sanft drückte ich meine Zähne gegen seine Halsschlagader und spürte das pulsierende Blut an meinen Lippen. Er gab sich mir hin und stöhnte leise, während sein Blut in meinen gierigen Mund floß. Seinen harten Schwanz rieb er an meinem Oberschenkel.

Brian beobachtete unsere Umarmung fasziniert. Auch ihm entging Gabriels Erregung nicht.

»Komm' zu uns, Brian«, flüsterte ich betörend. Doch Brian zögerte.

Wie sehr erregte es ihn, Alex in dieser innigen Umarmung mit dem Jungen zu sehen. Es verschlug ihm den Atem. Trotz der offensichtlichen Mißhandlungen war sein Körper von einer fast reinen Schönheit. Die schmale Hüfte, die mädchenhafte Taille, das alles machte Brian wahnsinnig.

Er hörte Alex' lockenden Ruf, und dieser drang in jede Faser seines Körpers. Er sehnte sich danach, diesen Jungen in seinen Armen halten zu dürfen. Er wollte ihn liebkosen, wollte ihm sagen, daß alles gut ist. Wollte jeden Bluterguß zärtlich küssen. Er wünschte sich an Alex' Stelle zu sein, und wieder vernahm er Alex' lockende Stimme.

»Komm' Brian. Er gehört dir.«

Zärtlich löste er die dünnen Arme, die sich um seinen Körper geschlungen hatten und stand auf. Doch Brian zögerte noch immer.

Schließlich sank er langsam zu Gabriel auf den Boden. Seine Hände zitterten, als er Gabriels Kopf sanft zu sich zog und seine Stirn küßte. Seine Arme umschlangen den zarten Knabkörper, und Gabriels Lippen fanden die seinen. Seine Zunge war fordernd, und in Brian stieg eine Welle der Leidenschaft auf.

Gabriels Erregung war nicht verebbt, und er drückte sein hartes Geschlecht an Brians Schenkel. Vorsichtig umschloß Brian es mit der Hand und entlockte Gabriel ein leises Stöhnen.

Mit flinken Fingern kleidete Gabriel Brian aus. Seine Hände glitten über die makellose Haut und steigerten Brians Lust fast ins Unermeßliche. Er wußte, daß er Gabriel Einhalt gebieten mußte, da er sonst die Kontrolle über sich verlor. Doch er sagte nichts.

Mit stummem Entzücken bemerkte er, wie Gabriel sich hinunterbeugte, um ihn mit seinem Mund zu umfangen.

Dieser heiße, kleine Mund brachte ihn um den Verstand. Schweißtropfen bildeten sich auf seiner Stirn, er schloß die Augen. Wollte nur noch fühlen. Diese Zunge bereitete ihm wirklich ein verruchtes Vergnügen. Doch kurz bevor er den Gipfel des Höhepunktes erreicht hatte, zog er Gabriel wieder zu sich hoch. Sein Atem ging stoßweise, und als Gabriel seinen Mund mit Küs sen verschloß, dachte er, er müsse ersticken. Gequält stöhnte er auf.

Brian war sich bewußt, daß Alex' Augen auf ihnen ruhten. Aber es war ihm gleich. Alex hätte derjenige sein sollen, dem er seine Leidenschaft offenbarte. Er hätte jetzt nackt bei ihm liegen sollen, um mit ihm die Gipfel der Lust zu erklimmen.

Gabriel drehte sich und bot ihm seinen ganzen Körper dar. Ein- en Moment war Brian entsetzt, doch dann bestieg er den zierlichen Knaben, und ein Feuer loderte durch seinen Körper.

Er bedankte sich stumm, daß es für Gabriel nicht das erste Mal war und drang vorsichtig in die enge, dunkle Öffnung ein. Gabriel stöhnte auf. Brian senkte sein Gewicht langsam auf ihn nieder und biß ihm zärtlich in den Nacken. Doch Gabriels Erregung wuchs, je größer Brian wurde. Schließlich stieß er tief in ihn hinein, und Gabriel schrie und knetete Brians Oberschenkel – verlangte von Brian, ihm wehzutun. Aber Brian ließ sich nicht darauf ein. Er verlangsamte seine Stöße, und Gabriel heulte gequält auf.

»Hör' nicht auf«, fauchte er aggressiv, doch Brian zog sich vor- sichtig aus ihm zurück.

Zärtlich faßte er Gabriel in die Haare.

»Warum haßt du dich so?« fragte er leise und sah die Tränen auf Gabriels Wangen schimmern.

»Hör auf zu kämpfen.« Behutsam begann Brian den ver- schwitzten Körper des Jungen zu streicheln. Langsam wich die Spannung aus Gabriel, und er gab sich in Brians Hand. Die Ber- ührungen waren fest und doch viel mehr als freundschaftlich. Er seufzte und schloß die Augen. Und diesmal war es Brian, der die Lippen um Gabriels Härte schloß und ihn bis zum Höhepunkt trieb. Sein erstickter Schrei klang wie eine Befreiung, und er zog Brian sofort an sich und schluchzte haltlos, während Brian mit den Händen durch seine dicken blonden Haare fuhr.

Alex beobachtete fasziniert, wie Brian den Jungen beruhigte. Seine eigene Leidenschaft war noch unbefriedigt, und trotzdem nahm er sich nicht einfach das, wonach er sich sehnte. Für Brian war die Liebe kein Kampf, er wollte eine sinnliche Vereinigung.

Und als Alex die beiden anschaute, wußte er, daß Brian dieser Wunsch noch erfüllt werden würde.

Gabriels Hände begannen ein zweites Mal Brians Körper zu erforschen. Seine Küsse wurden leidenschaftlicher, und Brian war erstaunt über das Verlangen, das sofort wieder in ihm erwachte. Es war wie ein Feuer, das in ihm aufloderte, und Brian hoffte, daß es ihn nicht verbrennen würde.

Wieder fanden sie sich. Er schlang seinen Arm um Gabriels Oberkörper und hob ihn leicht an. Doch diesmal bewegte er sich mit einer unendlichen Zärtlichkeit. Sein Körper war bis zum Zerbersten gespannt, doch seine Bewegungen waren träge und sanft.

Ein tiefes, kehliges Stöhnen begleitete seinen Höhepunkt, und er zog sich sofort aus Gabriel zurück, um ihn in die Arme zu schließen.

Erst jetzt sah Brian wieder zu Alex hinüber und erwiderte sein liebevolles Lächeln. Gabriel begann in seinen Armen einzuschlafen.

Er war erschöpft. Langsam stand er auf, seine Beine zitterten unkontrolliert, und er mußte fast darüber lachen. Da stand Alex plötzlich vor ihm und nahm ihn in den Arm. Brian erwiderte diese Umarmung und küßte Alex leicht auf die Wange. Welcher Schmerz ihn dabei durchfuhr! Wie hatte er sich nur von dieser göttlichen Kreatur abwenden können? Wie hatte er darüber nachdenken können, Alex zu verlassen?

Alex wandte sich Gabriel zu, und Brian ließ sich in den Sessel fallen, in dem Alex zuvor gesessen hatte. Er beobachtete, wie Alex Gabriel zärtlich vom Boden aufhob und in das Schlafzimmer trug, wo er ihn auf das große, weiche Bett legte. Gabriel wachte nicht einmal auf. Liebevoll deckte er ihn zu und löschte das Licht.

Brian war bereits angezogen, als Alex das Zimmer betrat. Schweigend sah er ihn an. Und an Brians Blick erkannte er, daß er wieder ihm gehörte. Ein flüchtiges Bild der körperlichen Vereinigung huschte durch sein Bewußtsein und ließ ihn kurz erschaudern.

Brian sah ihn mit einer so überwältigenden Zuneigung an, daß ihm fast die Tränen kamen. Sie waren wieder vereint. Und niemand konnte sich zwischen sie drängen.

Es hatte geschneit in der Nacht. New York war auf diesen Schnee nicht vorbereitet gewesen. In der ganzen Stadt war es zu Stromausfällen und Unfällen gekommen. Räumtrupps hatten die Nacht über gearbeitet, aber in den frühen Morgenstunden hatten sie aufgegeben. Es war zwecklos. Schneemassen türmten sich auf den Straßen, und die zusammengeschobenen weißen Berge waren über mannshoch.

Aber Alex liebte den Schnee. Seine Reinheit und wie er für einen Moment den Schmutz und das Leid dieser Welt überdeckte. Das Grau des Lebens verschwand.

Weiße, reine Schneepracht. Alex tanzte ausgelassen im Flockenwirbel. Die Kälte konnte ihm nichts anhaben.

Und er hatte ein Opfer gefunden, dem er Erlösung schenken konnte. Ein Obdachloser saß zusammengekauert in einer kleinen zugeschneiten Straße.

Vergeblich preßte er sich an die Hauswand in der Hoffnung, diese gäbe etwas von der Wärme des Innern nach draußen. Sein Mantel war zerschlissen und die Dinger, die seine Füße bedeckten, konnten schwerlich noch als Schuhe bezeichnet werden. Sein schmutziges Gesicht war bereits bläulich verfärbt. Und seine Hände hatten tiefe Risse. Nicht einmal Alkohol schien er zu haben, um sein Leiden zu mindern. Es war eine Nacht zum Sterben.

Alex beobachtete den alten Mann, und ein scharfer Schmerz durchfuhr ihn. Der Tod in der Kälte war grauenhaft. Nie wieder wollte er mit ihm konfrontiert werden. Mit aller Anstrengung ver-

drängte er die Erinnerung und näherte sich der verkommenen Kreatur.

Alex brachte ihm den Tod, schnell und wie ein Schatten.

»Keine Schmerzen mehr«, flüsterte der alte Mann, als das Dunkel sich über ihn senkte. Alex betrachtete ihn eine Weile schweigend und ließ ihn dann im Schnee liegen. Befriedigt kehrte er in sein kleines Haus in Greenwich Village zurück und legte sich erschöpft in sein weiches Bett. Er bedauerte, daß er die Vorhänge fest zuziehen mußte. So gern hätte er den Schnee angeschaut, kurz bevor die Sonne aufging.

Alex überraschte Brian, als dieser gerade ein Feuer im Kamin entfachte. Lautlos ließ er sich in den Sessel an Brians urigem Wohnzimmertisch sinken und streifte die durchnäßten Schuhe von den Füßen. Er schüttelte die Schneeflocken aus seinem langen schwarzen Haar.

Einige Tropfen rannen in einem kleinen, kalten Rinnsal in sein Hemd und ließen ihn erschaudern. Das Feuer strahlte eine angenehme Wärme im ganzen Haus aus, die Alex sehr begrüßte. Denn draußen war es eisig.

Brian drehte sich um, um noch einen Holzscheid auf die zündenden gelben Flammen zu legen und sah sich plötzlich Alex gegenüberkauern. Er erschrak heftig, das Holz entglitt seiner Hand und schlug krachend auf die weißen Fliesen. Sein Körper spürte die Gefahr, und seine Hände begannen unwillkürlich zu zittern. Langsam gewann Brian die Kontrolle über seinen Körper wieder und versuchte die Erstarrung abzuschütteln.

»Einen wunderschönen Abend, mein Freund«, gurrte Alex und lächelte Brian an.

»Du hast mich erschreckt, Alex«, sagte Brian und stand auf. Er klopfte sich ein wenig Holzstaub von der Hose und setzte sich zu Alex.

»Ich liebe es, dich zu erschrecken, Brian.« Alex schmunzelte. Dann musterte er Brian neugierig. Dieser trug eine alte Jeans und ein weites Sweat-Shirt. Seine kurzen braunen Haare standen widerspenstig vom Kopf ab.

Brian bemerkte den Blick, der auf ihm ruhte und sagte schnell: »Entschuldige, ich war auf Besuch nicht vorbereitet.«

Alex lachte kurz auf. »Du siehst hinreißend aus, lieber Brian.«

Brian errötete leicht. Hastig wandte er sich ab und holte ein weiches Handtuch, welches er Alex reichte.

»Du bist völlig durchnäßt. Was hast du gemacht – dich im Schnee gewälzt?«

»Ja, in tödlicher Umarmung mit meinem armen Opfer.« Ein boshafte Grinsen erschien auf Alex' Gesicht. »Und der weiße Schnee tränkte sich mit herrlich rotem Blut...«

Brian erschauderte.

»Mit dem Blut des Unschuldigen, des Reinen, dessen Gedanken frei von Bosheit sind. Denn das ist das Blut, für das es sich lohnt zu töten.« Alex' Gesicht nahm einen schwärmerischen Ausdruck an.

»Du läßt keine Gelegenheit aus, mir dein wahres Gesicht zu zeigen, nicht wahr? Aber weißt du, was ich glaube?«

Fragend zog Alex die Augenbrauen hoch.

»Ich glaube, du verstckst deine Sanftheit hinter dieser Grausamkeit. Du schwelgst in Bluträumen, um deine Liebenswürdigkeit, deine Verletzlichkeit zu verbergen.«

»Brian, du täuschst dich in mir. Mein Äußerer verleitet dich zu falschen Schlüssen.« Alex starrte ins Feuer und schwieg. Er wußte, daß Brian ihn beobachtete. Es war ihm egal.

»Es war ein sonniger Tag heute, nicht wahr, Brian?« fragte er schließlich.

»Ja, das stimmt«, antwortete Brian leise.

»Erzähl mir von der Sonne – von der kalten weißen Wintersonne«, bat Alex und lehnte sich im Sessel zurück.

»Quält dich das nicht?« fragte Brian und seufzte.

»Erzähl's mir«, bat Alex noch einmal.

»Heute morgen war ich in dem kleinen Wald, der direkt hinter meinem Haus beginnt. Hast du gesehen, wie hoch der Schnee dort ist? Ich sinke bis über die Knie ein. Es ist unglaublich anstrengend für mich durch diesen Schnee zu stapfen. Wie fühlen sich bloß die Tiere? Freuen sie sich über diese weiße Pracht oder quälen sie sich vielleicht? Zittern sie vor Kälte, kriechen sie entkräftet durch einen weißen Tod?«

Und während ich so meinen Gedanken nachhänge, da bemerke ich die Sonne auf meinem Gesicht. Gleißendes Licht dringt durch die kahlen Bäume und wird vom Schnee reflektiert. Und die Sonne ist kräftig; sie ist nicht geschwächt durch den Winter. Ich spüre ihre Strahlen auf meiner Haut. Das Licht berührt mich auf eine ganz intime Weise. Es scheint, als durchdringe es meine Haut, als träfen die Strahlen direkt auf meine Seele. Es ist so erstaunlich, daß ich stehenbleibe.«

»Die Wintersonne hat Macht«, flüsterte Alex.

»Ja, Macht«, bestätigte Brian. »Das war es, was ich fühlte. Das weiße Licht der Wintersonne ist mächtig – und es ist reiner als das Licht des Sommers.«

Schweigen.

»Vermißt du die Sonne?« fragte Brian schließlich.

»Ich vermisste... ja, ich glaube, das Einzige, was ich vermisste, ist die Sonne. Die Sonne im Winter. Kaltes gleißendes Licht, das den bläulich-grünen Himmel durchbricht.« Nachdenklich starre Alex in das prasselnde Feuer.

Brian spürte die tiefe Melancholie, die von seinem unsterblichen Freund ausging. Eine Frage schwirrte durch seinen Kopf, aber er wagte nicht, sie auszusprechen. Alex lächelte traurig.

»Ich vermisste nicht das Menschsein. Mein Gott, es wäre eine Strafe für mich in einen menschlichen Körper zurückkehren zu müssen. Manchmal ist es schwer, das zu akzeptieren, aber ich bin der *Vampir* Alexander – und ich bin es gern. Vielleicht bin ich rücksichtslos und aufbrausend, aber ich habe es so gewollt. Ich wußte, was auf mich zukommen würde, aber ich habe mich für die Unsterblichkeit entschieden – und ich würde es wieder tun. So ist das.«

Brian nickte. »Warum bist du dann so nachdenklich?«

»Entschuldige. Ich wollte dir nicht den Abend verderben. Manchmal überkommt mich so eine Traurigkeit. Ich weiß nicht, warum das...« Alex brach ab. Eine blutige Träne lief an seiner Wange hinunter. Er fühlte eine unendliche Leere in sich aufsteigen. Sie drohte ihn zu ersticken. Er spürte, wie sie sich als ein fester Reif um seinen Hals legte. Alex schluckte krampfhaft.

Durch den Schleier seiner Tränen sah er Brian auf sich zukommen. *Brian, mein sterblicher Geliebter.*

Zärtlich nahm Brian Alex' Kopf in seine Hände und küßte die blutigen Tränen aus seinem Gesicht.

»Wenn ich dich anschaue, Alex, dann sehe ich die Macht der Wintersonne«, flüsterte Brian. »Du bist das Licht der Nacht.«

»Du lügst«, sagte Alex leise.

»Nein. Du bist die Wintersonne, Alex.«

Alex sprang auf und stieß Brian zur Seite.

»Schweig'«, herrschte er ihn an, doch Brian hielt seinem Blick stand. »Du weißt nicht, was du da sagst.«

»Nein, du weißt es nicht. Du bist nicht die Nacht, bist nicht das Böse. Wenn ich dich sehe, sehe ich direkt ins Licht. Es ist deine Seele, die scheint, Alex – warum willst du das nicht wahrhaben? Du glaubst, das Böse verkörpern zu müssen, aber du bist nicht schlecht.«

»Du machst dir was vor, weil du nicht zugeben willst, daß dich das Böse verführt hat. Du bist völlig verblendet, Brian. Du glaubst, das Schöne muß das Gute sein, aber du täuschst dich.«

»Du bist nicht böse«, beharrte Brian und stand auf. Alex seufzte genervt.

»Ich verstehe zudem auch nicht, warum ausgerechnet du, der du nicht an Gott und nicht an den Teufel glaubst, mit so einem eingeschränkten Gut-Böse-Denken auftauchst. Das war doch sonst nicht deine Art.«

»Ich glaube auch nicht, daß wir Geschöpfe des Teufels sind – eher noch die Geschöpfe eines Gottes, wenn es denn einen geben sollte – aber wir sind das Böse auf dieser Welt. Kein mystischer Satan, sondern das reale Böse. Wir bringen den Tod, vergiß das nicht.«

»Ja, böse. So böse, wie der Tiger, der seine Beute zerreißt, so böse, wie jedes andere Raubtier«, spottete Brian. »Was ist für dich überhaupt gut, und was ist schlecht?«

Alex schwieg ärgerlich.

»Du bist nicht teuflischer, als jedes andere Raubtier, nur weil du ein Gewissen hast, welches dir so etwas einreden kann. Ich

weiß, daß du das Töten genießt, aber genießt nicht auch der Panther die Jagd?«

Und plötzlich war Alex ganz dicht neben ihm. Mit einer raschen Bewegung faßte er Brian ins Genick und zwang ihn in die Knie. Erschrocken sah Brian Alex an. Dessen Augen hatten sich verdunkelt – etwas Unheilvolles lag in ihnen.

Alex faßte noch fester zu, und Brians Lippen entrang sich ein leiser Schmerzenslaut.

»Warum suchst du dir deine Freunde unter den Raubtieren? Sie sind so schrecklich unberechenbar.«

»Alex, bitte laß mich los«, stöhnte Brian, aber Alex lächelte ihn nur an. Brian starrte auf die weißen Fangzähne, die deutlich unter der Oberlippe zu sehen waren.

»Nein...«

Doch Alex stürzte sich blitzschnell auf ihn. Brian versuchte verzweifelt zu entkommen, aber Alex stieß seine Zähne hart in Brians Hals. Er riß eine große Wunde in das weiche Fleisch, und das Blut sprudelte ihm entgegen. Oh, wie sehr hatte er sich danach gesehnt. Heißes Blut strömte in seinen Mund und erfüllte seinen ganzen Körper mit wachsendem Entzücken. Brians Blut war köstlich.

Aber Brian wehrte sich heftig. Als Alex schließlich von ihm abließ, kroch er auf allen Vieren davon. Er war zu schwach, sich zu erheben. Benommen faßte er die Lehne eines großen Sessels und versuchte, sich daran hochzuziehen.

»Warum, Alex«, flüsterte er erschöpft. »Warum?«

Genüßlich wischte Alex sich ein paar Blutstropfen von den Lippen und seufzte. »Weil es in meiner Natur liegt«, antwortete er dann und folgte Brian. Dieser erschrak heftig, als er Alex' Hand auf seiner Schulter spürte.

»Ich werde dich nicht töten, Brian.« *Ich liebe dich.* Zärtlich zog Alex Brian auf das große Sofa, das neben dem Kamin stand. Das Feuer strahlte eine angenehme Wärme aus – doch Brian zitterte.

Alex biß sich eine blutende Wunde am Handgelenk und hielt dieses Brian entgegen. Erst wandte Brian den Kopf ab, doch schließlich legte er schwer atmend seine Lippen auf die sprudelnde Quelle. Ein paar Schlucke nur – das würde ausreichend sein. Alex beobachtete seinen Freund entzückt.

»Genug«, sagte er nach kurzer Zeit sanft und streichelte Brians verschwitztes Gesicht.

»Das war das erste Mal, daß du mein Blut getrunken hast«, sagte Brian leise.

Alex schwieg.

»Hast du es dir die ganze Zeit über gewünscht?«

Alex sah ihn nachdenklich an. »Ja, ich habe es mir immer gewünscht – aber jetzt weiß ich nicht, ob es richtig war.«

Brian lächelte schwach. »Du klingst wie jemand, der bereut, gerade Sex gehabt zu haben.«

»Vielleicht ist das so ähnlich. Ich fühle mich aber eher, als... als hätte ich dich vergewaltigt. – Aber dein Blut ist so süß.« Alex leckte sich die blutigen Lippen und grinste. »Ich bereue es nicht.«

»Warum gibst du mir dein dunkles Blut?« fragte Brian und schloß die Augen.

»Jeder Tropfen, den du von mir nimmst, verbindet uns ein bißchen mehr. Ich ziehe dich immer mehr zu mir heran, ohne daß du dein Leben dafür aufgeben mußt. – Außerdem wollte ich nicht riskieren, daß dein Herz auf einmal aufhört zu schlagen. Ich habe dir zuviel Blut genommen. Du hättest eben sterben können.«

Brian nickte nachdenklich, doch er spürte schon jetzt, wie er wieder kräftiger wurde. Das Blut hatte eine ungeheure Kraft

– man hätte wahrscheinlich alle Krankheiten damit besiegen können.

Aber diese Gedanken verschwammen sofort. Niemand durfte von den Unsterblichen erfahren. Sie würden verfolgt und ausgerottet werden, wenn die Menschheit um die Existenz der Vampire wußte.

»Wie geht es Gabriel?« fragte Brian, als er sich schließlich erholt hatte. Alex lächelte ihn an – Gabriel war keine Konkurrenz für ihn.

»Es geht ihm gut. Er liebt das Leben, was ich ihm biete. Er hat zwar immer noch Angst, daß ich ihn plötzlich aus der Wohnung werfe – aber warum sollte ich das schon tun? Ach, und er hat nach dir gefragt. Willst du ihn nicht wiedersehen?«

Röte stieg in Brians Gesicht. Er hatte bislang nicht gewagt, Alex danach zu fragen.

»Ja«, sagte er leise. »Natürlich möchte ich ihn sehen. Aber... ist es nicht schmerhaft für dich? Du weißt doch, daß wir... ich meine, daß wir miteinander ins Bett gehen werden. Ich will dich nicht schon wieder verletzen.«

Alex lachte gutmütig. »Brian, du bist ein Mensch und du hast menschliche Bedürfnisse. – Außerdem gehe ich auch mit ihm ins Bett, wenn auch nicht, um direkt mit ihm zu schlafen. Aber Gabriel braucht einen Menschen, ich kann ihn nicht ausreichend befriedigen – genauso wenig wie dich.«

Ein Lächeln huschte über Brians Gesicht. Er konnte Gabriel wiedersehen, konnte seinen zarten Körper spüren, ohne sich Gedanken über Alex' Gefühle machen zu müssen.

*Ich liebe dich, Alex.*

Es war schon nach Mitternacht, als Alex in der Dunkelheit von Virginias Schlafzimmer stand und auf ihr friedliches Gesicht hinunterstarrte. Sie schlief ruhig und entspannt, nicht ahnend, daß sich etwas Böses in ihrem Zimmer befand. Alex hörte ihr Herz langsam und gleichmäßig schlagen und lächelte.

Das Mondlicht schien durch das Fenster herein und tauchte das Zimmer in ein eigenartiges Zwielicht.

Er hörte ihre tiefen Atemzüge. Leise setzte er sich auf ihre Bettkante und verschloß mit eiserner Hand ihren weichen Mund. Verwirrt schlug sie die Augen auf. Eine schreckliche Panik befiehl sie, und selbst, als sie Alex erkannte, konnte sich ihr wilder Herzschlag nicht beruhigen. Das alles erinnerte sie an ihr erstes Zusammentreffen mit diesem wunderschönen Teufel, und in Alex' Augen sah sie etwas Furchterregendes.

Trotz der Dunkelheit sah sie seine Augen boshaft funkeln und wußte plötzlich, warum er gekommen war. Sie versuchte seine Hand von ihrem Mund zu lösen, doch sie hatte nicht die geringste Chance. Sein Lächeln entstellte seine ungewöhnlichen Gesichtszüge, als er sich träge zu ihr herabbeugte. Sie begann zu kämpfen, wand sich wie eine Schlange unter seiner gewaltigen Kraft. Doch er senkte unerbittlich seine Zähne in ihre zarte Haut und trank das heiße sprudelnde Blut in vollen Zügen.

*Ich habe noch einmal über Brians Worte nachgedacht. Vielleicht hat er ja recht. Ich könnte mich mit dem Gedanken, die Menschen seien viel grausamer als wir Vampire, wirklich anfreunden. Und wenn ich so überlege... Ist es nicht auch so?*

*Die Angst vor uns ist eh unbegründet. Denn die Menschheit wird sich selbst vernichten – mit einem Lächeln auf den Lippen.*

*Oh, ich denke nicht nur sich selbst, sondern alles, die ganze Erde. Was hat sie nicht schon alles angerichtet in ihrer alles in den Schatten stellenden Arroganz?*

*Die Menschen sind wahrscheinlich doch die schlimmsten Kreaturen auf diesem Planeten. Thomas Hobbes hat einmal festgestellt, daß der Naturzustand des Menschen *ein bellum omnium contra omnes* ist. Aber er hätte noch viel weiter gehen können: Denn der Mensch befindet sich in einem Krieg nicht nur gegen jeden, sondern gegen alles. Er vernichtet nicht nur seine eigene Spezies, sondern auch noch viele andere hilflose Kreaturen, die ihm schutzlos ausgeliefert sind.*

*Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie Jean-Jaques Rousseau zu der Annahme gekommen ist, der Mensch sei von Natur aus gut. Nicht, daß ich mich als ein besseres Wesen betrachte – nichts liegt mir ferner.*

*Doch der Mensch ist uns sicherlich ebenbürtig, was seine Grausamkeit betrifft. Sie glauben das nicht? – Gehen Sie nach draußen und machen Sie die Augen auf. Wohnt nicht der, der seine Kinder schlecht behandelt und der, der seine Tiere quält direkt nebenan?*

*Sie brauchen sich nicht erst die Nachrichten im Fernsehen anzuschauen; beobachten Sie Ihre Umwelt aufmerksam. Schlimme Dinge passieren nicht immer nur woanders. Ich sollte das wissen.*

*Doch der Mensch in seiner Selbstgerechtigkeit sieht das Böse nur in der Ferne. Wir Vampire geben unsere Schlechtigkeit wenigstens zu.*

*Ich habe Virginia übrigens nicht umgebracht, wenn Sie das jetzt denken. Ich war kurz davor, das muß ich zugeben, doch irgendetwas hinderte mich daran. Ich weiß nicht einmal was – vielleicht mein Gewissen?*

Alex hörte das Geräusch seiner Haustür und hielt inne. Die Zeitung, die er auf dem Tisch ausgebreitet hatte, knisterte leise. Er wußte, daß jemand in sein Reich eingedrungen war; jemand – aber kein Mensch. Der übernatürliche Herzschlag eines Freundes. Alex atmete auf.

Eine schlanke, muskulöse Gestalt erschien im Schatten der Tür. Das blonde lockige Haar auf wenige Millimeter zurechtgestutzt, die Augen hinter einer verspiegelten Sonnenbrille verborgen, die er jetzt abnahm. Alex lächelte.

»Daniel.«

»Alexander.« Er machte eine kleine Verbeugung. Der schwarze altmodische Umhang raschelte ein wenig. Er besaß ihn schon so lange Alex ihn kannte.

»Was führt dich in diese graue Metropole, Daniel?« fragte Alex und gab ihm die Hand. Die Haut war so kühl und seidig, wie seine eigene, und die Berührung verursachte ein angenehmes Kribbeln. Daniel hielt sie einen Moment fest.

»Trauer und – vielleicht Rache«, antwortete Daniel und sah Alex tief in die ozeanblauen Augen. »Du hast doch davon gehört, oder?«

Alex dachte einen Augenblick nach. »Der Kreis von Merrick?«

Daniel nickte betrübt. »Sie haben sich auf der ganzen Welt aufgemacht, um uns auszurotten. Am schlimmsten ist das Ausmaß dieser Katastrophe in Frankreich – da komme ich jetzt her. Sie nahmen mir gute Freunde, und sie sind so gut informiert, daß man glauben könnte, sie bekämen ihre Informationen von einem der Unsrigen.«

»Hältst du das für möglich?« fragte Alex beunruhigt.

»Ich halte es nicht für unmöglich, Alexander.«

Schweigend sahen sie sich an. Dann fragte Alex: »Wie hast du mich gefunden?«

Daniel lachte leise. »Dich zu finden ist ungefähr so schwer, wie die Freiheitsstatue zu finden. Du bist immer noch der Alte, nicht wahr? Nur – deine Kleidung hat sich verändert.« Amüsiert betrachtete Daniel die schwarzen Jeans und den schlichten Pullover.

»Ich beobachtete dich schon seit einigen Tagen. Und du hast es nicht einmal gemerkt.«

»Meinst du vielleicht, ich befinde mich in Gefahr?«

»Diese Frage kann ich dir nicht beantworten. Du verfügst über eine Macht, die keiner von uns abschätzen kann. Aber ich hörte, daß das Hauptquartier des Kreises hier in der Nähe vermutet wird. Du bewegst dich ziemlich frei unter den Sterblichen – das ist natürlich gefährlich.«

»Oh, das habe ich schon einmal gehört. Hast du Lomay schon getroffen?«

»Er ist hier? – Nein, ich hoffe auch, daß es mir erspart bleibt. Ist er immer noch verrückt?«

Alex lächelte vielsagend. »Nein, viel schlimmer.«

Daniel verdrehte die Augen. »Wahrscheinlich weiß er schon, daß ich hier bin und lauert mir an der nächsten Ecke auf.« Geschmeidig wie eine Raubkatze ließ er sich auf dem Sessel nieder.

Alex erinnerte sich, daß er Daniels Eleganz schon immer bewundert hatte.

Daniel riß Alex aus seinen Gedanken. »Du hast dich nicht verändert, Alexander.«

»Wie meinst du das?« Alex setzte sich gegenüber von Daniel auf die Couch.

»Du bist so schön wie früher, so auffällig, und du umgibst dich noch immer mit sterblichen Geliebten – aber du bist noch mächtiger geworden. Das spüre ich.«

Alex schwieg. Ihm war nicht danach bewehräuchert zu werden, und er wollte auch nicht über seine außergewöhnlichen Fähigkeiten sprechen. Er wußte, daß Daniel mit dem Flugzeug hierhergekommen war. Denn er hatte nicht die Kraft sich über die Gesetze der Schwerkraft hinwegzusetzen. Ihm fehlte der Wille, der die Basis dieser Stärke war.

»Bist du meiner Hilfe wegen gekommen?« fragte Alex plötzlich.

»Nicht direkt«, antwortete Daniel ausweichend.

»Ich wollte dich nur vorwarnen. Die Nachricht von den Anschlägen des Kreises verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Es werden bald viele von uns hier auftauchen. Viele auch, die der Meinung sind, daß Vampire wie du eine Mitschuld an diesem ganzen Elend haben. Und es gibt auch welche unter ihnen, die dir deine Macht neiden.«

»Was soll das für eine Mitschuld sein?« fragte Alex ärgerlich.

»Du hast menschliche Freunde. Du machst die Menschen auf uns aufmerksam, sagen sie. Und es sind nicht die Alten, die so denken. Es sind Vampire, die jünger sind als wir.«

»Und die haben die Weisheit wohl gepachtet, was?« Alex' Augen funkelten aggressiv. Mit einer schnellen Bewegung strich er sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Ich wollte dich nur warnen. Dich zu finden, ist sehr einfach. Sie sollten doch nicht den Überraschungseffekt auf ihrer Seite haben.«

Alex stand auf und ging zum Fenster. Der Schnee war noch nicht weggeschmolzen und glitzerte sanft im Schein des Mondes.

Es schien, als habe jemand einen Sack voll Glasperlen auf dem weißen Schnee verschüttet.

»Na, wundervoll. Nicht nur, daß ein Mordkommando uns nachstellt, nein, jetzt müssen wir uns auch noch gegenseitig bekämpfen.« Alex wandte sich wieder Daniel zu. »Warum bleiben diese Affen nicht in Europa?«

Daniel schüttelte mitleidig den Kopf. »Europa ist ein heißes Pflaster für Vampire geworden. Außerdem versuchen sie – genau wie ich – möglichst nah an die Kommandozentrale zu gelangen. Es ist eigentlich erstaunlich, daß sie hier noch keine größeren Angriffe gestartet haben.«

Alex machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sie versuchen, ihr Hauptquartier so lange wie möglich zu schützen. Sie gehen wohl nicht davon aus, daß sie schon entdeckt wurden.«

»Na, entdeckt ist wohl zuviel. Wo genau sie sitzen, das weiß noch keiner.«

»Ihr kleinen Detektive. – Willst du dich nicht lieber im Verborgenen halten, bis der ganze Zauber vorbei ist?« fragte Alex spöttisch. »Ich kann mich erinnern, daß du nie eine besonders große Kämpfernatur gewesen bist, Goldlöckchen.«

Mit einem wütenden Aufschrei stürzte Daniel sich auf ihn. Eine Hand drückte Alex' Kehle zu und mit der anderen versuchte Daniel, ihn am Boden zu halten. Trotz des Schmerzes an seinem Hals begann Alex zu lachen. Daniel blitzte ihn aus seinen hellen Augen zornig an. Alex verschluckte sich und fing an zu würgen – aber er konnte nicht aufhören zu lachen. Seine Muskeln zogen sich krampfhaft zusammen, und Daniel wurde immer wütender. Schließlich beruhigte Alex sich wieder und schüttelte Daniel mühelos ab. Grinsend wischte er sich die Tränen aus den Augen.

»Ich weiß gar nicht, worüber du dich so aufregst! – So hat er dich doch immer genannt – Goldlöckchen. Er war geradezu besessen von deinem Engelshaar. Und du warst ihm immer treu ergeben. Warst ihm mehr Untertan, als ich es je hätte sein können.«

Daniels Faust flog mit einer unglaublichen Wucht auf Alex zu, doch der fing sie kurz vor seinem Gesicht ab. »Was soll dieses Kräftemessen?«

»Du weißt, daß ich ihn hasse«, zischte Daniel.

»Komm' mit mir nach draußen, Daniel«, sagte Alex plötzlich sanft. »Erinnerst du dich noch an früher? Wie oft wir gemeinsam durch die Nacht streiften?«

Daniel nickte. Mit leuchtenden Augen trat er einen Schritt zurück. »Ja, laß' uns gehen.«

Gemeinsam verließen sie Alex' Haus und traten hinaus in den glitzernden Schnee. Sie bewegten sich eine Zeitlang wie Menschen, hinterließen ihre Spuren wie Sterbliche. Doch ihre Bewegungen waren weicher, graziler ihre Gesten.

Vertraut wanderten Alex und Daniel nebeneinander durch das winterliche New York. Alex spürte Daniels Anwesenheit ohne ihn anzuschauen. Wie gern hätte er ihn in den Arm genommen, wie gern ihm gesagt, wie sehr er sich freute ihn wiederzusehen. Aber er tat es nicht.

Sie ließen die hellerleuchteten Straßen, die Bistros und Kneipen hinter sich. Der Schnee hatte selbst die rührigsten Teile New Yorks verwandelt. Es schien, als habe die weiße Schneedecke die Stadt beruhigt, die Hektik aus den Straßen genommen.

Alex war entzückt. »Laß' uns zusammen jagen«, sagte er im Verschwörerton zu Daniel.

»Ja, wie früher«, antwortete Daniel leise, und seine Augen blitzten erwartungsvoll.

Sie jagten wie Raubkatzen. Suchten sich die Kranken und Schwachen und löschten leise und kampflos ihre Lebenslichter. Ihre Opfer starben nicht in Todesangst, sondern mit einer merkwürdigen Verzückung in den Augen.

Sahen sie Engel, die sie abholten für den langen Weg hinauf in den Himmel?

Was sahen sie in Alex und Daniel? Erscheinungen, Visionen? Göttlich oder teuflisch?

Alex und Daniel berauschten sich am Blut, ließen es ihre kalten Körper erwärmen.

»Ich möchte deinen sterblichen Liebhaber kennenlernen«, sagte Daniel plötzlich. »Den mit den wunderschönen grünen Augen.«

»Brian. – Warum?« fragte Alex mißtrauisch.

»Ich muß wissen, warum du ihn liebst.«

»Daniel, was sehe ich da in deinen Augen? Was hat das für eine Bedeutung?« Alex legte seine Hände an Daniels Gesicht. Es war warm vom Blut ihrer Opfer.

Daniel erschauderte leicht bei der Berührung.

»Weiβt du eigentlich, wie sehr ich dich vermißt hab'?« fragte er leise, und seine Augen glitzerten. »Doch ich wagte nicht, mich dir zu nähern. Ich dachte, ich könnte diese Empfindung nicht ertragen.«

»Und jetzt, nachdem du fast 100 Jahre hast verstreichen lassen, kannst du sie ertragen?«

Daniel sah in Alex' dunkelblaue Augen. »Ich weiß es noch nicht, Alex.«

»Du hast mir niemals gesagt, was du für mich empfindest. All die Jahre, in denen wir zusammen waren, hast du nicht einmal davon gesprochen.« Alex sah ihn forschend an.

»Ich wußte, daß es sinnlos sein würde. Ich war dein Gefährte, nicht dein Geliebter – obwohl ich mir nichts sehnlicher wünschte.«

»Du Narr«, sagte Alex, obgleich er sah, daß eine Träne an Daniels Wange herunterlief.

»Nein, Alex. Es war nicht närrisch. Du hast mich niemals begehrt. Nicht einmal, als ich noch sterblich war. Ich wohnte in einem Haus mit euch – ein Mensch aus Fleisch und Blut – und du hast nicht einmal versucht, dich mir zu nähern. Ich habe dich angestarrt, doch du hast nicht darauf reagiert. Ich war geblendet von deiner Schönheit. Die Begierde fraß mich fast auf. Es war höllisch – und das ist es auch jetzt noch.« Daniel wandte sich ab.

Alex schwieg betroffen.

»Es muß die Hölle für ihn sein«, murmelte Daniel.

»Für wen?«

»Für deinen Brian. – Er ist ein Mensch, und sein Verlangen wird ihn zermürben. Du quälst sie mit deiner Anwesenheit.«

Alex lachte leise. Dann nahm er Daniel an der Hand. »Komm' mit mir. Du wirst ihn kennenlernen. Doch ich warne dich – kein Haar wird ihm gekrümmpt.«

Daniel ließ sich von Alex in eine dunkle Seitenstraße ziehen. Dort schlang Alex den rechten Arm um Daniels Hüfte und er hob sich mit ihm in rasender Geschwindigkeit über die Dächer New Yorks. Daniel stockte der Atem. Er selbst konnte sich vielleicht ein paar Meter vom Boden heben, bevor er von einer wilden Panik erfaßt wurde. Er klammerte sich fest an Alex und schloß die Augen, bis dieser auf einer kleinen Waldlichtung landete. Lachend

schubste Alex seinen Freund von sich, so daß dieser verdutzt im Schnee landete.

Er kam jedoch sehr schnell wieder auf die Beine und schüttelte den Schnee aus seinem schwarzen Umhang.

»Du hast dich wirklich nicht verändert«, sagte Daniel vorwurfsvoll und sah sich um. »Oh, ich dachte die Menschen heutzutage wohnen in Häusern, nicht in der freien Natur. Wird ihm wohl recht kalt sein, deinem Liebling. Oder ist er etwa so heißblütig, daß ihm selbst diese Temperaturen nichts ausmachen?«

»Ich bin über alle Maße beruhigt, daß du deine gewohnte Spitzbüngigkeit wieder hast, mein lieber Daniel«, sagte Alex und machte sich auf den Weg zu Brians Häuschen. Seine Füße berührten kaum den Boden, und er lachte, als er Daniel hinter sich keuchen hörte.

Brian lag im hellerleuchteten Wohnzimmer auf der Couch. Seine Füße wippten auf der einen Armlehne, auf der anderen ruhte sein Kopf. Seine Augen waren geschlossen, obwohl der Fernseher lief.

Erst jetzt bemerkte Alex, daß kein elektrisches Licht im Haus brannte.

Leise verschafften sie sich Zutritt zu Brians Heim. Daniel folgte Alex wie ein Schatten.

Brian erschrak heftig, als er plötzlich die zwei dunklen Gestalten in seinem Zimmer bemerkte. Sein Herz pochte alarmiert – er konnte es deutlich in seinem Hals spüren.

Erst als er Alex erkannte, beruhigte sich sein Puls ein wenig. Aber wer war Alex' schlanker blonder Begleiter? Brian musterte ihn stumm.

*Bitte nicht noch ein Liebhaber*, betete Brian. Das würde er nicht noch einmal durchstehen.

Alex und sein Begleiter traten aus dem Schatten in das warme, anheimelnde Kerzenlicht.

Brian hielt den Atem an – Alex' Begleiter war ein Vampir! Der erste – mit Ausnahme von Alex – den Brian je zu Gesicht bekommen hatte.

Auch er hatte die marmorne Haut und die funkelnden Augen, die Alex von den Sterblichen unterschied. Doch sein sanftes Gesicht schien menschlicher, gefühlvoller, als das von Alex.

Brian richtete sich auf. Ein leichter Schwindel überkam ihn – die letzte Nacht war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

»Brian, darf ich dir Daniel vorstellen?« Alex' Stimme war ein wenig rauh. Sie weckte sofort eine unbestimmte Leidenschaft in Brian. Er starzte Daniel an.

»Daniel – Brian Dupont.«

Daniel bewegte sich rasch auf Brian zu. »Was starrst du mich so an mit deinen arroganten grünen Augen«, sagte Daniel in perfektem Französisch.

Brians Augen verengten sich zu aggressiven Schlitzen. Nur wenig Grün funkelte zwischen den Lidern hervor. Dieser kampflustige Blick stand im krassen Gegensatz zu seinem sanften Gesicht. Träger erhob er sich und fuhr sich gelassen mit der Hand durch das kurze Haar.

»Nette Gäste bringst du mir, liebster Alex«, sagte er aufreizend.

Alex lächelte über diesen kleinen Machtkampf. Sanft nahm er Brians Hand und hauchte einen Kuß darauf. Brian spürte die kühlen Lippen und den heißen Atem und erschauerte.

»Daniel wollte dich kennenlernen. Er wollte wissen, wie du es mit mir aushältst.«

Brian schenkte Daniel ein kleines Lächeln. Daniels helle Augen faszinierten ihn. Es schien, als leuchte Gold aus ihnen. Das

machte sie wärmer, als Alex' ozeanblaue kühle Augen – aber auch unberechenbarer. Ein kleiner Angstschauder strich über ihn hinweg.

»Warum ich dich anstarre, fragst du? – Tja, diese Frage kann ich wohl unbeantwortet zurückgeben.« Brian sprach weiter Französisch.

Daniel trat noch einen Schritt auf ihn zu und sah die feinen Einstiche an Brians Hals. Einen Moment wurde er von dem wilden Verlangen erfaßt, seine Zähne ebenfalls in den schlanken weißen Hals zu senken und sich an Brian gütlich zu tun, doch fast augenblicklich spürte er Alex' scharfen Blick im Nacken.

Daniel erkannte, warum Brian Alex so faszinierte.

Brian hatte eine feine, fast feminine Ausstrahlung. Seine grünen Augen waren hinreißend und forschend, und auch Daniel bemerkte, wie er sich zu Brian hingezogen fühlte.

Brian bemerkte die Blicke und bedeckte schützend seinen Hals. Eine leichte Röte schoß in seine Wangen, als wäre er bei etwas Verbotenem erwischt worden.

»Reizend«, flüsterte Daniel fast andächtig.

Brian richtete sich wieder auf und überwand seine vorübergehende Erstarrung. Er bot seinen beiden Gästen einen Platz und einen edlen Wein an, der freudig begrüßt wurde.

Und Daniel und Alex verließen Brian erst, als sich die dunklen Schleier der Nacht bereits lichteten.

Monica stand besorgt vor Virginias Wohnungstür und klingelte mindestens zum zehnten Mal. Seit zwei Tagen hatte sie jetzt nichts mehr von Virginia gehört und das, obwohl diese so glücklich über ihre neue Bekanntschaft gewesen war.

Sie hatte versprochen, diese Monica so schnell wie möglich vorzustellen, doch bis jetzt hatte sich keine Gelegenheit ergeben. Das verwunderte Monica zunehmend, doch sie geduldete sich.

Gestern jedoch war ihr Geduldsfaden gerissen, und sie hatte Virginia angerufen. Doch sie war nicht zu Hause gewesen. Monica probierte es den gesamten Tag über, aber niemand ging ans Telefon. Sie hatte eine Nachricht auf Virginias Anrufbeantworter hinterlassen, doch Virginia hatte nicht zurückgerufen. Schon gestern hatte sie ein ungutes Gefühl gehabt, aber sie wollte sich auch nicht aufdrängen.

Heute hatte sie sich schließlich mit sorgenvoller Miene ins Auto gesetzt und war zu Virginias Wohnung gefahren, als sie wieder nur die eigenartig verzerrte Stimme des Anrufbeantworters am anderen Ende der Leitung hatte.

Verwirrt klingelte sie bei Virginias Nachbarin, die sie bereits vom Sehen kannte, da diese schon mal Virginias Katzen fütterte, wenn Virginia nicht da war. Nein, sie wußte auch nicht, ob Virginia vielleicht verreist war. Aber sie hielt es für unwahrscheinlich, da sie nicht den Auftrag bekommen hatte, sich um die Katzen zu kümmern.

Monica bat sie um den Wohnungsschlüssel, damit sie nach dem Rechten sehen konnte. Wie besorgt sie tatsächlich war, verbarg sie vor der alten Dame.

Mit einem leisen Klicken öffnete sich das Schloß der Tür, und Monica betrat die Wohnung. Sofort sprangen ihr Israel und Kleopatra entgegen und maunzten kläglich.

»Virginia?«

Doch sie bekam keine Antwort. Als sie schließlich ins Schlafzimmer trat, erschrak sie heftig. Virginia lag auf dem Teppich und rührte sich nicht. Erschrocken starre Monica sie an. War sie tot?

Mein Gott, was war nur passiert? Warum war sie nicht früher hierher gekommen?

Nur langsam bekam sie ihre Gedanken wieder unter Kontrolle und kniete sich neben den leblosen Körper. Als sie den Kopf anhob, bemerkte sie, daß Virginia noch atmete. Ihr Herz schlug bis zum Hals. Hastig zog sie ein Kopfkissen vom Bett undbettete Virginias Kopf darauf. Da schlug Virginia die Augen auf. Sie flüsterte etwas, das Monica fast nicht verstehen konnte.

»Kleines tödliches Geheimnis.« Virginias Augen glänzten fiebrig.

»Halt durch, Kleines, ich rufe einen Krankenwagen«, sagte Monica und versuchte ihre Stimme ruhig klingen zu lassen. Sie konnte sich nicht vorstellen, was passiert war und was Virginia gemeint hatte. Verwirrt stand sie auf und rief den Notarzt, der Virginia schließlich in ein Krankenhaus brachte.

Sie schien hohes Fieber zu haben und murmelte fortwährend etwas von einem bluttrinkenden Mann, doch niemand schenkte diesen Worten Beachtung.

Schockiert saß Monica in der Wohnung ihres Freundes Joey und trank einen Kaffee. Ihre Gesicht war immer noch kalkweiß, und sie hielt die Tasse so krampfhaft in den Händen, daß Joey dachte, sie würde sie zerdrücken.

»Ich habe keine Ahnung, was passiert sein könnte. Die Ärzte sprechen von einer schweren Infektion, und sie ist ganz anämisch. Sie wird doch nicht vergiftet worden sein?«

»Anämisch?« Joey horchte auf. »Hat sie denn irgendeine Verletzung gehabt?«

»Nein, keine. Sie ist einfach nur blutarm. Die Ärzte halten es nicht für unwahrscheinlich, daß sie irgendein Gift zu sich genommen hat. – Weißt du, Rattengift, das wirkt auch so.«

Joeys nickte ernst. »Meinst du ... meinst du, das war ein Selbstmordversuch?«

»Ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Sie war völlig durcheinander. Sprach von Monstern und Vampiren. Aber sie liest solche schrecklichen Geschichten ja auch. Sie hat sehr hohes Fieber.« Monicas Lippen zitterten, und sie begann zu weinen.

Joeys stellte sofort seine eigene Tasse ab und legte den Arm um Monica, um sie zu trösten. Doch in seinem Kopf drehte sich alles. Er mußte Virginia sprechen, sobald es irgend möglich war. Bevor sie zuviel erzählte.

»Wir werden sie besuchen, sobald sie wieder bei Bewußtsein ist«, sagte er und drückte beruhigend Monicas Schultern.

Monica schüttelte den Kopf. »Ich werde gleich wieder zu ihr fahren. Damit jemand bei ihr ist, wenn sie aufwacht.«

Joeys versuchte sich seine Aufregung nicht anmerken zu lassen. Doch seine Hände zitterten, als er sagte: »Ich begleite dich selbstverständlich.« Hastig stand er auf. »Am besten ist es wohl, wenn wir sofort losfahren, oder möchtest du dich vorher noch ein bißchen ausruhen?«

Erstaunt beobachtete Monica Joeys plötzliche Aktivität. Aber irgendwie tat es ihr auch gut, daß jemand die Sorge um Virginia mit ihr teilte. Aus welchem Grund auch immer.

»Laß uns fahren«, sagte sie entschlossen und warf sich den Mantel über die Schultern.

Joeys hatte die Haustür bereits geöffnet.

Virginia befand sich nicht mehr auf der Intensivstation, als Monica und Joeys im Krankenhaus ankamen. Sie bekamen die Er-

laubnis, sich zu ihr setzen zu dürfen, wenn sie sich ruhig verhielten.

»Sie wacht ab und zu mal auf, doch sie macht immer einen sehr verwirrten Eindruck«, sagte der behandelnde Arzt, und Joey nickte.

Monica erschrak beim Anblick ihrer kreideweissen Freundin. Sie war zwar an keinerlei medizinische Apparate mehr angeschlossen, doch schien sie immer noch weit vom Leben entfernt zu sein.

Still setzten sich Monica und Joey in die Ecke des Zimmers und warteten. Virginia öffnete zwar hin und wieder ihre Augen, doch ansprechbar war sie nicht. Sie reagierte nicht auf die tröstenden Worte, die Monica ihr zuflüsterte.

Schließlich schickte Joey Monica aus dem Zimmer, um für sie beide Kaffee zu holen, und Monica war froh, als sie die Tür hinter sich schloß.

Sofort setzte sich Joey auf Virginias Bettkante und sprach sie an. Er wußte, daß er nicht besonders viel Zeit hatte, also drängte er sie, aufzuwachen. Schließlich schlug sie die Augen auf und erkannte Joey.

»Virginia, was ist passiert?« fragte er flüsternd. Virginia schüttelte den Kopf.

»Ich muß es wissen. Du hast von Vampiren erzählt – kennst du einen?«

Erstaunt sah Virginia ihn an, und ihre Augen wurden klarer.

»Hattest du Kontakt zu einem Vampir? Hat er dir das angetan?« Joeys Augen hatten sich zu Schlitzen verengt. Schon hörte er Monicas Absätze auf dem Flur klappern.

»Hör zu, Virginia. Wenn es ein Vampir war, darfst du niemandem davon erzählen. Hörst du – niemandem. – War es einer?«

»Ja«, hauchte Virginia.

Und Joeys Herz machte einen Aussetzer. Vorsichtig berührte er Virginias fiebrige Stirn und machte einen Satz zurück zu seinem Stuhl. Als Monica die Tür öffnete, hatte er das Gefühl, sie müßte sein Herz laut schlagen hören. Nur mit Mühe kontrollierte er seinen Atem.

Ein Vampir. Hier in New York. Er mußte diese Information sofort weitergeben. Vielleicht wußte Virginia mehr von ihm – vielleicht sogar seinen Aufenthaltsort. Er schloß die Augen. Endlich konnten sie hier in New York beginnen. Endlich.

Am nächsten Tag war Joey bereits in aller Frühe zum Krankenhaus gefahren. Die Straßen waren weitestgehend freigeräumt, und der Verkehr floß wieder träge durch die Stadt.

Virginia ging es deutlich besser als am Vortag. Sie hatte zwar noch nichts gegessen, aber sie fühlte sich schon wieder recht gut.

Joey zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben ihr Bett. Sie hatte ihr Wort gehalten und niemandem mehr von den Vampiern erzählt. Joey atmete erleichtert auf.

Doch die große Enttäuschung war, daß Virginia nichts über den Aufenthaltsort des Vampirs wußte. Sie erzählte Joey bereitwillig, daß sie sich mehr als einmal mit ihm getroffen hatte. Doch immer hatten diese Treffen in ihrer Wohnung stattgefunden. Joey konnte in ihren Gedanken lesen, daß sie die Wahrheit sagte. Was für eine Enttäuschung!

Virginia war erstaunt, daß Joey etwas über diese Wesen wußte, doch auf ihre Frage, warum er sich mit Vampiern beschäftigt habe, bekam sie eine sehr ausweichende Antwort.

Sie beschrieb Joey detailliert, wie Alex aussah. Aber warum er eine solche Beschreibung wünschte, bekam sie nicht aus ihm heraus.

»Willst du ihn etwa suchen?« fragte sie entsetzt. Doch er schüttelte beruhigend den Kopf.

»Weißt du, ich möchte gern ein Buch schreiben. Über solche Phänomene. Und da brauche ich natürlich alles Material, das ich bekommen kann.«

»Ich wußte gar nicht, daß du ein Buch schreibst«, sagte Virginia erstaunt.

»Das weiß niemand«, antwortete Joey und fügte mit Verschwörermiene hinzu: »Und Monica darf das auch nicht erfahren, okay?« Er wandte sich zum Gehen.

Virginia nickte und legte sich dann erschöpft in die Kissen zurück.

»Ich mache mir nur Sorgen«, murmelte sie, kurz bevor sie einschlief, und Joey blieb stehen.

»Um wen?«

»Um Brian. Er ist doch auch in Gefahr.«

»Brian?« Joey hielt den Atem an. »Kennt Brian den Vampir auch?«

»Ja, er ist sein Freund«, nuschelte Virginia.

»Wie heißt denn Brian weiter?«

»Brian Dupont«, sagte sie und schlief ein.

Brian nahm den Hörer ab, verwirrt, denn es war mitten in der Nacht. »Ja?«

»Wir wissen es. Du verdammter Hurensohn – du fickst mit einem Mörder.«

»Was?« Brian versuchte sich aufzurappeln.

»Wo wohnt er? Wo treibt er es mit dir?« Die Stimme klang fremd, elektronisch verzerrt.

Brian schluckte trocken. »Was soll das, verdammt noch mal?«  
»Wenn du nicht kooperierst, wird dein Leben die reinste Hölle werden.«

»Wohl total verrückt geworden«, fauchte Brian wütend.

Ein Knacken in der Leitung verriet ihm, daß der nächtliche Anrufer aufgelegt hatte.

Scheiße, dachte er – und schlief wieder ein.

Als Brian und Gabriel sich wieder trafen, schafften sie es kaum, die Tür hinter sich zu schließen. Gabriel zog Brian hinter sich her ins Schlafzimmer und begann ihn auszuziehen. Brian küßte Gabriels aufgeworfene Lippen und schmeckte den Wein, den Gabriel offensichtlich in großen Mengen getrunken hatte. Das verwirrte ihn.

Doch dann spürte er wieder die heißen, schlanken Hände auf seinem nackten Körper und vergaß alles um sich herum. Er wußte, daß Alex auch da war, doch das erhöhte den Reiz nur noch.

Seine Arme schlangen sich um Gabriels zarten Körper und hielten ihn einen Moment fest. Er schaute in die orientalischen Augen des Knaben und sah, daß der Alkohol sie bereits umnebelt hatte.

Doch Gabriels Bewegungen waren von einer trägen Eleganz und Sicherheit, die Brians Feuer auflodern ließen. Ganz zärtlich nahm er Gabriel, obwohl seine Leidenschaft ihn fast in den Wahnsinn trieb.

Als es vorbei war, schliefen sie eng aneinandergeschmiegt ein.

Alex verließ sie leise und ging auf die Jagd. Seine Sinne waren erfüllt von den Bildern der Vereinigung und von den köstlichen

Gerüchen, die er in sich aufgesogen hatte. Der Duft des Blutes, und der süße Schweiß hatten ihn betäubt.

Brian wachte mit dem angenehmen Gefühl auf, jemanden an seiner Seite liegen zu haben. Lange beobachtete er Gabriel, der sich tief in die weichen Kopfkissen gekuschelt hatte. Dann stand er leise auf und zog sich an.

Er grinste, als er seine Hose und seinen Pullover in der Wohnung suchen mußte. Auf dem Tisch im Wohnzimmer fand er einen Zettel, auf dem in Alex' geschwungener Handschrift stand:

*Herzlichen Dank für die angenehme Vorstellung der letzten Nacht. Alex.*

Brian lächelte unsicher. Es war immer noch ein eigenartiges Gefühl zu wissen, daß er ihnen zusah. Er verließ die Wohnung, um Brötchen, Kaffee und Käse zu kaufen, denn der Kühlschrank war so gut wie leer.

Als er wiederkam, schlief Gabriel noch immer. Brian bereitete das Frühstück, und als der feine Duft des Kaffees die Wohnung erfüllte, stand Gabriel plötzlich mit verquollenen Augen und strubbeligen Haaren in der Küche. Brian lachte bei seinem Anblick.

»Setz' dich ins Wohnzimmer. Wir können sofort frühstücken. Hast du ausgeschlafen?«

Gabriel fuhr sich mit der Hand durch das dicke blonde Haar. »Sehe ich so aus?« Seine Stimme war belegt. Er massierte seine Schläfen.

»Ich habe Kopfschmerzen«, klagte er schließlich und ließ sich von Brian aus der Küche hinausschieben.

»Das wundert mich nicht, bei deinem Alkoholkonsum«, stellte Brian mitleidslos fest.

»Uh, willst du mir einen Vortrag halten?« maulte Gabriel. »Das kann ich jetzt überhaupt nicht gebrauchen.«

»Nein, habe ich auch nicht vor. Los, setz' dich.«

Gemeinsam frühstückten sie. Brian hätte allzu gern mehr über Gabriel erfahren, doch dieser blockte die meisten Fragen ab.

Schließlich fragte Brian: »Wie hast du Alex eigentlich kennengelernt?«

Gabriel sah ihn einen Moment nachdenklich an. Er zögerte.

»Ich bin oft in dem Club, der ihm gehört.«

Brian zog die Augenbrauen hoch. »In der Black Rose?«

Gabriel nickte vorsichtig. »Und da habe ich ihn gesehen – und er hat mich mitgenommen.«

Brian lachte. »Und der mittlere Teil der Geschichte? – Er ist doch sicher nicht zu dir gekommen und hat gefragt, ob du mit in seine Wohnung kommen wolltest, oder?«

Gabriel seufzte. »Nein, so war's nicht. Ich habe mich ihm angeboten – für Geld.« Er sah Brians erstautes Gesicht, sagte jedoch nichts mehr.

»Du machst das öfter?«

Gabriel nickte. Das alles war ihm offensichtlich unangenehm. »Ich brauche das Geld«, sagte er leise.

»Und, was hat er dir bezahlt?« Brians Stimme klang noch immer sanft. Er war neugierig. Suchte keinen Streit und wollte keine Erklärung. Jetzt lächelte Gabriel.

»Nichts, außer meinem Leben. Ich darf hier wohnen und bekomme alles, was ich mir wünsche. Das ist mehr, als ich erhofft habe.«

»Und – kann man dich immer noch kaufen?«

Gabriel schüttelte den Kopf. »Solange ich hier bei Alex wohne, bin ich nur mit ihm im Bett gewesen – und mit dir.«

Brian lachte. »Das will ich auch schwer hoffen.«

Brian verbrachte die Tage nun häufig mit Gabriel, die Nächte oft mit Alex. Sie waren meist so in Gespräche vertieft, daß Alex ihn fluchtartig verlassen mußte, sobald die Sonne aufging.

Alex schien sich zu verändern. Brian hatte ihn selten so lebensbejahend empfunden, wie in diesen nächtlichen Zusammenkünften. Woran das lag, konnte er niemals herausbekommen.

Brian betrat seine Wohnung mit einer dunklen Vorahnung. Woher diese kam, wußte er nicht. Aber sie hatten es getan, tatsächlich. Hatten seine ganze Wohnung durchsucht, während er die letzte Nacht zusammen mit Gabriel und Alex in dessen Penthouse-Wohnung verbracht hatte.

Verdammter Scheiß, dachte er, als er das Chaos sah. Sie hatten alles ausgeräumt, Schubladen, Schränke, einfach alles. So eine verdammte Scheiße.

Mit einem Fuß schob er Blätter und Kleidungsstücke, die auf dem Fußboden lagen, zur Seite.

Er hätte heulen können vor Wut – Er mußte es Alex sagen ...

Brian verbrachte den nächsten Tag mit Gabriel und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Wie ein frisch verliebtes Paar schlenderten sie durch die Geschäfte, kauften hier und da etwas ein und zogen sich mittags in ein gemütliches, kleines Restaurant zurück.

Brian mochte Gabriel sehr. Seine Mischung aus kindlicher Freude und Verdorbenheit erheiterte ihn und schaffte es auch diesmal, seine dunklen Gedanken und seine Sorge zu vertreiben.

Doch die angenehmen Eindrücke des Tages verblaßten. Eisige Kälte machte sich in seinem Körper breit. Gerade hatte er den Telefonhörer krachend auf die Gabel geworfen, und den Stecker des Telefons herausgezogen, um wenigstens etwas Schlaf zu bekommen. Er war so erschöpft.

Langsam ließ er sich in die weichen Kissen sinken und schloß die Augen.

Wieder hatten sie bei ihm angerufen. Wieder hatten sie ihn beschimpft. Er wußte nicht einmal, wie sie seinen Namen herausbekommen hatten, wer diese Leute überhaupt waren – aber offensichtlich wußten sie von seiner Freundschaft zu Alex.

Ein entferntes Klingeln. Seine Haustür? Erschrocken riß er die Augen wieder auf. War Alex zu ihm gekommen? Aber seit wann meldete er seinen Besuch an? Vielleicht hat er sich meine letzten Worte doch zu Herzen genommen, und steht ab jetzt nicht mehr einfach plötzlich im Zimmer.

Brian schlurfte zur Tür und öffnete. Doch noch bevor er erkennen konnte, daß es nicht Alex war, der dort auf ihn wartete, wurde er brutal zurückgedrängt. Er sah mehrere verummumte Gestalten, dann wurde er zu Boden geschlagen. Verzweifelt trat er um sich, doch sie hielten ihn am Boden und lachten. Er hatte keine Chance.

»Monsieur möchten vielleicht doch mit uns zusammenarbeiten?« fragte einer der Männer mit einem spöttischen Grinsen.

»Wer sind Sie?« zischte Brian zwischen zusammengebissenen Zähnen.

»Ich glaube nicht, daß wir uns noch vorstellen müssen. Sie sind wirklich sehr unkooperativ, Monsieur Dupont. Das wollen wir doch ändern, nicht wahr?«

Brian versuchte wieder loszukommen und trat dabei einen seiner Peiniger in den Rücken. Doch sofort hatten sie ihn wieder unter Kontrolle.

»Das reicht«, hörte er eine schneidende Stimme. »Jetzt bekommt er einen Denkzettel.«

Brian konnte nicht ausmachen, von wem die Stimme kam. Verzweifelt drehte er den Kopf, um einen Blick auf die Gesichter erhaschen zu können.

»Dreht ihn um, auf den Bauch.«

Brian erschrak. Mit einem kräftigen Ruck drehten sie ihn, so daß er auf dem Bauch zu liegen kam. Seine Arme und Beine waren wie festgeschraubt. Er spürte, wie seine Hose geöffnet wurde und begann zu schreien. Mit aller Kraft wehrte er sich, bekam schließlich einen Arm frei und handelte sich dafür eine schallende Ohrfeige ein. Dann wurde er still.

»Kommen Sie, Monsieur Dupont. Das ist doch nichts Neues für Sie.«

Brian fühlte sich entsetzlich gedemütigt. Er wußte nicht, wie lange er die Tränen noch zurückhalten konnte. Doch diese Blöße wollte er sich nicht geben.

Er hatte einige der Gesichter gesehen, doch niemanden erkannt. Der Ärmel des einen Mannes, der seinen rechten Arm festhielt, rutschte ein Stück nach oben und entblößte eine merkwürdige kreisförmige Tätowierung.

Er hörte das Geräusch eines sich öffnenden Reißverschlusses und spürte fast augenblicklich das Gewicht eines anderen Mannes auf seinem Rücken. Übelkeit kroch in ihm hoch. Er würgte trocken.

Sie rissen seine Beine noch ein Stück weiter auseinander, und sein Peiniger stieß rücksichtslos in ihn hinein.

Brian schrie. Er hatte das Gefühl, daß dieser Schrei niemals enden könnte. Sie hielten ihm den Mund zu. Schließlich wurde er von einem anderen bestiegen. Dann kam noch einer.

*Sie pfählen mich, schoß es ihm durch den Kopf. Warum verliere ich nicht endlich das Bewußtsein?*

Doch das war ihm nicht vergönnt.

Als sie schließlich mit ihm fertig waren, verkroch er sich wie ein verwundetes Tier in eine dunkle Ecke. Er hörte, wie sie über ihn lachten. Der Schmerz war unerträglich. Er wußte, daß er weinte, aber sie hatten ihn besiegt.

Wie aus weiter Ferne hörte er, daß einer sagte: »Ich denke, Sie werden jetzt mit uns zusammenarbeiten, nicht wahr? Denn ansonsten müssen wir Sie wieder besuchen.«

Brian wußte nicht, wie lange er dort gesessen hatte. Er wußte nicht, seit wann er wieder allein war. Mit wackligen Beinen erhob er sich und schleppte sich zum Bad, wo er sich, über die Toilettenschüssel gebeugt, erbrach.

Erschöpft ließ er sich auf die kühlen Fliesen fallen. Warum hatten sie ihm das angetan? Tränen liefen in Strömen über sein Gesicht. Er konnte sie nicht aufhalten. Er fühlte sich gedemütigt und benutzt. So entsetzlich.

*Alex? Alex, komm zu mir.*

Eine Zeitlang war sein Gehirn wie leergefegt. Er hörte seinen Atem, seinen Herzschlag und die Stille. Ein dumpfer Schmerz fraß ihn von innen heraus auf.

Schließlich spürte er kräftige Hände, die ihn auf die Beine zogen. Aber er weigerte sich zu stehen. Und er weigerte sich, die Augen zu öffnen.

Er wußte, daß es Alex war, der ihn vorsichtig auf die Couch im Wohnzimmer brachte. Alex, der ihm das feuchte Haar aus der Stirn strich. Alex.

Er verbarg sein Gesicht an Alex' Schulter und schluchzte. Er spürte Alex' weiches Haar in seinem Gesicht, sog seinen unverwechselbaren Geruch ein.

»Was ist passiert?« fragte Alex schließlich leise.

In seinen Augen erkannte Brian die Sorge, aber er konnte seinem Blick nicht standhalten. Entsetzt schüttelte er den Kopf. Er konnte nicht darüber sprechen.

Alex akzeptierte das und trug Brian wie ein kleines Kind wieder ins Bad, wo heißes Wasser langsam die Badewanne füllte. Sanft ließ er Brian in das Wasser gleiten, obwohl sich dieser an ihm festkrallte.

Alex sah die Blutspuren, doch drängte er Brian nicht weiter, ihm zu erzählen, was passiert war.

Zärtlich wusch er Brians geschundenen Körper und bemerkte, wie sich dieser unter der Berührung von seinen festen Händen langsam entspannte.

Alex blieb bis zum Morgengrauen bei Brian, doch dieser weigerte sich hartnäckig über den Vorfall zu sprechen.

## Philadelphia 1996

Die beiden Männer saßen sich in dem hellerleuchteten Raum gegenüber. Sie machten einen erregten Eindruck. Der ältere der beiden stand auf und stützte sich mit den Fäusten auf dem Schreibtisch ab, hinter dem der jüngere und offensichtlich ranghöhere Mann saß. Er hatte schütteres blondes Haar und fixierte sein Gegenüber scharf.

»Ich werde es machen«, sagte er dann, und seine Stimme klang selbstsicher. Aber der jüngere Mann erkannte die Angst in den Augen des älteren. Er schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe diese Überstürzung nicht, wenn ich ehrlich sein soll. Wir brauchen keine unnötigen Gefahren einzugehen. Wir haben Brian Dupont schon fast in der Tasche. Wenn wir ihn erst einmal weichgeklopft haben, wird er uns diesen Job abnehmen.«

Colding machte eine wegwerfende Handbewegung. »Es ist absolut überheblich von Ihnen, so zu denken. Er würde lieber sterben, als uns das Monster ans Messer zu liefern.«

Ripley zuckte mit den Schultern. »Ich glaube schon, daß Monsieur Dupont mit uns zusammenarbeiten wird. Wir haben doch – ich will es mal so sagen – einen wunden Punkt bei ihm gefunden.«

Colding warf ihm einen eigenartigen Blick zu. Erinnerungsschatten huschten durch sein Bewußtsein und verursachten ein merkwürdiges Kribbeln in seinem Körper. Er war kein Foltermeister. Dafür haßte er es zu sehr, Menschen leiden zu sehen – er hatte bereits zuviel miterlebt.

Dann glitten seine Augen über die großen Regale, die zwei Wände des Zimmers einnahmen. Er zog einen dicken Ordner mit der Aufschrift **Leon van Haaften** heraus und knallte diesen unvermittelt heftig auf den Schreibtisch.

»Sie sind so neu, daß ich nicht einmal weiß, ob Sie diesen Fall kennen«, begann er feindselig.

Und Ripley antwortete ruhig: »Ich kenne all diese Ordner, Mr. Colding. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Blättern Sie ihn ruhig noch einmal durch. Wie viele seiner sterblichen Liebhaber haben wir in den Wahnsinn getrieben? Und wie viele waren bereit, mit uns zusammen zu arbeiten? Denken Sie darüber nach, Ripley.«

»Sie wollen also sagen, daß Monsieur Dupont eher dem Wahnsinn anheim fällt, als vernünftig mit uns zu kooperieren?«

»Ja, genau so ist es. Ich habe ihn kennengelernt bei meinem letzten Aufenthalt in New York. Ich habe seinen Gedanken zwar entnehmen können, wo Alexander de Dahomey sich aufhält, aber er ist so sensibel, daß er es bemerkte und sich mir weitestgehend verschloß. Sie verstehen das nicht, aber er ist ihm hörig. Er würde nie die Hand gegen ihn erheben.«

Colding schien sich etwas beruhigt zu haben. Langsam setzte er sich wieder in den Sessel vor Ripley's Schreibtisch. Dieser sah ihn eine Weile schweigend an. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren.

»Was gedenken Sie denn zu tun, wenn Sie sich in seinem Haus befinden? Wollen Sie ihn dann töten?«

»Ihre Ausdrucksweise gefällt mir nicht, Ripley. Wir haben es mit Untoten zu tun – und Untote kann man nicht töten.«

»Okay, wie Sie wollen: Wollen Sie ihn dort vernichten?«

»Vielleicht. Den Versuch werde ich sicher unternehmen. Ge-  
setzt den Fall, er läßt mich so nah an sich heran.«

Colding nahm eine gespannte Haltung an. »Ich habe zum er-  
sten Mal die Möglichkeit, einen von ihnen zur Strecke zu bringen.  
Das ist eine absolute Herausforderung, Ripley.«

»Aber vielleicht ist genau das der Fehler«, murmelte Ripley  
und faltete die Hände nachdenklich. »Vielleicht ist das endlich  
unsere Chance, einen von ihnen zu fangen. Sie wissen, daß wir  
mit unserer Forschung noch nicht einen Schritt weiter sind. Wir  
müssen einen Unsterblichen einfangen, nur dann können wir et-  
was über die Unsterblichkeit erfahren. Und das ist doch schließ-  
lich unser Ziel.«

Colding starzte ihn entsetzt an. »Niemals dürfen wir so etwas  
tun. Diese Geschöpfe müssen still und leise ausgerottet werden.  
Sie sind eine unheimliche Mutation, wenn nicht sogar Wesen  
direkt aus der Hölle. Wenn die Menschheit um ihre Existenz  
wüßte, käme es zu einer Massenhysterie. Es wäre grauenvoll –  
nicht auszudenken. Diesen entsetzlichen Fehler darf der Kreis von  
Merrick niemals machen. Die Forscher können großartige Dinge  
und grausame Geschöpfe entdecken, aber sie sollten ihre Geheim-  
nisse für sich behalten.«

Ripley nickte bedächtig. »Ich kenne Ihre Meinung, aber Sie  
wissen, daß das Ziel unseres Kreises schon lange nicht mehr  
die bloße Ausrottung der Vampire ist. Zuvor müssen wir ihnen  
das Geheimnis der Unsterblichkeit entlocken. Was macht diese  
Wesen unsterblich?«

»Aber wie wollen Sie dieses Geheimnis aus ihnen  
herausholen?«

»Wir müssen eine dieser Bestien fangen und sie der Forschungsstation übergeben. Glauben Sie mir, Colding, die wissen schon, was dann zu tun ist.«

»Das heißt, Sie schicken ein ganzes Kommando los, um Alexander de Dahomey zu fangen?«

»Ja, Mister Colding«, sagte Ripley freundlich. »Unsere große Chance, den Tod zu besiegen. Finden Sie nicht auch?«

Colding schüttelte zweifelnd den Kopf und verließ dann eilig das Büro. Es lag in einem alten, etwas verrotteten Gebäude in einem Vorort von Philadelphia. Hier befand sich das Quartier des Kreises von Merrick.

Benjamin Clairley hatte es vor etwa 45 Jahren erstanden und dort die Zentrale für Nordamerika eingerichtet, nachdem er viele Jahre in London verbracht hatte.

Außer verschiedenen Büros und Räumen voll von Unterlagen, gab es einige kleine Wohnungen für die Mitglieder des Kreises. Aber es waren nur wenige unter ihnen, die das alte Gebäude nie verließen. Doch diese lebten in ständiger Angst um ihr Leben.

Vielleicht, dachte Colding, werde ich auch bald einer von denen sein, die sich verstecken müssen. Einer von denen, die vor Angst erstarren, hören sie nächtliche Geräusche und fremde Leute. Einer von denen, die die Dunkelheit mehr fürchten, als den Tod.

Er schüttelte den unangenehmen Gedanken ab und verließ das Gebäude. Von innen war es weitaus reicher und schöner eingerichtet, als man – von außen betrachtet – vermuten konnte.

Der Kies knirschte unter Coldings Schuhen, als dieser sich zu seinem Auto begab und einstieg. Er startete den Wagen und fuhr in Richtung Flughafen; sein Gepäck befand sich bereits im

Kofferraum. Er hatte sich schon vor dem Gespräch mit Ripley entschlossen, wieder nach New York zu fliegen.

Auf diese große Chance konnte er einfach nicht verzichten.

Doch bereits während des Fluges beschlichen ihn leise, aber hartnäckige Zweifel. Hatte er sich richtig entschieden? Oder sollte er diese Mission abbrechen? Er war nicht mehr der Jüngste – das war eine Tatsache. War er dieser Aufgabe überhaupt noch gewachsen?

Über diesen Gedanken schliefer ein. Das leichte Schütteln und Brummen des Flugzeugs störte ihn nicht – er war die Fliegerei mittlerweile gewöhnt.

Clarke Colding öffnete die schwere Tür. Mit einem rostigen Knarren ließ sie sich ein Stück weit aufschieben. Aber irgendwas stimmte mit seinen Augen nicht. Er rieb sie kräftig mit den Fingern, aber er hatte noch immer das Gefühl, durch Milchglas zu schauen. Unsicher stolperte er in den dunklen Raum hinter der Tür. Es war noch jemand in dem großen Haus. Die Anwesenheit hatte er sofort gespürt.

Eine düstere Atmosphäre herrschte vor, und Clarke Colding erschauderte. Vorsichtig erklimmte er die steile Treppe mit dem roten Teppich auf den Stufen. Er hatte große Mühe sich zu orientieren. Immer wieder hielt er an, um sich Stufe für Stufe vorwärts zu tasten.

Seine Schritte hallten, obwohl er versuchte, seine Schuhe leise auf dem Teppich abzusetzen. Als er oben angekommen war, hielt er an, um zu verschlafen. Das Erklimmen der Treppe war eine unglaubliche Anstrengung für ihn gewesen. Schweißperlen liefen ihm wie Wasser über das Gesicht. Da bemerkte er einen Lichtschein aus einem der oberen Räume. Er flackerte – of-

fensichtlich war es Kerzenlicht. In Zeitlupengeschwindigkeit näherte sich Colding dem willkommenen Licht.

Er warf einen Blick in den erhellten Raum und erstarrte. Was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Ein Mann in dunkler Kleidung mit wirrem Haar war über ein junges Mädchen gebeugt. Ihre Bluse war zerrissen und hing in Fetzen an ihrem schlanken Körper. Wie alt mochte sie sein, fragte sich Colding. Im ersten Moment konnte er nicht genau erkennen, was der Mann tat, dann schrie das Mädchen auf. – Er hatte sie gebissen! Mit lauten Schläfrigeräuschen trank er nun ihr Blut, und sie wehrte sich strampelnd.

Dann bemerkte er Clarke. Langsam drehte er sich zu ihm um. Blut floß in Strömen über sein Kinn, und er grinste Clarke frivoll an – es war Ripley!

Mit einem leisen Schrei erwachte Colding.

Die Dame neben ihm sah in erstaunt an. »Sie haben offensichtlich geträumt«, bemerkte sie kühl, als sie seinen verwirrten Blick sah und wandte sich wieder ihrem Buch zu.

Erleichtert richtete er sich in seinem Sitz auf und trank einen Schluck Wasser. Es schmeckte abgestanden, aber linderte etwas das Kratzen in seinem trockenen Hals.

Es war 23.00 Uhr, als die Maschine in New York landete. Eilig verließ Clarke Colding den Flughafen mit einem Taxi und ließ sich zu seinem Stammhotel bringen. Heute Abend würde er das Zimmer nicht mehr verlassen, das stand fest. Aber es mangelte ihm auch an nichts.

Aus der Minibar nahm er eine Flasche Martini und goß sich einen großen Schluck ein. Der Traum hatte ihn mehr mitgenommen, als er sich eingestehen wollte. Und der Traum war wieder-

um ein Indiz für die heikle Situation, in der er sich befand. Es war mörderisch, aber er wollte es durchziehen.

Telefonisch orderte er ein sparsames Menü und streckte sich dann auf dem weichen, blumig duftenden Bett aus.

Er hatte sich noch keinen detaillierten Plan überlegt. Er hatte die Adresse des Hauses erfahren, in dem Alexander de Dahomey zur Zeit wohnte, aber es war ja nicht einmal sicher, ob er sich momentan dort befand. Vielleicht trieb er in einer anderen Stadt gerade sein Unwesen, vielleicht in einem anderen Land?

Colding richtete sich halb in seinem Bett auf und griff nach dem Telefon. Er würde es vielleicht herausfinden – den richtigen Informanten hatte er ja. Hektisch kramte er in seiner Aktentasche nach der Nummer und rief bei Brian Dupont an.

Brian meldete sich schlaftrunken – mittlerweile war es nach Mitternacht.

»Na, gar nicht unterwegs mit Ihrem monströsen Liebhaber?« fragte Colding scharf, ohne seinen Namen zu nennen.

Aber Brian erkannte die Stimme, die ihn in der letzten Zeit so oft gepeinigt hatte. Wie eine Schlange kroch sie ihm sein Gehirn.  
»Was wollen Sie schon wieder von mir?«

»Nur eine winzige Information. Die können Sie mir einfach nicht vorenthalten – immerhin bin ich im Dienste der Menschheit unterwegs, während Sie versuchen einen Massenmörder zu schützen.«

»Lassen Sie mich in Ruhe. Ich kann Ihnen nichts sagen – ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden.« Brians Stimme klang gequält. Bei Gott, wie lange mußte er das noch ertragen? Wie oft wollten sie ihn an ihre schreckliche Tat erinnern? Mit den Beschimpfungen hätte er vielleicht ja noch leben können, aber nach ...

Er sei der Komplize eines Mörders, eine unwürdige Kreatur, die in obszöner Weise einem Monster verfallen war. Was hatte er sich nicht alles anhören müssen? Mitten in der Nacht rissen sie ihn aus dem Schlaf und lasen ihm Stellen aus der Bibel vor; oder sie beschrieben ihm Foltermethoden aus dem Mittelalter, mit denen man die gefügig gemacht hatte, die dem Teufel dienten.

Es brachte nichts, den Stecker des Telefons aus der Wand zu ziehen; sie kamen bis zu seiner Wohnung. Standen plötzlich vor der Tür, und er war ihnen hilflos ausgeliefert. Er schaffte es nicht einmal sie davon abzuhalten, seine Wohnung zu durchsuchen. Und sie hatten ihm das Schlimmste angetan, was er sich vorstellen konnte. Schnell verdrängte er die Erinnerung daran, denn die Übelkeit, die in ihm aufstieg, war bitter.

Wollten sie ihn in den Wahnsinn treiben?

Er schämte sich seiner Feigheit. Es war unerträglich. Er hatte es nicht einmal geschafft, Alex von den Bedrohungen und Übergriffen zu erzählen, da er sich seiner Schwäche wohl bewußt war.

Erfolgten die Belästigungen nicht direkt, dann begannen sie seine Gedanken zu durchstöbern. Und auch jetzt fühlte er wieder dieses unangenehme Kribbeln, als bekäme er einen Migräneanfall. Der Druck verbreitete sich vom Hinterkopf aus, bis der gesamte Schädel sich anfühlte, als müsse er zerbersten. Sofort versuchte Brian, seine Gedanken zu verschleiern. Aber er wußte nicht, wieviel sie bereits aus ihm herausgesaugt hatten. Hatte er Alex schon in Gefahr gebracht?

»Beantworten Sie mir nur eine Frage, und Sie sind erlöst«, sagte Colding mit vorgetäuschter Freundlichkeit.

»Was?«

»Befindet sich Ihr Meister in der Stadt?«

Trotz der Qualen mußte Brian lächeln. Ein bitteres Lächeln. *Meister*. Was hatte dieser Mensch für eine eigenartige Vorstellung von der Beziehung zwischen Alex und ihm? Wären sie beide sterblich, dann hätten sie wohl wahrscheinlich eine ganz normale Liebesbeziehung. Zumindest stellte Brian es sich so vor. Aber konnte er eigentlich beurteilen, was Alex für ein Mensch gewesen war oder wäre?

Veränderten sich die Unsterblichen nicht erheblich – allein schon durch die Tatsache, daß sie Herr über Leben und Tod wurden? Sie töteten wie Raubtiere, machte sie das nicht unmenschlich? Aber Alex konnte soviel Menschlichkeit ausstrahlen, soviel Wärme. Brian glaubte nicht, daß er einem riesigen Possenspiel erlegen war. Oft erinnerte ihn Alex daran, daß er ein Killer war; er wollte nicht zulassen, daß Brian sich sein geschöntes Bild von ihm machte.

Aber die Frage ließ ihn aufhorchen. Irgendetwas hatte sein Gegeüber geplant – das spürte er deutlich. Der Mann befand sich in New York. Und – verdammt – er wollte wissen, ob Alex hier zu finden sei. Hatten sie etwa einen Anschlag auf Alex' Leben geplant? Wußten sie, wo er sich aufhielt?

»Nein«, antwortete er also und versuchte seine Stimme selbstsicher klingen zulassen.

Colding wußte, daß er log. Einen Moment dachte er darüber nach, ob er Brian dieses Wissen kundtun sollte, aber er schwieg. Sollte dieser Schwachkopf doch glauben, er könnte den Kreis von Merrick hinter das Licht führen. Warum nur gab sich ein so mächtiges Wesen wie Alexander de Dahomey mit so einem Trottel ab, fragte sich Colding und legte wortlos auf.

Brian atmete auf. Aber er war nicht so naiv zu glauben, sein Peiniger hätte ihm seine Antwort abgekauft. Er mußte mit Alex

sprechen, aber er hatte keine Ahnung, wo er ihn erreichen konnte. Er konnte mit dem Auto zu Alex' kleinem Häuschen fahren und dort auf ihn warten, aber Alex liebte es nicht, wenn jemand unangemeldet in sein Heiligtum schneite.

Außerdem hatte Alex ihn vor Lomay gewarnt, der sich zur Zeit in der Gegend aufhielt. Brian hätte Alex' Schöpfer zu gern einmal gesehen, aber Alex hatte seine Neugier abrupt beendet.

Wenn er dich sieht, hatte er gesagt, wird er dich wahrscheinlich töten; und wenn er dich nicht tötet, und mir kommt zu Ohren, daß du es darauf angelegt hast, bemerkt zu werden, dann wirst du von mir eine derartige Abreibung erhalten, daß du dir wünschen wirst, nie einem Unsterblichen begegnet zu sein.

Brian war errötet und hatte sich wie ein Schuljunge gefühlt, aber Alex' Drohung hatte gesessen. Nie würde er sich Lomay nähern, selbst wenn er ihn sähe. Er konnte Alex' übernatürlichen Kräfte schlecht einschätzen, aber es war sicher nicht ratsam ihn zu verärgern.

Also ließ sich Brian widerwillig auf sein Bett zurück sinken. Er hoffte auf den Schlaf, denn er hatte mittlerweile so viele nächtliche Störungen zu verkraften, daß er tagsüber kaum die Augen offen halten konnte. Er sehnte sich nach Ruhe, nach einem traumlosen Schlaf, der ihm endlich Erholung schenken konnte. Aber der Schlaf wollte nicht kommen – jedenfalls nicht freiwillig. Brian schloß die Augen und zwang seinen Körper zu entspannen. Er schob die störenden Gedanken beiseite und bemerkte schon bald, wie seine Glieder schwerer wurden. Hoffentlich ließen ihn diese Wichser wenigstens in dieser Nacht in Ruhe. Brian fiel in einen unruhigen Schlaf.

Schweißgebadet erwachte Brian am nächsten Morgen. Er wußte es – eine Katastrophe nahte, und er war nicht unschuldig.

In welche Gedanken hatte er bloß Einblick gehabt in dieser Nacht, daß er sich so sicher war?

Übelkeit stieg in ihm hoch, und er wankte ins Badezimmer. Wider Willen warf er einen Blick in den Spiegel und erschrak. Eine entsetzliche Monsterfratze starrte ihm entgegen und nur mit größter Mühe konnte er seine eigenen Gesichtszüge erkennen. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, und seine Haut schien eine graue Schattierung angenommen zu haben.

Matt drehte er den Wasserhahn in der Dusche auf und wartete, bis das Wasser so heiß war, daß es dampfte. Dann streifte er sich seinen Pyjama vom Körper und stieg in die Dusche. Das heiße Wasser ließ ihn erschaudern. Er bemerkte, wie seine Lebensgeister langsam wieder zurückkehrten.

Als er sich einseifte, stellte er fest, daß er beträchtlich an Gewicht verloren hatte – seine Hüft- und Rippenknochen stachen unangenehm unter der Haut hervor. Er seufzte. Erschöpft lehnte er sich gegen die weiß-blau gefliesten Wand und ließ das heiße Nass seine Wirkung tun.

Wann hatte er das letzte Mal vernünftig gegessen? Es mußte schon länger her sein, denn sein Magen rebellierte nicht einmal mehr, trotz der unfairen Behandlung.

Sein Frühstück fiel auch diesmal eher knapp aus, obwohl er sich vorgenommen hatte, mit Verstand zu essen, aber schon nach einem Toast spürte er die bekannte Übelkeit in sich aufsteigen und verzichtete auf den Rest. Was hatte er die letzten Tage bloß getan? Seine Wohnung sah aus, als hätte ein Tornado sie verwüstet. Verlor er langsam den Verstand?

Aber dann kehrte seine Erinnerung zurück. Was hatten sie ihm nur angetan? Ein unbändiger Selbsthaß stieg in ihm auf. Er spürte einen Kloß im Hals. Doch seine Tränen waren versiegt. Er hatte

immer noch unglaubliche Schmerzen, doch das Schlimmste war, daß sie ihm seine Würde und seine Selbstachtung genommen hatten. Und was hatten sie erreicht? Sie wollten ihn mürbe machen. Wollten, daß er mit ihnen zusammen arbeitete. Aber den Teufel würde er tun. Er war verzweifelt. Einen Moment lang hatte er überlegt, ob er mit Virginia reden sollte.

Aber diesen Gedanken mußte er wieder verwerfen. Virginia durfte damit nichts zu tun haben; wenn er sie in diese Geschichte mit hineinzog, würde sie in die gleiche Bedrängnis kommen, wie er.

Wie lange war es her, daß er ihre Stimme gehört hatte? Wann hatte er Alex das letzte Mal gesehen? Wann Gabriel? Hatte Alex mit Gabriel gesprochen? Er fühlte sich merkwürdig desorientiert.

Plötzlich horchte er auf. Draußen lauerte etwas Unfaßbares. Ein dunkler Schatten legte sich über seine Gedanken. Was bedeutete das? Doch mit einem Mal spürte er es. Alex war in Gefahr!

Brian beendete sein karges Frühstück und verließ hastig seine Wohnung.

Er bestieg seinen Mercedes Roadster und trat aufs Gas. Der Motor heulte empört auf, und Brian schoß auf die breite Avenue, die ein Stück weit entfernt von seinem Haus begann und bis nach Manhattan führte. Häuser und Bäume rasten in einer unerhörten Geschwindigkeit an ihm vorbei.

Brian fuhr waghalsige Überholmanöver und drängte sich rücksichtslos zwischen andere Fahrzeuge, aber er hatte nur noch ein Ziel vor Augen: er mußte zu Alex.

Clarke Colding nahm sich Zeit ausgiebig zu frühstücken. Aber seine äußere Ruhe täuschte – innerlich war er aufgewühlt. War er dieser Situation gewachsen, fragte er sich immer wieder. Wenn er Erfolg hatte, würde dieser ihn natürlich einige Stufen in der Hierarchie des Kreises nach oben katapultieren. Aber er hatte Angst. Angst nicht nur vor der möglichen Gefahr, sondern auch vor der Rache der Vampire. Er wollte sich nicht sein restliches Leben in den Gebäuden des Kreises verstecken müssen.

Nervös fuhr er sich mit der zitternden Hand durch das schütttere Haar. Aber jetzt machte er auch keinen Rückzieher mehr. Jetzt war es zu spät. Hoffte er vielleicht insgeheim, daß Alexander de Dahomey sich zur Zeit gar nicht in der Stadt befand? Ja, vielleicht traf das zu. Er hatte Angst.

Clarke Colding parkte seinen Ford Leihwagen in einer kleinen Seitenstraße, etwa fünfhundert Meter von Alex' Haus entfernt. Er war nervös – zu nervös für diese Mission; er wußte es. Aber sein Ehrgeiz trieb ihn weiter. Heute würde er – Clarke Colding – die Welt von einem Mörder befreien.

Es war ein trüber Tag. Die Sonne schaute nur selten zwischen den grauen Wolken hervor; vielleicht gefiel ihr einfach nicht, was sie sah, denn kaum hatte sie einen Blick auf die Erde getan, verbarg sie sich wieder hinter der undurchlässigen Wolkenschicht.

Colding zündete sich eine Zigarette an und sog den Rauch tief in die Lungen. Einen Augenblick lang blieb er unschlüssig an seinem Wagen stehen. Fröstelnd schob er eine Hand in die Jackentasche seines zerschlissenen Ledermantels.

Dann machte er sich auf den Weg. Seine Schritte klangen hektisch auf dem Pflaster der Straße. Er ging rasch, zu rasch, um ruhig zu wirken. Aber offensichtlich nahm niemand Notiz von ihm. Es schien, als wolle er seinen Job schnell hinter sich bringen, ehe

ihn der Mut verließ. Die erst halb aufgerauchte Zigarette flog in einen gepflegten Vorgarten, an dem Colding vorbeirauschte. Dort glomm sie noch einige Minuten weiter, ehe sie erlosch.

Kurze Zeit später stand Colding vor dem Tor des verfallenen Gartenzauns, der sich – soweit Colding sehen konnte – rund um das gesamte Grundstück des Vampirs erstreckte. Er war ein Eindringling; das wurde Colding erst bewußt, als er das Tor mit einem lauten Quietschen öffnete. Aber es war nicht der Garten Eden, in den er eindrang, sondern der Garten des Satans. Kurz hielt er den Atem an, aber Alexander de Dahomey konnte ihn ja tagsüber nicht hören – hoffentlich.

Das kleine Ziegelhäuschen, noch aus den Anfängen von Greenwich Village, war vor kurzem restauriert worden. Es war ein hübsches Häuschen, wenn auch nicht ganz angemessen für einen unsterblichen englischen Lord. So ein freundlicher Eindruck – der ideale Unterschlupf für so eine Bestie, dachte Colding.

Geschickt öffnete er das Sicherheitsschloß der Haustür. Es war nicht das erste Mal, daß er so etwas tat. Verstohlen sah er sich um. Nicht auszudenken, wenn er gesehen würde. Hatte denn noch niemand hier bemerkt, was für einen Kreatur in der nächsten Nachbarschaft wohnte?

Dahomeys Haus hatte zwar keine unmittelbar angrenzende Nachbarschaft, aber die eigenartigen Gewohnheiten des Bewohners mußten doch einfach auffallen. Er hoffte inständig, daß sie nicht alle hinter den zugezogenen Gardinen ihrer schmucken Häuser saßen und ihn beobachteten.

Colding spürte, wie das Schloß nachgab. Mit einem leisen Klick öffnete es sich. Er lächelte befriedigt. Der erste Schritt war getan. Wie ein Schatten huschte er hinein.

Brian hielt den Atem an. Seine Ahnung hatte ihn also nicht getrogen. In einem Wahnsinnstempo war er hierher gejagt. Hatte weder Verkehrsregeln noch Schilder beachtet. Wäre ihm ein Officer in den Weg gekommen – er wußte nicht, was er gemacht hätte. Warum nur hatte er die Bedrohung so intensiv gespürt? Hatte Alex ihn gerufen? Spürte *er* vielleicht die Gefahr?

Brian hatte versucht die Haustür zu öffnen, aber sie war fest verschlossen. Also hatte er sich hinter einen dicken Rhododendron-Busch gekauert und gewartet. Er war fest entschlossen sitzen zu bleiben, bis sich etwas tat. Aber die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens hatten seine Glieder sofort klamm werden lassen.

Gequält verzog er das Gesicht. Wie gern hätte er die Zeit zurückgedreht, um mit Alex zu verschwinden, als sie noch die Chance dazu hatten. Aber er hatte ja nicht einmal den Mut besessen mit Alex über die Angriffe dieser merkwürdigen Leute zu sprechen.

Brian mußte nicht lange warten. Er erkannte den Mann, der sich so zielstrebig Zugang zu Alex' Haus verschaffte, schon an den Umrissen. Es war derselbe Mann, der auch ihm schon so übel mitgespielt hatte. Derselbe, der ihn letzte Nacht angerufen hatte.

Jetzt war er hier. – Bei Gott, er hätte Alex warnen müssen.

Als der Mann im Haus verschwunden war, rannte Brian über den Rasen zur Haustür und schlüpfte hinein. Colding hatte die Tür angelehnt gelassen; offensichtlich hielt er sich einen Fluchtweg frei. Aha, dachte Brian, er ist also unsicher. Aber was – um Himmels Willen – wollte er nur hier?

Zögernd schlich Brian durch den Flur ins Wohnzimmer. Kostbare chinesische Vasen und Figuren aus verschiedensten Edel-

steinen standen in gläsernen Vitrinen in diesem Zimmer. Bücher waren bis unter die Decke getürmt. Alex hatte sie fast alle gelesen.

Die Einrichtung war sehr wertvoll und edel, aber keineswegs antik. Alex liebte bequeme Möbel und machte sich nichts aus »alten Schätzchen«, im Gegensatz zu Brian.

Plötzlich vernahm Brian das Klappen einer Tür. Er erstarrte. Das Geräusch war eindeutig von Alex' Schlafzimmer gekommen. Der Eindringling war in Alex' Zimmer. In seiner heiligen Ruhestätte.

Brian ließ alle Vorsicht Vorsicht sein und rannte durch den Flur, die Treppe hoch, zum Schlafzimmer.

Die Tür stand weit offen, und Brian beobachtete entsetzt, wie Colding ein zweites entzündetes Streichholz auf die Decke, die über Alex' leblosen Körper gebreitet war, warf. Offensichtlich hatte er sie zuvor mit Alkohol bespritzt, denn sie stand bereits in Flammen.

Brian stieß einen kurzen Schrei aus und stürzte quer durch das halbdunkle Zimmer auf das brennende Bett zu.

Aber die Haut in Alex' Gesicht war bereits zu einem Teil verbrannt und auch auf seinen Händen veränderte sie sich rasend schnell. Die weiße Porzellanhaut des Vampirs verfärbte sich dunkel, und tiefe Runzeln entstanden.

Fasziniert starrte Colding auf die entsetzlichen Auswirkungen des Feuers und beachtete Brian gar nicht. Er hatte nicht gedacht, daß es so einfach sein würde. Das Biest hatte nicht einmal in einem Sarg gelegen. Was glaubte er denn, was er war? Legte er sich einfach – wie ein Mensch! – in ein normales Schlafzimmer. Gott, war das simpel gewesen.

Hastig raffte Brian zwei andere Decken vom Sofa und warf sie über die Brandstelle, um das Feuer zu ersticken. Er versuchte den

starken Geruch nicht zu beachten, der sich im Zimmer ausgebreitet hatte. Es roch schlimmer als verbrannte Menschenhaut.

Da sah er aus den Augenwinkeln eine Bewegung. Würde der Mann sich ihm in den Weg stellen?

Aber Colding hatte sich nicht bewegt – im Gegenteil: Er war vor Schreck wie erstarrt. Die Bewegung kam von Alex!

Schneller, als Brian nachvollziehen konnte, hatte Alex Colding gepackt. Sein verkohlter Arm schloß sich wie eine Stahlklammer um Coldings Hals. Dieser schrie auf. »Helfen Sie mir – um Gottes Willen!«

Aber Brian war wie versteinert. Er sah, wie Colding nach Luft rang. Sein Kopf lief bläulich an, und seine Augen traten entsetzlich weit aus den Höhlen. Brian wußte, daß er Colding nicht helfen konnte. Denn Alex war nicht etwa aufgewacht. Ein reiner Überlebensinstinkt hatte ihn dazu gebracht, nach seinem Zerstörer zu greifen. Und jetzt hielt er ihn unerbittlich umklammert.

Colding wehrte sich verzweifelt. Seine Arme ruderten durch die Luft, trafen den verbrannten Vampir-Körper, Hände griffen ins Leere.

Aber Brian sah, daß er am Ende war. Es war ein grausiges Schauspiel und doch konnte er seine Augen nicht davon lösen.

Dann wurde es ganz still.

Das Feuer war gelöscht, und nur Brians rasselnder Atem war zu hören. Alex' Arm lockerte sich, und er kehrte wieder in seine Ruheposition zurück. Colding sank schlaff auf dem Boden zusammen. Er war tot.

Brian starrte auf die ineinandergesackte Leiche. Er war entsetzt und – was sein Entsetzen noch verschlimmerte – er war erleichtert. Er fühlte diese Erleichterung wie einen Stein von seinem Herzen fallen.

Alex hatte Colding – seinen Peiniger – getötet. Ob bewußt oder nicht – das war gleichgültig.

Leise, als könnte er jemanden wecken, entfernte Brian sich ein wenig von Coldings Leiche und schaute zu Alex hinüber. Dieser hatte sich wieder völlig in seine Ruhestellung zurückgezogen. Aber er sah schrecklich aus, und Brian fragte sich, ob er wohl Schmerzen hatte. Er zog die verkohlten Decken von Alex' Körper.

Alex' Haut war fürchterlich verbrannt, am schlimmsten im Gesicht und an den Händen. Dunkel spannte sie über seinen Wangenknochen, die Lippen waren aufgesprungen – aber er lebte.

Seine Hände hatten sich im Laken des Bettes verkrallt; an einer Stelle des rechten Handrückens schimmerte weißer Knochen durch die verkohlte Haut.

Brian schüttelte sich. Er hatte sich immer vor Brandwunden gegraust, aber dieses hier war noch unerträglicher. Erschöpft ließ er sich in Alex' Lieblingsessel sinken und bemerkte, wie ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Erschöpfung, Erleichterung und Angst – das war einfach zu viel für ihn. War er an allem Schuld? – Bestimmt. Von wem sonst hatte Colding Alex' Aufenthaltsort erfahren? Es war grauenhaft. Alex hätte tot sein können. Zu einem Häufchen Asche verbrannt. Unwiederbringlich tot. Und alles wegen ihm. Vielleicht haßte ihn Alex dafür. Vielleicht tötete er ihn, wenn er aufwachte, oder vielleicht wollte er ihn nie wiedersehen? Nicht auszudenken.

Brian beschloß zu warten, bis Alex nach Sonnenuntergang aufwachte. Und auch Coldings Leiche mußte warten, denn Brian wagte nicht, sich in Alex' unmittelbare Nähe zu begeben. Und wo sollte er auch mit der Leiche hin?

Vorwurfsvoll starnte Colding ihn an. *Warum hast du mir nicht geholfen?*

Ich hasse dich, sagte Brian. Du hast es nicht anders verdient. Du wolltest ihn umbringen.

Colding streckte ihm seine blau angelaufene Zunge heraus. *Vampirficker.*

Brian zuckte zusammen.

*Schau dich an. Du bist genau so teuflisch wie er.*

Brian begann zu lachen. Aber nicht halb so häßlich wie du.

*Ich werde dich besuchen. Deine Träume werden mein sein.*

Colding rollte wild mit den Augen.

Schlimmer als die letzten Wochen kann das auch nicht mehr werden.

Auf allen vieren kroch Colding auf ihn zu. *Es stand mir zu, ihn zu Satan zurückzuschicken. Es war meine Aufgabe. Du hast mich daran gehindert.*

Brian sah die Leiche auf sich zu krabbeln und hörte verzerrtes Glucksen und Blubbern. Er schoß aus dem Sessel heraus und verlor beinahe das Gleichgewicht. Stolpernd rammte er eines der Bücherregale, und einige der Bücher krachten auf seinen Kopf. Voller Panik rannte er aus dem Zimmer und fand sich kurze Zeit später weinend auf dem Teppich des Wohnzimmers wieder.

Er hatte sich in einer embryo-artigen Stellung zusammengerollt, die Knie dicht an den Körper gezogen, den Kopf geschützt.

Erschrocken stand er auf und sah sich um. Schweißtropfen liefen ihm über die Stirn in die Augen. Salzig, brennend. Keine Spur von krabbelnden Leichen. Er atmete wie ein gehetztes Tier.

»Jetzt reiß' dich zusammen, Brian«, sagte er laut und kehrte zitternd ins Schlafzimmer zurück. Die Bücher lagen immer noch auf dem Boden verstreut, aber Colding hatte sich offensichtlich nach seinem Tod nicht mehr von der Stelle bewegt. Brian preßte beide Hände gegen seine Schläfen.

Im Wohnzimmer fand er eine Flasche russischen Wodka und ließ sich damit auf der modernen blauen Couch nieder. Dann schaltete er Alex' Luxusfernseher an. Hier würde er bis zum Abend warten können, dachte er, und setzte sich die Flasche an den Hals.

*Schon bevor ich aufwachte, spürte ich die Schmerzen. Sie waren unerträglich. Hätte ich angefangen zu schreien, ich hätte sicher nicht mehr aufhören können. Ich fühlte mich wie gehäutet.*

*Natürlich besserte sich der Zustand meiner Haut recht schnell, aber es kam mir trotzdem quälend langsam vor.*

*Hatte ich schon jemals solche Qualen erlitten? Ich konnte mich nicht daran erinnern. Wie – um Himmels Willen – war meine Haut so verbrannt worden? Was war überhaupt passiert? Und was zum Teufel machte Brian hier?*

*Ich konnte mich nicht bewegen. Selbst, als die Sonne untergegangen war, mochte ich die Augen nicht aufschlagen. Es schien, als seien meine Augenlider versengt. Jede Faser meines geschundenen Körpers wehrte sich gegen eine Bewegung.*

*Brian sprach mich an. Er hatte reichlich Alkohol getrunken. Das konnte ich riechen. »Alex, geht's dir gut?«*

*Was war das für eine Frage? Sah ich vielleicht gut aus?*

*Ich antwortete nicht. Konnte vor Schmerzen nicht den Mund öffnen. Was hätte ich getan, wenn ich im Besitz meiner Kräfte gewesen wäre?*

*Oh, ich denke, ich hätte ihn verprügelt. Hätte den Alkohol und alles, was ich wissen wollte aus ihm herausgeprügelt. Der Zorn ließ mich schließlich die Augen öffnen.*

Brian sah elend aus. Er stand in einem erstaunlichen Sicherheitsabstand am Fuße meines Bettes. Da fiel mir der Geruch auf, ich hatte ihn bis dahin gar nicht beachtet. Neben meinem Bett lag die Leiche eines Mannes und schaute mich aus dummen, gebrochenen Augen an. Was um alles in der Welt war hier passiert?

Ich befahl Brian an mein Bett. Er zögerte einen Moment, dann schlich er heran, wie ein geprügelter Knabe. Die Augen starr auf die Leiche gerichtet.

»Wer ist das?« fragte ich flüsternd, und auch das bereitete mir unfaßbare Schmerzen.

»Das war ... ich weiß nicht. Er wollte dich umbringen.«

Ich konnte mir schon zusammenreimen, was passiert war. Hatte ich die Kreatur also im Schlaf erwürgt; doch das erklärte Brians Anwesenheit noch nicht.

Aber ich konnte mir weitere Fragen sparen, denn plötzlich brach alles aus ihm heraus. Er fiel auf die Knie und berührte vorsichtig meine verbrannte Haut. Ich erfuhr, daß Brian schon eine Weile beobachtet worden war, daß sie seine Wohnung durchsucht und ihm auch sonst das Leben zur Hölle gemacht hatten. Sie waren es also gewesen, die ihn besucht hatten, vor einigen Nächten, als ich ihn in seinem Haus auf dem Boden gefunden hatte. Ich wußte, wer SIE waren – der Kreis von Merrick.

Er gab sich die Schuld, daß dieser Mann mich hatte finden können und fragte immer wieder, wie er das bloß wieder gut machen könne. Er hatte solche Angst mich zu verlieren. Es war erstaunlich. Er hatte gesehen, wie ich diesen Mann erwürgt hatte, aber offensichtlich hatte das seine Liebe zu mir nicht geschmälert. Und er hatte Angst vor mir, vor meinem Zorn. Auch das spürte ich.

Ja, ich wollte eine Wiedergutmachung. Alles in mir schrie danach. Die Schmerzen ließen mich zusammenzucken. Mein Körper lechzte nach Blut. Ich konnte Brians Anwesenheit kaum ertragen. Er war so dicht bei mir, und ich hörte das Blut durch seine lebendigen Adern strömen. Schnell, denn sein Herz klopfte aufgereggt. Trotz der Schmerzen fuhr ich ihn herrisch an. »Wieviel von dem verfluchten Wodka hast du getrunken?«

»Nicht viel, ich weiß ... vielleicht drei, vier Gläser«, antwortete er eingeschüchtert.

Na gut, darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Ich brauchte das Blut. Und mein Körper weigerte sich, aufzustehen. Nie hätte ich die Kraft gehabt, an diesem Abend noch auf die Jagd zu gehen.

Doch mit Brians Blut würde ich schneller genesen, viel schneller. Ich mußte. Meine Natur ließ mir keine andere Wahl.

Stumm befahl ich Brian, sich über mich zu beugen, und er gehorchte zögernd. Als er meine Absicht erkannte, füllten sich seine rotgeränderten Augen wieder mit Tränen. Aber er bewegte sich nicht. Tränen fielen auf meine veränderte Haut und ließen mich erschaudern. Salzig auf der wunden Oberfläche. Qualvolle Sekunden verstrichen, ehe ich die Kraft fand, meinen Kopf zu ihm anzuheben. Dann senkte ich meine Zähne langsam in sein Fleisch.

Er zuckte zusammen. Er hatte Angst. »Ich will nicht sterben«, flüsterte er.

Du wirst nicht sterben, Geliebter.

Ich liebe dich.

Das heiße Blut floß über meine Lippen und erfüllte meinen Körper wieder mit Leben. Die Schmerzen wurden wenigstens für einen Moment in den Hintergrund gedrängt, und ich genoß die süße Quelle, die sich mir eröffnete. Brians leises Stöhnen erregte

*mich wie einen Liebhaber in einer innigen Vereinigung. Und im Grunde war es auch eine Vereinigung – so habe ich es immer betrachtet.*

*Ich nahm ihm nur soviel Blut, daß er nicht bewußtlos wurde. Langsam zog er sich zurück und ließ sich auf meinen großen blauen Sessel fallen. Eine Zeitlang verbarg er sein Gesicht in seinen Händen und schloß mich aus seinen Gedanken aus.*

*Ich leckte meine aufgesprungenen Lippen und seufzte. Meine Hände fühlten sich noch immer wund an, aber bei genauerem Betrachten stellte ich fest, daß die Haut sich schon wieder geglättet hatte. Sie hatte einen eigenartigen gebräunten Farbton angenommen. Ich fand ihn interessant, da völlig untypisch für einen Vampir.*

*Die Sonne konnte mir nichts mehr anhaben, doch das Feuer konnte mir immer noch beträchtliche Schmerzen zufügen. Vielleicht hatte es sogar noch die Macht mich zu töten.*

*Langsam begann ich meine Glieder zu bewegen. Der Schmerz, der mich dabei durchfuhr, trieb mir die Tränen in die Augen.*

*Und ein unfaßbarer Haß durchströmte mich wie ein reißender Fluß. Sie würden dafür bezahlen. Für all ihre Grausamkeit, mit der sie uns vernichten wollten.*

*Vorsichtig setzte ich meine Füße auf den Boden. Meine Haut spannte über meinen Knochen, als wollte sie zerreißen. Knurrend kam ich schließlich auf die Beine.*

*Ich bemerkte, daß Brian mich beobachtete. Die Furcht war in seine Augen zurückgekehrt. Er konnte nicht wissen, was in meinem Kopf vorging. Was wahrscheinlich auch besser war.*

*So gern hätte ich ihm etwas Liebes, vielleicht etwas Aufmunterndes gesagt, doch in meinem Kopf wütete der Zorn. Er war mächtig und unberechenbar.*

*Brian hatte dieses ganze Übel nicht verschuldet, und so wollte ich ihn auch verschonen. Er hatte schon genug gelitten.*

*»Ich lege mich in meinen Sarg«, sagte ich also leise und versuchte, meine Stimme so sanft wie möglich klingen zu lassen. Sollte mein Zorn doch verrauchen und meine Wunden heilen.*

*Brian nickte.*

*Ich verließ ihn und schlurfte in den Keller. Jeder Schritt war mühsam, und ich seufzte erleichtert, als ich die große, schwere Tür zu meinem ganz geheimen Schlafgemach öffnete. Wie lange hatte ich nicht mehr hier unten geschlafen?*

*Mit einiger Kraft stemmte ich den Deckel des schlichten Sargs auf und fiel erschöpft in die weiche Seide. Kein Sterblicher konnte diesen Deckel bewegen, hier war ich sicher. Die Griffe an der Innenseite des Deckels erleichterten mir das Zuziehen. Die Dunkelheit umschloß mich sanft, und ich konnte endlich loslassen. Mein letzter Gedanke galt Brian.*

Brian kam nicht zur Ruhe. Lange hatte er hinter seinem unsterblichen Freund hergeschaut. Er konnte die Schmerzen, die Alex empfand, nicht ermessen. Gab er ihm – Brian – die Schuld an diesem Desaster?

Dumpf starrte Brian die Leiche an, die sich noch immer in Alex' Schlafzimmer befand. Ihr Anblick erschütterte ihn nicht mehr. Ein Gedankenmeer begrub ihn, Wellen schlügen über ihm zusammen. Was um alles in der Welt war passiert? Vielleicht hätte er den Kopf schütteln sollen, vielleicht hätte das seine Gedanken entwirrt? War das alles überhaupt noch real? Die Welt um ihn herum schien zusammenzubrechen. Wie sollte er jemals in die Normalität zurückfinden?

Ein hysterisches Lachen erscholl, und Brian erschrak – bis er bemerkte, daß es sein eigenes Lachen war. Er sollte dieses Haus verlassen und nie wieder zurückkehren. Los, Paris wartet. Aber warum sollte er flüchten? Und wovor? Seine Erinnerung würde mit ihm gehen. Überall hin. Sie würde in seinem Kopf wohnen, als grausamer, kleiner Untermieter – egal, ob er in Paris war oder sonstwo.

Er konnte es nicht mehr ertragen. War er ein Schwächling, daß er so empfand? Doch wer konnte das schon nachvollziehen, was er durchgemacht hatte? Gab es für ihn nicht nur noch einen Ausweg?

Mit wackligen Beinen erhob Brian sich aus dem Sessel und verließ das Schlafzimmer. Ihm war schwindelig, er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Einen kleinen Moment lang schielte er nach der angebrochenen Wodkaflasche. Doch er ließ sie im Wohnzimmer zurück. Sollte sein Gehirn doch endlich klarwerden. Sein Entschluß stand fest.

Brian wachte in dieser Nacht am Fenster. Jedes Geräusch ließ ihn zusammenzucken. Sein Herz schlug schmerhaft schnell. Er beobachtete die Sterne und die zerrissenen Wolken, die vergeblich versuchten, den Mond zu bedecken. Wie eigenartig, daß er sich noch niemals zuvor nachts ans Fenster gesetzt hatte.

Vielleicht war er mehrmals eingenickt in dieser Nacht. Doch kurz bevor die Sonne aufging, war er wieder hellwach. Verzückt beobachtete er das Farbenspiel, das sanfte Rosa, das herrliche Blau. Wie die Farben sich veränderten, je höher die Sonne stieg. Das erste Licht tauchte das Zimmer in ein warmes Rot. Brian hätte weinen mögen. Alex war dieses Schauspiel in alle Ewigkeit verwehrt – war das der Weg, den er gehen wollte?

Brian verließ seinen Platz am Fenster und suchte in Alex' Haus nach etwas Eßbarem, doch er konnte nichts finden. Schließlich zog er seine Jacke an und machte sich auf den Weg etwas zu kaufen.

Die Vögel zwitscherten schon, trotz des eisigen Winds, der um die Häuser pfiff. Doch der Schnee war weitestgehend abgetaut.

Brian war erstaunt über seinen beträchtlichen Hunger. Nun, dann wollte er sich seine Henkersmahlzeit kaufen und nicht auf den Preis achten. Mit zwei prallgefüllten Tüten kehrte er schließlich zu Alex' Haus zurück. Die Leute, die ihm begegnet waren, hätten annehmen können, daß er für eine Party eingekauft hatte.

Da schoß Brian plötzlich das Bild der Leiche im Schlafzimmer durch den Kopf, und er wußte, daß er keinen Bissen herunterbringen würde, ehe dieses Problem nicht beseitigt war.

Er mußte sich durchringen, die Tür zum Schlafzimmer zu öffnen, und der Geruch, der ihm entgegenschlug, raubte ihm fast den Atem. Ein trockenes Würgen entrang sich seiner Kehle. Langsam näherte er sich dem Leichnam, die Bilder des Vortages hatten sich in sein Gehirn eingegraben. Diese Leiche war niemals auf ihn zugekrabbelt, schalt sich Brian und faßte sie schließlich entschlossen bei den Armen. Das Gewicht war erstaunlich – oder hatte er so abgebaut?

Er zerrte sie aus dem Zimmer, und die Schuhe machten ein schleifendes Geräusch auf dem Boden. Der Kerl hat es nicht besser verdient, dachte Brian und versuchte, nicht in das entstellte Gesicht zu schauen.

Er fand einige Plastiksäcke in einem Schrank in der Küche und wickelte den stinkenden Körper darin ein. Wieder stieg eine unangenehme Übelkeit in ihm auf, und er schluckte mehrmals krampfhaft.

Dann schulterte er die Leiche Coldings mit erstaunlicher Willenskraft und trug sie hastig zu seinem Auto, wo er sie in den Kofferraum poltern ließ. Hektisch sah er sich um, doch offensichtlich hatte niemand sein Treiben beobachtet. Er schlug den Deckel zu – darum würde er sich später kümmern.

Als er die Haustür hinter sich geschlossen hatte, lehnte er sich für einen Moment erschöpft dagegen. Dann eilte er ins Bad und wusch sich eine viertel Stunde lang wie besessen die Hände, bis sie so gerötet waren, wie die Hände eines Menschen mit einer Waschneurose. War er eigentlich er selbst? War der gequälte Geist in diesem Körper überhaupt noch Brian?

Entsetzt über diese Gedanken sah er in den Spiegel. Seine Augen waren rot und verquollen, sein Blick gehetzter, doch er konnte in seine eigenen Augen schauen. Vielleicht war sein Verstand arg mitgenommen, aber verrückt war er immerhin noch nicht.

Schließlich wandte er den Blick ab, sein ausgemergeltes Gesicht erschreckte ihn.

Brian verbrachte den weiteren Tag in Alex' Haus. Er aß die Dinge, die er sein ganzes Leben gern gegessen hatte und schlief am Nachmittag für ein paar Stunden. Er träumte von Alex, von Haß und vom Tod.

Die Erinnerungen an die Nacht, in der diese Männer ihn heimgesucht hatten, quälten ihn, verflochten sich mit seinem Traum. Der erste hatte bereits dafür bezahlt.

Brian sehnte sich nach dem Sonnenuntergang, sehnte die Nacht herbei. Sein Entschluß war endgültig. Er wünschte, er hätte sich von Gabriel und von Virginia verabschieden können – doch er verabschiedete sich nur von der Sonne.

Als schließlich die letzten Strahlen erloschen waren, ging er in den Keller und öffnete mit einem Kraftaufwand die schwere

Tür, die Alex nicht ganz verschlossen hatte. Alex war bereits auf und saß auf seinem Sarg. In seinen Augen flackerte noch immer der Schmerz, doch seine Haut war vollständig verheilt. Erstaunt sah er Brian entgegen.

Dieser schaute verlegen zu Boden. »Ich möchte dich um etwas bitten«, begann er leise.

»Um was?«

»Nimm mich zu dir.«

Alex erstarrte. Seine Augen wurden schmal, und er fixierte Brian scharf. »Was hast du gesagt?«

»Bitte Alex, ich kann nicht mehr«, flehte Brian erschöpft.

Alex schüttelte den Kopf. »Warum willst du sterben? Ist das Leben nicht unendlich viel wertvoller?«

»Alex, bitte. Ich habe mir das gut überlegt. Ich will immer bei dir sein, aber ich schaffe das nicht mehr. Ich bin eine Gefahr für dich.«

»Und wenn ich es nicht tue?« Alex sah ihn fragend an.

Verzweifelt warf Brian sich vor Alex auf die Knie. »Sie bringen mich um, weil ich ihnen nicht helfe«, flüsterte er. »Sie – du weißt nicht, was sie mir angetan haben.«

»Was haben sie dir getan?« Alex sah erschrocken in Brians schmerzerfülltes Gesicht. Einen Moment sah es so aus, als würde Brian nicht antworten können, doch schließlich brach es aus ihm hervor. »Sie haben jedes noch so kleine bißchen Würde aus mir herausgevögelt«, schrie er, und seine Augen füllten sich sofort mit Tränen. Haß entstellte für einen Moment sein sanftes Gesicht. Doch es wurde fast augenblicklich wieder weich.

»Ich will sie umbringen dafür...« Brians Stimme brach.

Schockiert sah Alex die Schmerzen, die Brian in seinem Inneren verborgen hatte.

»Sie kommen zu mir zurück«, flüsterte er und sank in sich zusammen.

Langsam zog Alex Brian vom Boden hoch.

*Du sollst dich nicht so erniedrigen. – Aber, ich ... ich ... bitte, Alex.*

»Ich hoffe, du hast dir das wirklich gut überlegt, denn es gibt keinen Weg zurück.«

Brian nickte. Tränen liefen über seine Wangen. Alex haßte es, ihn leiden zu sehen. Es bereitete ihm unendliche Qualen seinen *Liebhaber* – ja in einem solchen Zustand anzuschauen. Brians Gesicht war ein einziger Wunsch.

*Brian?*

*Ja, ich will.*

*Kein Zurück.*

*Nein, nie mehr.*

Alex zog ihn an sich. Er war so leicht und willig, wie eine Puppe. Brian sah, wie sich seine ozeanblauen Augen verdunkelten. *Meeresgrund*. Tief und undurchschaubar. *Schmerz*. Zähne gruben sich in Brians Hals. Er stöhnte auf. Leben wurde aus ihm herausgesogen. Sein Leben, so nichtig und ... unbedeutend. Was bedeutete ... Sein Leben? In Sekundenschnelle vorbei und doch ewig.

Er war so schwach. Konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Seine Hände krallten sich in den schweren Stoff von Alex' Pullover.

Liebevoll trug der Vampir ihn zu dem großen, weichen Bett, welches sich in seinem Kellergemach befand und legte den fast leblosen Körper darauf.

Brian stand am Abgrund und schaute hinunter. Sein Herz schlug quälend langsam. Da unten bewegte sich etwas, aber er

wollte da nicht hin. Wollte nicht wissen, was da unten lebte. Es war kalt und dunkel. Könnte er den letzten Schritt überhaupt tun? Er erschrak. *Will leben. Alex?*

Sein Körper krampfte sich zusammen. Wann würde sein Herz seinen Dienst verweigern? Sein Atem ging rasselnd, und die Schmerzen waren unerträglich.

»Tut so weh«, hauchte Brian, und Alex streichelte ihm beruhigend über das Haar.

»Es wird gleich besser«, sagte er dann sanft. Brian schloß die Augen. *Ich kann nicht mehr. – Bleib bei mir, Brian. – Ja.*

Alex nahm einen marmornen Brieföffner vom Nachttisch und schlitzte sich damit das linke Handgelenk auf. Fasziniert beobachtete er das dunkelrote Blut, das aus der Wunde hervorquoll.

Dann hob er Brians Kopf vorsichtig an die blutende Quelle und ließ ihm den Lebenssaft über die Lippen laufen. Brians Lider flatterten, und er schluckte mühsam.

Träge breitete sich das dunkle Blut in seinem Körper aus. Schwer und langsam ergriff es von ihm Besitz, und Brian begann zu saugen.

Er bemerkte die Veränderung in seinem Körper und klammerte sich fester an Alex. Ein nicht endenwollender Erinnerungs- und Gedankenfluß strömte zusammen mit Alex' Blut in seinen Körper und erfüllte ihn ganz.

Er befand sich auf einem alten Schiff. Salziger Meeresgeruch reizte seine Nase. *Wo bin ich?* Er spürte das leichte Rollen des Schiffes.

*In meinen Erinnerungen.* Brian seufzte. *So nah. – Ja, ja.*

Ein großes, hochherrschaftliches Haus. Mühelos öffnete er die rostige Pforte. Die Fenster des Hauses waren vom Licht der

Lampen und Kerzen erhellte. Langsam bewegte Brian sich auf das Haus zu. *Weiter? – Schau' nur.*

Der Putz bröckelte an einigen Stellen von der Wand, aber das nahm der alten Villa nicht ihre Würde. Er erklimmte die Treppe, ohne den Boden zu berühren und öffnete die riesige goldbeschlagene Tür. Unendlicher Reichtum eröffnete sich ihm. Die Gemälde an den Wänden mußten einen Millionenwert haben.

*Es ist schon lange her.*

Teures Porzellan war hinter den Glaswänden einer Vitrine ausgestellt. Er vernahm ein leises, verhaltenes Geräusch. Er schaute hoch zur Empore und erblickte eine wunderschöne, weißhäutige Frau. Konnte sie ihn sehen?

*Sie ist nackt. – Ja, das stimmt. Ich wollte das. – Warum? – Sie war mein.*

Eine junge Frau mit fuchsrotem Haar, das ihr über die zarten Schultern wallte, erschien aus dem Nichts. War plötzlich da, nahm seine Hand. So warme, liebevolle Augen. Sie zog ihn mit sich – aus dem alten Haus hinaus. Sie waren in einer großen Stadt, aber es gab keine Autos. Erschrocken wichen er einem Pferdefuhrwerk aus. Nur Kutschen, aber davon unglaublich viele.

*London. Es ist schon so lange her.*

Ein Schmerz, eine Emotion in Alex' Erinnerung. Das Gesicht eines Mannes. Interessant, aber entstellt durch eine lange Narbe. Dunkle Augen, tief wie Waldseen. Unergründlich. Ein Vampir. Der Gedankenstrom verebbte, und Alex schob Brian energisch beiseite. *Mehr! – Nein, ich kann nicht.*

Brian ließ von ihm ab, und Alex fiel erschöpft zurück auf das Bett. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen. Er seufzte leise.

Dann hörte er, wie Brian sich erhob. Langsam öffnete er die Augen und sah, wie Brian ihn erstaunt anblickte. Alex verzog

seine ausgetrockneten Lippen zu einem schwachen Lächeln. Mühsam stand auch er auf.

Gemeinsam verließen sie das Kellergewölbe.

Brian dachte, er sähe die Welt zum ersten Mal. Die Sterne funkelten, daß ihm die Augen schmerzten, und das leise Rascheln der Bäume klang wie ein tosendes Unwetter.

Er wandte sich um und begann – wie in Trance – alle Gegenstände im Haus zu berühren.

*Kennenlernen. – Ja, laß' dir Zeit.*

Brian ließ seine Hände über die Dinge gleiten, erstaunt – wie ein kleines Kind. Alles war so glatt, so glänzend, so – wertvoll.

Die chinesischen Vasen im Regal, das Ölgemälde an der Wand, selbst über die Struktur der Tapete schien er verwundert.

Plötzlich durchfuhr ihn ein stechender Schmerz. Er fiel auf die Knie und sah hilfesuchend zu Alex, der sich schon fast wieder erholt hatte.

»Alex?«

»Du stirbst jetzt, Brian. Danach bist du wie ich – tot.«

Voller Pein krümmte sich Brian auf dem Boden zusammen. Die Knie fest an den Körper gezogen, wartete er auf die nächste Schmerzattacke.

Alex sah, wie sich die Haut seines Freundes veränderte. Sie bekam die matte Porzellanstruktur, die so typisch für die Vampire war. Die Poren verschwanden, und das Kerzenlicht reflektierte sich darin.

Knurrend lag Brian am Boden und zog die Oberlippe hoch, wie ein verwundetes Tier die Lefzen. *Hilf mir*, forderte er stumm, aber Alex hatte sich in eine Ecke des Schlafzimmers zurückgezogen und lehnte beobachtend an der Wand.

»Das mußt du allein durchstehen.«

Brian wußte nicht, wie lange er sich auf dem Teppich in Alex' Schlafzimmer gequält hatte und wann er aufgestanden war.

Jetzt befand er sich mit Alex auf dem Weg in sein neues Leben. Sie hatten das Haus und die Abgeschiedenheit hinter sich gelassen.

Der Nachthimmel war unglaublich klar, und Alex mußte seinen Vorwärtsdrang immer wieder zügeln, damit Brian alles genau betrachten konnte. Fasziniert starrte er auf die Bäume, als wären sie lebendig, auf geparkte Autos, als sprächen diese mit ihm und auf Mülltonnen und Briefkästen, als wären diese ungeheure Nachtgestalten. – Aber die einzigen bösartigen Nachtgestalten waren sie.

Plötzlich stoppte Alex und legte einen Finger auf die Lippen, um Brian zur Ruhe zu ermahnen. Und dann bemerkte Brian es auch, ein durchdringend süßlicher Geruch breitete sich aus. Er konnte ihn beinahe schmecken, als er die kalte Luft durch die Zähne einsog. *Was?* Aber Alex zog ihn in einen dunklen Hauseingang.

»Was ist das?« fragte er so leise, daß kein menschliches Gehör es hätte wahrnehmen können. Da hörte er auch schon die verhaltenen Schritte, die sich ihnen näherten. Eine junge Frau kam langsam auf sie zu, das Gesicht halb hinter einem dicken Schal verborgen.

Blut – der Geruch, den Brian wahrgenommen hatte, war der Duft menschlichen Blutes gewesen.

Unschlüssig blieb die junge Frau vor ihnen stehen, und Brian bemerkte, wie Alex sich spannte.

Sie räusperte sich und fragte dann: »Könnte ich bitte mal dadurch?«

Alex lächelte sie charmant an. »Selbstverständlich«, sagte er und trat einen Schritt zur Seite.

*Töte sie!*

Brian erstarrte, aber Alex hatte damit gerechnet. Als die junge Frau sich an ihnen vorbeischieben wollte, griff er blitzschnell nach ihr und riß sie herum.

Der Schal rutschte von ihrem Gesicht. Sie war wunderschön. Brian sog den Blutgeruch, der sich mit ihrer Angst vermischt hatte, ein. Er konnte sie nicht töten, obwohl der Geruch ihm beinahe den Verstand raubte.

Die junge Frau war wie versteinert vor Schreck. Fast liebevoll wickelte Alex ihr den Schal vom Hals.

»Nimm' sie«, flüsterte er, und Brian sah die dunkle Gier in seinen Augen aufflammen. *Ich kann nicht.*

Alex wandte seinen Blick von ihm ab und ritzte den Hals der Frau mit seinen scharfen Zähnen. Sie zuckte zusammen. Ein feines rotes Rinnensal bahnte sich seinen Weg an ihrem Hals entlang.

Der Blutgeruch war kaum auszuhalten. Alex ließ das Blut über seinen Finger laufen und strich diesen dann provozierend über Brians Lippen.

Dieser war überwältigt von dem Geschmack des menschlichen Blutes. Eine ungeahnte Lust übermannte ihn, und er nahm die Frau, die Alex ihm als Geschenk überreichte.

Kurz bevor ihr Herz aufhörte zu schlagen, riß Alex ihn zurück. »Du mußt vorher aufhören, sonst wirst du mit ihr zusammen sterben.«

Die ganze Nacht erkundeten sie die Stadt, Brian schien unerschöpfbar zu sein. Er fühlte sich tatsächlich wie neugeboren. Alles – selbst die kleinsten Alltäglichkeiten – erschien ihm auf einmal

so unglaublich schön und wertvoll. Alex lehrte ihn geduldig die neuen Fähigkeiten einzusetzen, doch Brian wußte, daß es einige Zeit dauern würde, bis er die neuen Kräfte auch beherrschten konnte. Jetzt erschreckten sie ihn noch, und er wagte nicht, in normaler Lautstärke zu sprechen, da ihm seine Stimme so furchterregend laut vorkam.

Bis zur Morgendämmerung streiften sie umher, doch als die Dämmerung dem Licht wich, erschrak Brian über die Schmerzen, die das sanfte Licht des Tages mit sich brachte. Er geriet in Panik, und Alex hatte Mühe ihn zu bändigen. Er brachte ihn zurück zu seinem Haus.

Zusammen betraten sie den Keller, und Brians Beine sackten unter ihm weg. Alex griff ihm vorsichtig unter die Arme und trug ihn zu seinem Sarg.

»Wir müssen vorsichtig sein. Wenn der Kreis von Merrick etwas von dem Tod dieses Kerls erfährt, werden sie noch jemanden schicken.« Alex verschloß die Tür sorgfältig.

»Doch diese Tür werden sie nicht öffnen können und ebensowenig diesen Deckel.«

Brian konnte kaum noch die Augen offenhalten. Alex schob den Deckel zur Seite und ließ sich in den Sarg hineingleiten.

»Komm Brian«, sagte er sanft, »leg dich auf mich. Ich habe leider nur einen Sarg.«

Brian kippte fast auf Alex hinunter und spürte das Haar seines Freundes an seinem Gesicht. Müde hauchte er ihm einen Kuß auf die Wange und schlief ein.

Er hatte keine Angst vor der Enge, keine Angst vor der Dunkelheit, als Alex den Deckel zuzog. Er war in Sicherheit, er war bei Alex.

Jetzt war Brian zu meinem ewigen Begleiter geworden. Ich hatte ihn dazu gemacht, hatte ihm mein böses Blut gegeben. Er war mein Kind. War es nicht das, was ich mir all die Jahre gewünscht hatte? Jetzt hatte er die Ewigkeit, die Zeit war besiegt.

Ich bereute es nicht, doch hätte mir jemand gesagt, daß ich es irgendwann tun würde – ich hätte es auf das Heftigste abgestritten.

Und ich hatte ihm nicht einmal Gewalt antun müssen – er war zu mir gekommen, hatte mich darum gebeten. Und das machte es um so leichter. Hätte er mich niemals um das ewige Leben gebeten, oh ich hätte ihn mir einfach genommen. Denn ich kann nicht ohne ihn sein. Gegen seinen Willen hätte ich ihn zu einem der Unsrigen gemacht, vielleicht wußte er das.

Als ich das Blut in meinem Mund spürte und wußte, daß ich ihn zu mir nehmen würde, da wurde ich von einem Hochgefühl erfaßt, das mich förmlich zerriß. Es war so gut und so intim. Noch nie war ich ihm so nah gewesen, noch nie hatte ich ihn so verstanden wie in diesem Augenblick. Und ich wußte, daß ich ihm einen unendlichen Schmerz genommen hatte. Einen zerstörerischen Haß, der drohte, ihn unter sich zu begraben.

Natürlich würde auch Brian eines Tages andere Schmerzen ertragen müssen; er würde leiden, wie ein Mensch es sich nicht vorstellen konnte.

Aber ich hoffte, diese Zeit würde noch lange auf sich warten lassen.

Jetzt war er ein Teil von mir, und ich liebte ihn schmerhaft. Wenn ich ihn anschauten, konnte ich die Ewigkeit sehen und ein Glück, das ich nicht empfinden konnte. Und er strahlte eine En-

ergie aus, die mich fast ängstigte. Vielleicht übertraf er sogar eines Tages meine Stärke. Und er würde seine Kraft brauchen, um dieses ganze Desaster durchzustehen und um sich gegen Unseresgleichen behaupten zu können.

Inständig hoffte ich, daß ihm eine Begegnung mit Lomay erspart blieb, und ich vermutete, daß auch Daniel keine allzu große Begeisterung zeigen würde. Doch das alles schien ihn nicht zu ängstigen. Und vielleicht hatte ich ihn wegen der Hoffnung, die er ausstrahlte, zu mir geholt.

Ich durfte mich von der Ewigkeit nicht begraben lassen. Und er war das Leben, er gab mir wieder Kraft. Denn was nützte mir die Macht, die ich hatte, die dunklen Gaben, wenn der Wille zu existieren immer schwächer wurde? Doch jetzt gehörte die Zukunft wieder mir. Brian hatte sie mir zurückgegeben und das Selbstzerstörerische in mir wieder in den Hintergrund gedrängt. Ich spürte die neuen Kräfte in meinem Körper, spürte den Drang ein neues Leben zu beginnen.

Doch zunächst mußte der Kreis von Merrick vernichtet werden, denn solange in Europa die Vernichtung unserer Art weiterging, solange konnte ich nicht in mein geliebtes London zurückkehren. Und genau das hatte ich vor. Denn ich konnte mich den Worten John Steinbecks nur zum Teil anschließen, der einmal sagte: »New York ist eine gemeine Stadt, eine schmutzige Stadt. Sein Klima ist ein Skandal, seine Politik lehrt Kinder das Fürchten, sein Verkehr ist Wahnsinn, sein Wettbewerb mörderisch. Aber eins ist klar – wenn du einmal in New York gelebt hast und es deine Heimat geworden ist, gibt es keinen besseren Platz auf der Welt.«

*New York war meine Heimat geworden, doch in meinem Herzen sehnte ich mich nach meiner wahren Heimat. Und London rief mich, lauter als jemals zuvor.*

In der nächsten Nacht machten Alex und Brian, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, sich auf den Weg zu Alex' Penthouse-Wohnung, um Gabriel zu besuchen. Dieser wußte noch nichts von Brians Verwandlung, und Brian hatte darauf bestanden, ihn zu sehen.

Alex hatte bereits festgestellt, daß sein Freund beträchtlich an Willensstärke gewonnen hatte, und so hatte er letztendlich nachgegeben. Warum sollte er sich auch wegen solcher Kleinigkeiten mit seinem neuen Gefährten streiten?

Immer wieder musterte Alex ihn. Brians Haar hatte einen seidigen Glanz bekommen, und seine grünen Augen strahlten intensiver, als Alex es jemals zuvor gesehen hatte.

Wenn er sprach, dann ließ seine melodische Stimme mit dem weichen französischen Akzent ihn erschaudern.

Alex versuchte in seinen Augen so etwas wie Bedauern über seinen Entschluß zu finden. Aber da war nur eine ausgelassene Heiterkeit, die ihn erstaunte.

Gabriel saß in einem Sessel vor dem Fenster und hörte Musik, als Brian und Alex eintraten. Rasch legte er die Zigarette weg, als er die beiden bemerkte. Seine Augen hefteten sich auf Brian. Er sah die Veränderung, die Vervollkommnung. Er betrachtete ihn von oben bis unten und kam dann langsam näher.

»Warum, Brian?« fragte er leise und streckte seine schmale Hand nach ihm aus.

Brian ergriff sie und hauchte einen Kuß darauf. Gabriel fürchtete sich nicht, dafür lebte er nun schon zu lange mit Alex zusammen. Doch ein tiefer Schmerz, der direkt aus seiner Seele zu kommen schien, war in seinen Augen zu erkennen.

»Es gibt so viele Gründe dafür«, antwortete Brian und zog den Knaben liebevoll an sich.

»Werde ich jetzt sterben?« Gabriel hielt dem Blick aus Brians leuchtenden Vampiraugen stand, obwohl er das Gefühl hatte, geblendet zu werden.

»Nein, natürlich nicht.«

»Aber ihr laßt mich allein. Ihr beiden seid vereint, und ich bin jetzt allein.«

Der Vorwurf in Gabriels Stimme war unüberhörbar.

»Gabriel, du hast doch nicht nur uns«, sagte Alex, doch Gabriel antwortete nicht. Verzweifelt klammerte er sich an Brian.

»Macht mich auch zu einem von euch«, forderte er, und seine Stimme kippte fast über.

Brian zuckte erstaunt zusammen. Und Alex schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

»Es gibt tausend Gründe dafür«, sagte Alex ungeduldig. Er sah in die großen, verletzten Augen und erinnerte sich an sein Gespräch mit Steven.

»Ihr laßt mich einfach allein«, flüsterte Gabriel leise und entwand sich aus Brians Umarmung.

Er schien noch schmäler, noch verletzlicher, aber Alex konnte nichts für ihn tun. Er gab Brian ein Zeichen, mit ihm die Wohnung zu verlassen.

»Gabriel.« Brians Stimme war sanft wie ein Kuß.

»Ja?« Eine dicke Träne kullerte über Gabriels kindliches Gesicht.

»Wir lassen dich nicht allein. Du kannst hierbleiben, und wir werden immer bei dir sein.«

»Gut«, sagte Gabriel leise, doch in seinen Augen standen andere Worte. »Vergeßt mich nicht.«

»Niemals«, antwortete Brian und umarmte den Jungen zum Abschied.

Es geschah etwas unterhalb der Bewußtseinsgrenze. Spannung ließ sie sich regen. Woher kamen diese Vibrationen. Was war das? Der ... ihr Prinz? Langsam, langsam an die Oberfläche. Die Welt war in Aufruhr. Neue Wellen, neue Stimmen. Wer hatte das zu verantworten? Sie wußte es bereits. Sie war bereit aufzutauchen.

*Einen Moment standen wir unschlüssig vor der Tür. Ich war dagegen gewesen, doch ich wußte, daß ich es nicht verhindern konnte. Er wollte es unbedingt, obwohl ich ihm schon vorher gesagt hatte, wie alles ablaufen würde.*

*Ich hatte ihm gebeichtet, daß ich versucht hatte, Virginia das Leben zu nehmen, und er hatte es erstaunlich ruhig aufgefaßt. Er hatte mir einen langen Blick aus seinen leuchtend grünen Augen zugesandt, doch seine Gedanken mir gegenüber verschlossen. Ich konnte es ihm nicht verdenken.*

*Ich ließ das Schloß der Tür aufschnappen, und wir traten ein.*

*Als Virginia Brian und mich durch die Tür kommen sah, erstarnte sie. Sie wußte es, hatte es sofort gesehen. Mit einer – für einen*

*Menschen erstaunlichen – Geschwindigkeit schoß sie auf mich zu und begann auf mich einzuschlagen. Ich war überrascht.*

*»Du Monster! Warum hast du das getan?« Sie war außer sich vor Wut. Tränen rannen wie Sturzbäche über ihr Gesicht, während sie mich trat und schlug. Ich lachte.*

*»Du selbstsüchtiges Wesen! Warum hat du mir auch noch Brian genommen?«*

*»Du kannst froh sein, daß du noch lebst«, sagte ich lächelnd, doch sie reagierte nicht darauf.*

*Sie konnte mich selbstverständlich nicht verletzen, daher ließ ich sie toben. Bis Brian dazwischen ging.*

*»Virginia«, sagte er, und seine melodische Stimme ließ sie stocken, »beruhig' dich.«*

*Verwirrung breitete sich in ihrem Gesicht aus. »Was ist bloß passiert, während ich im Krankenhaus war? Steht die ganze Welt jetzt Kopf? Du hast doch gesagt, du wolltest bei mir bleiben!«*

*Er schwieg, und ich lächelte Virginia boshaft an. »Brian wollte immer schon bei mir sein. Er ist mit dir ins Bett gegangen, weil ich es wollte.«*

*Brian warf mir einen schwarzen Blick zu.*

*»Du Biest«, fauchte Virginia und meinte damit ausnahmsweise nicht mich. Brian errötete. Beschwichtigend hob er die Hände. »Das ist völlig überzogen. Ich ...«*

*»Ist es wahr, was Alex sagt?« unterbrach sie ihn aufgebracht.*

*Brian war das alles sichtlich unangenehm. Er war wütend auf mich, aber ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Das ganze war unglaublich komisch. Ich mußte mich schwer zurückhalten, um nicht laut loszulachen.*

»Warum regst du dich eigentlich so auf?« fragte ich betont ruhig, und Virginia sah mich finster an. »Du hattest doch deinen Spaß, oder?«

Virginia schnappte nach Luft. »Du bist wirklich der allergrößte Schuft, den ich jemals kennengelernt habe. Hast du denn überhaupt keine Gefühle? – Ach, was rede ich denn. Du kannst ja gar keine Gefühle haben. Du bist ja nur ein kleines, teuflisches Monster.«

Das war beleidigend. Natürlich hatte ich Gefühle. Es war ungerecht, Gegenteiliges zu behaupten. Abgesehen davon, daß ihr so eine Aussage überhaupt nicht zustand.

Brian sah die Veränderung in meinem Gesicht, noch ehe sie mir bewußt wurde. Er stellte sich vor mich und zischte mir zu: »Du wirst sie nicht töten.«

Die Stärke in seiner Stimme überraschte mich. Wütend versuchte ich, ihn beiseite zu schieben, aber er blieb standhaft. Seine leuchtend grünen Augen funkelten mich an.

Virginia war indes zurückgewichen. Nackte Angst spiegelte sich in ihren Augen. Doch sie stand mit dem Rücken zur Wand. Gab Brian seinen Widerstand auf, war sie verloren.

Aber Brian drängte mich mit enormer Kraft aus dem Zimmer in den Flur und versuchte, mich aus der Wohnung zu bugsieren.

Da verlor ich die Beherrschung. Ich schlug ihm ins Gesicht, so daß sein Kopf zur Seite flog und er nach hinten wankte.

»Was bildest du dir ein«, fauchte ich ihn empört an.

Schweigend starnte er mich an. Sein Gesicht war gerötet, mein Handabdruck deutlich auf seiner Wange zu sehen. Der Schlag hätte einem Menschen unweigerlich das Genick gebrochen.

Brian war wahrscheinlich ebenso wütend wie ich, aber er verbarg es. Nur das leichte Zucken seiner Mundwinkel verriet seine Erregung.

Aus dem Nebenzimmer war verhaltenes Schluchzen zu hören. Ich schloß die Augen und versuchte mich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich, daß Brian bei Virginia war. Er redete sanft auf sie ein, aber sie schüttelte immer wieder den Kopf. Dieser Idiot! Glaubte er etwa, er könnte ihr alles plausibel erklären? Glaubte er, daß sie Verständnis dafür aufbrachte?

Vielleicht stellte er sich aber auch als Opfer dar. Armes Kerlchen, gefangen im Netz des Bösen. Und ich – Alexander – war die giftige Spinne, die ihn umfing. Ach, was weiß ich.

Wütend warf ich noch einen Blick auf die beiden. Virginias langes Haar wallte über ihre zuckenden Schultern und fiel ihr ins Gesicht.

Ich wollte sie töten – daran bestand kein Zweifel. Flammende Gier stieg in mir auf, als ich mir vorstellte, wie weich und willig sie sein konnte. Aber ich kämpfte sie nieder.

Dann wandte ich mich um und verschwand aus der verhafteten Wohnung. Sollte Brian sich doch schwarz suchen nach mir! Verdammt, er war ein Idiot. Sie war es doch gewesen, die seinen Namen preisgegeben hatte; sie hatte doch mit dem Kreis von Merrick gemeinsame Sache gemacht. Sie war es doch Schuld, daß sie ihn vergewaltigt und gedemütigt hatten. Es war besser, sie starb.

Mit schnellen, zornigen Schritten eilte ich aus dem Lichtkegel der Straßenlaternen. Als ich mich außerhalb des Lichts befand, blieb ich stehen und atmete einige Male tief durch. Brian sollte nicht meinen, daß er mit so etwas durchkam. Er würde noch die passenden Worte von mir zu hören bekommen, aber vorerst

ließ ich ihn schmoren. Sollte er doch sehen, wie er ohne mich zurechtkam.

Wutentbrannt hob ich mich vom Boden und verschwand zwischen den dichten Wolken.

Schon vor einiger Zeit hatten diese sich bedrohlich zusammengezogen. Dichte schwarze Wolkenballen berührten fast die Dächer der höheren Häuser.

Ein Sturm würde aufziehen – na, das paßte ja wunderbar zu meiner Stimmung. In der Ferne war bereits das Klagen des Windes zu hören. Ich mußte mich beherrschen, nicht in dieses Wehklagen miteinzustimmen. Fast hätte ich in der Schwärze der Unwetterwolken die Orientierung verloren. Ärgerlich ließ ich mich wieder etwas herabsinken.

Hatte sich denn die ganze Welt gegen mich verschworen? Meine Stimmung näherte sich dem absoluten Nullpunkt. Womit hatte ich das verdient?

Und da hörte ich sie wieder. Verfolgten sie mich oder schickten sie lediglich ihre dummen Signale in die Nacht, unwissend, daß ich sie empfangen konnte?

Ich mußte auf der Hut sein, Daniel hatte mich gewarnt. Sie konnten mir zwar keinen ernsthaften Schaden zufügen, doch unangenehm war ihre Anwesenheit alle Mal.

Zorn flackerte in mir auf. Ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte zu Brian zurückkehren, denn er hatte gegen einen Angriff dieses Gesindels keine Chance. Er hatte zwar viel von meiner Kraft bekommen, aber er war noch nicht in der Lage, diese effektiv einzusetzen. Sie konnten ihn vernichten, wenn sie ihn überraschten.

Wie betäubt schlief Brian aus Virginias Wohnung. Er konnte sich kaum an ihre Worte erinnern, obwohl sie wie Geister durch seinen Kopf spukten. Sie hatte ihn beschimpft, sie hatte fürchterlich geweint, und sie hatte ihm gesagt, daß sie ein Kind von ihm erwartete.

Ein Kind von einem Monster, hatte sie geschrrien. Was hatte er dazu noch sagen sollen? Er wünschte sich, daß es ihn in irgendeiner Weise berührte. Doch das alles erschien ihm so fern.

Sie würde dieses Kind bekommen. Und er war der Vater. Doch er würde sein Kind niemals zu Gesicht bekommen, das hatte sie ihm geschworen. *Dieses Kind wird niemals von eurer Existenz erfahren.* Ihre Worte hallten in seinem Kopf.

Der Angriff kam für ihn völlig überraschend. Er hörte ein leises Sirren über seinem Kopf und schon befand er sich in ihrer Gewalt.

Sie waren wie Schatten, und doch spürte er ihre hektischen Hände auf seinem Körper. Was waren das für Kreaturen? Sie zerrten und zogen an ihm und verhüllten seine Augen, so daß er beim besten Willen nicht mehr sagen können, wo er sich befand.

In atemberaubendem Tempo rasten sie durch die Straßen und schließlich durch Wälder und Wiesen. Sie brachten Brian in eine verfallene Ruine und zerrten ihn dort in einen schmiedeeisernen Käfig. Erst dort sah er, daß seine Häscher Vampire waren.

Zerlumpte Gestalten mit ungewaschenen Gesichtern und blutunterlaufenen Augen. Sie entsprachen wohl am ehesten der Vorstellung der blutsaugenden Monster, und Brian erschrak regelrecht, als sie ihn ansprachen.

»Dein Meister hätte besser auf dich achtgeben sollen«, sagte ein hagerer Mann mit schnarrender Stimme und trat auf den Käfig zu. »Nun, ich denke, er hat es nicht besser verdient.«

»Wovon redest du?« fragte Brian, erstaunt über seinen herischen Tonfall.

Doch sie zischelten nur um ihn herum, und ihre Stimmen klangen in Brians Ohren wie abscheuliche Imitationen menschlicher Stimmen. Eine Hand berührte seinen Rücken, und er zuckte zusammen.

»Seht her, er ist ja noch warm.« – »Er ist fast noch ein Mensch.«

Er hörte den Haß in ihren Stimmen. Was hatten sie bloß vor? Warum hatten sie ihn hierher gebracht?

Erst jetzt bemerkte er den eigenartigen Aufzug der offensichtlichen Anführer, und eine böse Ahnung überkam ihn. Lange schwarze Kutten – wo war er hineingeraten? Die Szene erinnerte ihn an einen Bericht über einen Satanskult, den er vor langer Zeit gesehen hatte. Hatten sie ihn etwa verschleppt, um ihn hier zu opfern? Er war doch einer von ihnen. Alex hatte ihn zwar gewarnt, hatte ihm eingeschärft, sich von den Unsterblichen fernzuhalten – aber waren sie wirklich darauf aus, sich gegenseitig in schwarzmagischen Ritualen zu töten? Ein eiskalter Schauder lief ihm über den Rücken. Wie sollte er hier bloß wieder herauskommen?

»Ich kann deine Gedanken nicht lesen, du Grünschnabel. Aber du brauchst nicht weiter zu grübeln, wie du hier rauskommst. Dein Schicksal ist besiegelt.«

Zornig starrte Brian den hageren Mann in der langen Kutte an. Seine grünen Augen funkelten gefährlich, und der Vampir trat erschrocken einen Schritt zurück. Er konnte nicht wissen, wieviel Macht Brian hatte.

Langsam senkte er die Augen und erhob die Arme. Die dünnen Hände glitten wie Skeletthände aus den weiten Ärmel heraus. Ein furchterregendes Summen erfüllte den Raum und schwoll zu einer

fast unerträglichen Lautstärke an. Es schien aus tausend Mündern zu kommen, obwohl Brian kaum mehr als zwanzig Kreaturen zählte. Der Ton wurde von den Wänden zurückgeworfen, und Brian hatte den Eindruck, als würde ihn dieses Geräusch zu Boden drücken.

Und während der Gesang anschwoll, leiser wurde und wieder unerträglich laut, bemerkte Brian das Huschen einiger Schatten um seinen Käfig herum. Mit wachsendem Entsetzen sah er, daß sie Holz und Papier um ihn herum aufschichteten. Er stöhnte auf.

Alex kehrte zu Virginias Wohnung zurück. Doch Brian traf er dort nicht mehr an.

Einen Moment dachte er darüber nach, Virginia zu fragen, doch diese hätte ihm sicherlich auch keine Auskunft über den Verbleib seines törichten Freundes geben können. Ein grausiger Gedanke setzte sich in Alex' Gehirn fest. Sein Zorn war fast verbraucht. Fieberhaft begann er die Gegend nach Brian abzusuchen. Wenn er in der Nähe war, mußte Alex ein Zeichen von ihm aufspüren können.

Da hörte er sie wieder – die Stimmen der anderen. Sie klangen aufgereggt. Ein Zischen und Brummen.

Alex lauschte einen Moment. Dann schlug ihm eine Vision mit voller Wucht entgegen und brachte ihn für einen Augenblick aus dem Gleichgewicht. Er taumelte und fing sich erst im letzten Moment, kurz vor dem Boden, ab. Sie hatten Brian schon! Er war ihr Gefangener und saß in einem Käfig, aus dem er sich nicht befreien konnte.

Er hörte Brians klagende Stimme *hilf mir, Alex*. Doch er war viel zu weit weg. Zitternd versuchte er zu ergründen, aus welcher Richtung die Signale kamen.

Dann jagte er wie besessen los. Er betete, daß er rechtzeitig kam. Wenn nicht... Alex konnte nicht daran denken. Wieder packte ihn rasender Zorn und trieb ihn zu immer höheren Geschwindigkeiten an. Er war mittlerweile zu schnell, um seine Umgebung erkennen zu können. Es war, als würde Brians Stimme ihn anziehen wie ein Magnet.

Sie würden ihn töten, wenn er zu langsam war.

Brian schloß die Augen und konzentrierte sich auf das Schloß des Käfigs. Er mußte die Kraft haben, dieses Schloß zu öffnen, aber nichts passierte. Verzweiflung kroch in ihm hoch. *Alex, wo bist du?*

Die Gesänge, die immer und immer wieder angestimmt wurden, machten ihn fast bewegungsunfähig. Der Anführer erhob jetzt wieder seine Stimme, und die anderen verstummten.

»Denen der Tod, die gegen die Regeln verstoßen«, sagte er und deutete auf Brian. Beifälliges Gemurmel ertönte. Dann sah er die Fackel. Sie wurde in einem unverständlichen Ritual einem der Anführer übergeben.

»Für Satan, unseren Herrn«, flüsterte dieser.

Brian sah in das gleißende Licht. Dann hörte er das brennende Holz, knistern, zischen. Sie hatten ihn in Brand gesetzt.

»Alex!«

Brians Stimme ging ihm durch Mark und Bein. Er hörte das leise Knistern des Feuers, und der Geruch drang unaufhörlich in seine Nase.

Mit einem unmenschlichen Schrei schoß Alex vom Himmel und stürzte sich auf den ersten der unseligen Zuschauer. Kaum hatte er dessen Körper berührt, stand dieser auch schon in hellen Flammen.

Brians Schreie hallten in seinen Ohren.

Wie eine Furie wütete Alex unter den dunklen Gestalten. Trotz der unerträglichen Hitze und der Flammen, die an seinem Gefängnis emporzüngelten, hörte Brian ihre erstaunten Ausrufe und ihr schmerzerfülltes Stöhnen, wenn Alex ihre Körper in Flammen setzte. Die Helligkeit des Feuers schmerzte in seinen Augen.

Die jungen Vampire stoben entsetzt auseinander, doch sie konnten Alex' Zorn nicht entkommen. Er war wie ein Feuergott, der ihr Verhalten mit tödlicher Hitze bestrafte. Einer nach dem anderen wurde ein Opfer der Feuersbrunst, und ihre Schreie mischten sich mit denen Brians.

Ein wildes Durcheinander entstand, denn die brennenden Gestalten rannten, bis die Flammen ihr Leben beendeten und trugen das Feuer hinaus in die Nacht.

Ohne darüber nachzudenken warf Alex sich schließlich in den Scheiterhaufen. Seine Kleidung fing sofort Feuer, als er die Tür des Käfigs herausriß. Brian hatte sich auf den Boden gekauert und war kaum fähig sich zu bewegen, als Alex ihn aus seinem Gefängnis zerrte.

Wie ein großer Feuerball flogen sie aus dem Tor der Ruine ins Freie. Alex schleuderte Brian von sich, und dieser schlug hart auf dem Boden auf. Ein heiseres Stöhnen entrang sich seiner Kehle. Doch die Flammen, die seine Kleidung erfaßt hatten, erloschen.

Mit einem heftigen Ruck riß Alex sich die brennenden Kleider vom Körper und schüttelte verwirrt den Kopf. Da stand er nun nackt, seine Haut war zum Teil geschwärzt, und aus seinen Augen sprühte blander Haß.

Eine schmale Gestalt kam aus dem alten Haus herausgewankt – sie mußte die letzte lebende Kreatur sein. Mit einem wütenden Fauchen schnellte Alex auf dieses armselige Wesen zu und schickte seine tödlichen Flammen aus, die den Vampir innerhalb von Sekunden vernichteten. Brian beobachtete die Szene entsetzt. Alex schien nichts Menschliches mehr an sich zu haben. Sein Haß rollte wie eine Welle als Empfindung über Brian hinweg, und seine Nacktheit ließ ihn noch unmenschlicher erscheinen. Einen Moment hatte er den Eindruck, daß Alex sich auf alle viere niederlassen wollte, um davonzulaufen. Dann kam er auf ihn zu, gab ihm die Hand und zog ihn auf die Beine.

Schweigend starrten sie sich an. Alex schlang seinen Arm um Brians Hüfte und erhob sich mit ihm in den düsteren Nachthimmel.

Erst als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, sprachen sie miteinander. Brian legte seine Arme fest um Alex' nackten Körper und verbarg sein Gesicht an Alex' Schulter.

»Danke«, flüsterte er leise. Seine Berührung brannte auf Alex' verletzter Haut, doch auch er schmiegte sich an seinen Freund.

Sie betraten Alex' Haus in Greenwich Village und setzten sich ins Wohnzimmer. Alex warf sich einen lockeren Bademantel über. Die Vorstellung, feste Kleidung auf der Haut tragen zu müssen, war noch unerträglich. Seine Haut regenerierte sich zwar, doch war sie jetzt unglaublich empfindlich, denn die Verbrennungen, die er durch das Feuer erlitten hatte, schmerzten höllisch.

Eigentlich wollte er nur noch ausruhen, die Ereignisse verarbeiten, doch er sah, daß Brian etwas auf der Zunge lag. Sie hatten sich wirklich gestritten, bevor Alex Virginias Wohnung verlassen hatte.

Eine eigenartige Spannung lag in der Luft.

»Du hättest sie getötet, nicht wahr?« begann Brian schließlich.

Alex nickte. »Sie ist dafür verantwortlich, daß der Kreis von Merrick deinen Namen wußte.«

»Du darfst ihr nichts antun, egal, was sie verschuldet hat.«

Alex sah ihn erstaunt an. »Warum nicht? Was bedeutet sie dir noch?«

»Sie ... sie ist schwanger. Sie bekommt ein Kind – von mir.« Brian sah Alex traurig an.

Doch dieser schüttelte nur den Kopf. »Brian, du mußt dich von den Menschen lösen. Du bist kein Mensch mehr.«

»Aber es ist doch mein Kind.«

»Aber du bist nicht mehr Brian, der Mensch«, sagte Alex geduldig. »Sie wird nicht wollen, daß du dein Kind jemals siehst. Und – ist das nicht verständlich?«

Brian nickte unglücklich. »Ich verstehe das, aber eines mußt du mir versprechen. – Du darfst Virginia nichts antun, denn dann tötest du auch das Kind.«

Alex versprach es. Dann schleppte er sich erschöpft in den Keller und ließ sich in seinen Sarg fallen. Brian folgte ihm langsam.

Erst als Alex ihm winkte, legte Brian sich zu seinem Freund. Alex zog den Deckel zu und lauschte den gleichmäßigen Atemzügen seines Gefährten.

»Warum wollten sie mich töten?« fragte Brian schlaftrig.

»Weil sie mich hassen. Sie geben mir – oder sagen wir, Vampiren, die so öffentlich leben wie ich – die Schuld an dem Desaster mit dem Kreis von Merrick. Sie glauben, daß wir – lebten wir nur auf Friedhöfen – von den Menschen gar nicht bemerkt würden.«

»Und, ist da was Wahres dran?«

»Nein. Es wird immer Menschen geben, die um unsere Existenz wissen. Menschen mit besonderen Fähigkeiten; und die werden auch immer in der Lage sein, einige von uns aufzuspüren. Doch die Vampire, die du heute gesehen hast, sind arrogant. Sie glauben, sie dienen dem Teufel.

Sie sind ebenso einfach gestrickt, wie die Menschen, die den vorgetrampelten Glaubenspfad entlangstapfen – ohne sich eigene Gedanken um ihre Existenz, um ihr Leben in einem größeren Ganzen zu machen.

Sie denken einfach nicht. Ein deutscher Schriftsteller hat einmal ein wahres Wort gesprochen – *alle können denken, doch vielen bleibt es erspart*. Und das gilt meiner Meinung nach nicht nur für die Menschen.«

»Du hast wahrscheinlich recht, Alex. Der Mensch ist vielleicht zu dumm, um sein Leben zu leben, er existiert einfach nur. Ohne Sinn, ohne Erkenntnis und ohne Ehrfurcht. Und sind nicht vielleicht die schrecklichen Dinge, die der Menschheit zustoßen, nur die gerechte Strafe für die Dummheit und die Überheblichkeit des Menschen?«

Alex lächelte in sich hinein. Brian hatte es auf den Punkt gebracht.

»Dann können wir ja wirklich von Glück sprechen, daß wir nicht mehr zu den Menschen gehören.«

»Ja, ich denke«, sagte Brian leise. Er murmelte noch einige entschuldigende Sätze und schlief ein.

»Verdammtd, wo ist der abgeblieben?« RIPLEY war außer sich vor Wut. Heftig schlug er mit der Faust auf seinen großen Schreibtisch. JOEY wartete geduldig, bis RIPLEY sich wieder beruhigt hatte. Er kannte dessen Jähzorn bereits.

»Ist dieser Brian Dupont denn spurlos verschwunden?«

»Nicht nur der. Der Idiot COLDING ist auch weg. Und ich habe da wirklich ganz schlimme Befürchtungen. Wenn COLDING bei de DAHOMEY war, ist er jetzt wahrscheinlich tot, und die einzige brauchbare Spur verläuft sich im Sande, denn DUPONT ist nirgends auffindbar. Hervorragend.«

»Was um alles in der Welt wollte COLDING allein bei dem VAMPIR?« JOEY starrte RIPLEY entgeistert an.

DIESER lachte humorlos. »Er wollte ihn umbringen.«

»Er ganz allein?«

»Ja, dieser Trottel. Er hat es nicht verstanden, daß wir jetzt endlich die Chance haben, eins von den Biestern in unserem Labor zu untersuchen.«

»Was läuft da eigentlich in Europa? Ich habe gehört, daß die Mitglieder des Kreises ausschließlich versuchen die Vampire zu vernichten. Da soll gar keiner eingefangen werden.«

RIPLEY seufzte leise.

»Es gibt so viele Stümper. Die sehen gar nicht, daß wir durch die Vampire die Möglichkeit bekommen, den Tod zu besiegen. Stell' dir das vor, JOEY. Wenn wir die Formel für das ewige Leben herausfänden.« RIPLEYS Stimme war zu einem begeisterten Flüstern geworden.

JOEY nickte bedächtig. »Was willst du jetzt tun, WILL?«

Dieser zuckte mit den Schultern. »Zunächst müssen wir noch einmal jemanden zu Dahomeys Haus in Greenwich schicken. Vielleicht finden wir da auch unseren Mr. Colding wieder. Wenn wir da nichts mehr erreichen können, dann machen wir einfach weiter wie bisher. Die Monster aufspüren und – wenn es nicht anders geht – sie zur Strecke bringen. Aber wir werden unsere Chance bekommen, glaub' mir. Vielleicht erst in ein paar Monaten, vielleicht schon morgen.«

Joeys Stimme sank zu einem verschwörerischen Flüstern. »Und was machst du, wenn du einem von ihnen das Geheimnis entlocken kannst?«

»Dann töten wir sie alle. Keiner von ihnen darf überleben. – Und dann sind wir unsterblich.«

Joeys Grinsen verschwand und er schickte sich an, Ripleys Büro zu verlassen, als dieser fragte: »Wie geht's eigentlich deiner Freundin?«

»Du meinst Virginia. Ihr geht es wieder besser. Warum fragst du?«

»Sie muß auf jeden Fall Stillschweigen bewahren, ansonsten ...« Ripley machte eine unmissverständliche Handbewegung.

Joeys erschrak. Er wollte Virginia auf keinen Fall gefährden. »Sie sagt keinen Ton. Dafür verbürge ich mich«, sagte er daher, ein bißchen zu schnell.

Grinsend antwortete Ripley: »Das hoffe ich für dich.«

Brian hatte schnell gelernt zu töten, und er tat es mit einer Hingabe, die Alex erstaunte. Wieviel Haß sich in ihm aufgestaut hatte, konnte Alex auch jetzt nur vermuten. Doch es war Haß. Er haßte die Menschen, denn es waren Menschen gewesen, die ihn gedemütigt und verletzt hatten.

Er sprach nicht darüber, doch Alex spürte es. Sie jagten zusammen, und Alex beobachtete fasziniert, welches schauspielerische Talent Brian an den Tag legte, bevor er seine Opfer tötete.

Auch in dieser Nacht hatten sie sich bis zur Erschöpfung in den Straßen New Yorks vergnügt. Die Schmerzen der Verbrennungen waren fast verklungen, und Alex bemühte sich, seine Sorgen in den Hintergrund zu drängen.

Befriedigt schloß er die Tür der Penthouse-Wohnung hinter ihnen. Hier waren sie tagsüber sicherer, als in Alex' oder in Brians Haus. Tagsüber, wenn sie ihren Feinden schutzlos ausgeliefert waren. Denn niemand konnte nachvollziehen, daß diese Wohnung sich auch in Alex' Besitz befand. Oft verwendete er andere Namen, wenn er Immobilien erwarb, wie auch bei dem Kauf dieses kleinen Schmuckstückes, das er über seinen New Yorker Anwalt erworben hatte. Dieser kannte die Merkwürdigkeiten und Unregelmäßigkeiten in Alex' Leben zu Genüge und wunderte sich nicht mehr, denn sein Gehalt stimmte.

Erstaunt bemerkte Alex, daß Gabriel sie nicht begrüßte. Hatte er den Fernseher nicht ausgeschaltet, bevor er die Wohnung verlassen hatte?

Auch Brian wunderte sich und schaute sich in der Wohnung um. Alles sah benutzt aus, nicht, als wenn Gabriel ausgezogen wäre.

Alex stand immer noch mit geschlossenen Augen an die Tür gelehnt, als er Brians alarmierenden Schrei aus dem Schlafzimmer hörte. Er eilte zu Brian und sah ihn am Kopfende des Bettes knien.

Gabriel lag auf dem Bett. Sein Gesicht war entspannt und blaß. Seine Augen starr zur Decke gerichtet.

»Scheiße«, sagte Alex und kam näher an das Bett heran.

Stumm hielt Brian ihm eine kleine Glasflasche entgegen. Einige Tabletten befanden sich noch in ihr. Alex setzte sich auf die Bettkante und sah in das Gesicht des Knaben, den er geliebt hatte.

»Tu doch etwas«, flüsterte Brian mit erstickter Stimme, und Alex sah die Tränen, die an seinen Wangen herunterliefen.

»Was soll ich tun? Er atmet kaum noch. Er ist so gut wie tot. Soll ich vielleicht einen Krankenwagen anrufen?« Mit einer fahriegen Bewegung strich Alex sich die Haare aus dem Gesicht.

»Warum hat er das getan?« Die Frage galt offensichtlich nicht Alex. Fassungslos starre Brian auf den leblosen Körper seines Geliebten. Seine Augen hatten sich mit einem roten Film überzogen, seine Wahrnehmung war nur noch verschwommen.

»So eine gottverdammte Scheiße«, schrie Alex plötzlich und schleuderte das Glasfläschchen gegen die Wand, so daß es in tausend Stücke zerbarst.

»Hilf ihm.« Brians Stimme war so leise, daß Alex sie kaum hören konnte.

»Du willst, daß ich ihn zu einem Vampir mache?« fragte Alex zögernd. »Er wird für immer ein Kind bleiben.«

»Und sonst wird er sterben.« Brian hielt seinem Blick stand. »Alex, er ist kein Kind mehr.«

»Ich kann kaum auf dich aufpassen, Brian. Wie soll ich denn mit zwei Grünschnäbeln zurechtkommen?« Alex wollte Brian berühren, doch dieser wich zurück.

»Er wollte nicht ohne uns leben. Er liebt uns beide so sehr, daß er lieber stirbt, als wieder allein zu sein. Warum gibst du ihm sein Leben nicht wieder?« Vorwurfsvoll starre Brian ihn aus seinen blutunterlaufenen Augen an. Alex konnte diesen Blick nicht ertragen.

»Du allein kannst ihm helfen. Hol ihn zu uns zurück.« Brians Stimme klang flehend. Er hielt eine von Gabriels schlaffen Händen umklammert.

Alex seufzte. Dann verschwand er in der Küche und kam mit einem gefährlich aussehenden Messer zurück. Vorsichtig setzte er sich zu Gabriel auf das Bett.

»Was tust du?« fragte Brian wispernd und sah Alex mißtrauisch an.

»Möchtest du dieses vergiftete Blut noch trinken?« Mit einem raschen Schnitt durchtrennte Alex die Pulsadern an Gabriels Handgelenken. Blut spritzte in einer Fontäne aus den geöffneten Adern und besudelte Alex' Gesicht.

Stumm sahen sie zu, wie das Herz in langsamem Stößen das Blut aus den Wunden herauspumpte. Es schien Ewigkeiten zu dauern. Schließlich kam ein rasselndes Geräusch aus Gabriels Lunge. Dann folgte ein Moment der Stille.

Brian erschrak. »Alex, tu was.«

Alex lächelte ihn an. »Gib ihm dein Leben«, flüsterte er und hielt Brian das Messer entgegen. Der zögerte.

»Beeil dich. Du mußt es jetzt tun, sonst ist es zu spät.«

Entschlossen nahm Brian das Messer entgegen und hieb sich mit zusammengebissenen Zähnen die Adern am Handgelenk durch. Dunkelrotes Blut sprudelte ihm entgegen.

Schnell legte er die rote Quelle an Gabriels ausgetrocknete Lippen. Quälende Sekunden verstrichen, ehe er merkte, daß Gabriel zu trinken begann. Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und er fühlte sich benommen. Die Bilder vor seinen Augen verschwammen, und er schwankte leicht. Ein angenehmes Kribbeln zog von seinen Schultern über seinen Nacken, bis hin zu seinen Kopf. Er spürte, wie sich Gabriels Hände um seinen Arm legten.

Dann Alex' Lippen an seinem Ohr. »Hör auf. Mehr darfst du ihm nicht geben.«

Mit letzter Kraft entzog Brian Gabriel seinen Arm und kippte rückwärts auf das Bett.

Alex sah die rasend schnelle Veränderung von Gabriels Körper. Die Haut bekam den feinen Ton von weißem Marmor, und die Zähne wuchsen zu einer beachtlichen Länge. Sie schoben Gabriels Oberlippe unmerklich nach vorn.

Gabriel schlug die Augen auf. Zartes Gold leuchtete aus ihnen, als er sich erstaunt im Zimmer umsah. Er war der Verführer, schoß es Alex durch den Kopf. Ein kindlicher Verführer, dem niemand würde widerstehen können.

»Ich war tot?« Gabriels Stimme war sanft und unmenschlich.

»Vielleicht«, antwortete Alex. »Warum hast du das getan?«

»Weil ich meinen Willen nicht bekommen habe?«

»Ich würde dich am liebsten verprügeln.« Alex spürte einen unbestimmten Zorn in sich aufkeimen.

»Oh ja, das brauche ich jetzt«, stöhnte Gabriel lasziv.

Alex packte ihm blitzschnell in den dichten Haarschopf und zog ihn zu sich heran. »Vielleicht bekommst du das schneller, als dir lieb ist.« Zärtlich biß er ihm in die Wange.

Brian richtete sich erschöpft auf und betrachtete die Szene.

»Was geht da vor sich?« fragte er lächelnd und rieb sich die eingefallenen Wangen.

»Du siehst schrecklich aus«, bemerkte Gabriel erschrocken.

»Das ist der Dank?«

»Es ist dein Blut, das in meinen Adern fließt?« Gabriel trat näher an ihn heran. »Mein Geliebter und mein Schöpfer? – Du, dein Leben, deine Gedanken ...« Er schwieg einen Moment nachdenklich.

»War es das, was du wolltest?«

»Ja, ich denke.« Er zögerte. »Ich habe Gott nicht gesehen.«

Alex sah ihn erstaunt an. »Hattest du das gehofft?«

»Ich glaube, ich war tot, und ich habe ihn nicht gesehen.« Gabriel wirkte betroffen.

»Selbst wenn er dagewesen ist, du warst viel zu benebelt, um ihn zu erkennen«, lachte Alex, und auch Brian grinste. Gabriel runzelte die Stirn und fand sich damit ab.

»Woher kommt diese unglaubliche Energie«, fragte er plötzlich mit starrem Blick.

»Aus deinem Inneren«, antwortete Alex vage und nahm ihn bei der Hand. Mit der anderen Hand winkte er Brian heran, und gemeinsam erkundeten sie die Nacht. Die Dunkelheit verbarg ihre Absichten wie eine Verbündete, und sie töteten, bis ihr Verlangen gestillt war.

*Noch in dieser Nacht besorgte ich zwei Särge für meine neuen Begleiter, denn obwohl ich es genoß, mit Brian meinen Sarg zu teilen, seine Haut und seinen Atem zu spüren, während ich einschließ, so wußte ich doch, daß wir Gabriel ausgrenzten, wenn wir unsere Schlafgewohnheiten nicht änderten.*

*Es war nicht ungefährlich, die sperrigen Holzkisten in meine Wohnung zu schaffen, doch glücklicherweise kamen keine Ungelegenheiten dazwischen. Inständig hoffte ich, daß weder Lomay noch ein anderer Unsterblicher unser Treiben beobachtete. In kürzester Zeit hatte ich nun gegen sämtliche Gesetze verstoßen, die jemals von Unsterblichen aufgestellt worden waren. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß das von den Altehrwürdigen gebilligt wurde.*

Und diese hatten die Macht, mich wenigstens für eine Weile unschädlich zu machen.

Gabriel entwickelte sich erstaunlich, und auch für Brian schien es keine Schwierigkeit, Leben zu nehmen, um seinen Durst zu stillen. Doch in den beiden brodelte etwas, das ich zunächst nicht deuten konnte. Wenn sie sich ansahen, schien mehr als Liebe in ihrem Blick zu sein. Ich sah ein Verlangen, das mich beunruhigte.

In der nächsten Nacht schwärzte ich nach einem gemeinsamen Ausflug mit Brian und Gabriel noch einmal allein aus. Ich war die ständige Nähe der beiden nicht gewöhnt und tat mich erstaunlich schwer damit. Ich wollte allein sein, wenigstens für kurze Zeit. Wollte meine üblichen Zwiegespräche mit der Nacht und den Nachtwesen halten, wie so viele Jahre zuvor.

Manchmal brauche ich einfach etwas Abstand. Nicht, daß Brian und Gabriel mich nervten, nein. Ich mußte nur manchmal allein mit meinen Gedanken sein. Vielleicht konnte ich mir nur so über einige Dinge klarwerden. Vielleicht konnte ich nur so verhindern, daß der Wahnsinn überhand nahm. Denn konnte ein Gehirn so lange Zeit unbeschadet überdauern?

Ich fragte mich, ob wir überhaupt die Chance hatten diese Jagd, diese Verfolgung zu überstehen. War es tatsächlich vorbei, wenn wir das Hauptquartier des Kreises fanden und zerstörten? Hatten wir überhaupt eine Chance diesen Ort aufzuspüren?

Ich faßte den Entschluß Benjamin Clairley aufzusuchen. Er war zwar ein alter Mann, aber vielleicht konnte ich etwas Brauchbares von ihm erfahren. Dieser Entschluß versetzte mich aus irgendeinem Grund in Hochstimmung. Ich summte sogar ein Lied, als ich mir einen Weg durch die Wolken bahnte und zur Penthouse-Wohnung zurückflog, wo Brian und Gabriel sicher schon auf mich warteten.

Diese einsamen Flüge genoß ich jetzt mehr denn je, denn war ich mit Brian und Gabriel zusammen, befanden wir uns ausschließlich am Boden. Vielleicht hatten auch sie einmal die Macht, sich in die Lüfte zu erheben, aber das würde noch einige Zeit dauern, wenn sie es überhaupt irgendwann einmal schafften.

Lautlos betrat ich unsere Wohnung. Eine eigenartige Spannung lag in der Luft. Ich spürte sie fast, wie einen intensiven Geruch. Dann sah ich Brian und Gabriel im Schlafzimmer. Sie schienen in ein Gespräch vertieft, denn sie bemerkten meine Anwesenheit nicht. Brian saß auf dem großen, bequemen Sessel, der in der Mitte des Zimmers stand, und Gabriel saß – wie ein Kind – auf seinem Schoß.

Plötzlich änderte sich Brians Gesichtsausdruck, und er faßte mit einem leisen Seufzen in Gabriels volles Haar. Gabriel ließ sich von Brians Schoß gleiten und kniete sich vor ihn. Sanft vergrub er seinen Kopf zwischen Brians Beinen.

Fasziniert beobachtete ich, wie Brian und Gabriel sich gegenseitig entkleideten. Noch nie zuvor hatte ich zwei Vampire etwas Derartiges tun sehen, doch sie schienen in wilder Leidenschaft füreinander entflammt.

Brian küßte Gabriels schneeweisse Haut, wie er es als Mensch getan hatte. Seine grünen Augen leuchteten im Dämmerlicht des Schlafzimmers. Ob er wußte, daß ich sie beobachtete?

Gabriel stöhnte leise, als Brians Hand zwischen seine Beine glitt. Ein dunkler Tropfen Blutschweiß bildete sich auf seiner Stirn und lief ihm an der Schläfe hinunter. Ich erschauderte genüßlich.

Leidenschaftlich drängte Brian Gabriel zum Bett. Gabriel zögerte kurz, doch dann gab er sich Brian hin. Fordernd preßte dieser sich an den zarten Jungenkörper.

Konnte Gabriel den wilden Ausdruck in Brians Augen erkennen?

Brian umschlang Gabriels Oberkörper mit einem Arm und drehte ihn mit einem kurzen Ruck auf den Bauch. Erstaunt bemerkte ich den ängstlichen Ausdruck in Gabriels Augen. Er wußte, daß Brian sich verändert hatte.

Mit einem leisen Knurren nahm Brian sich, nach was er verlangte. Gabriel stöhnte angstvoll auf, als sich spitze Zähne in seinen Nacken senkte und ihn so festhielten. Er konnte sich nicht rühren, ohne daß sich die Zähne tiefer in sein Fleisch gruben.

Wie erstarrt verharrte er auf allen vieren, während Brian mit verzücktem Gesichtsausdruck hinter ihm kniete, seine Hände um Gabriels Hüfte gelegt.

Ich sah das Blut an Gabriels Hals heruntertropfen, und der Geruch machte mich rasend.

Gabriels Finger hatten sich im Bettlaken verkrallt. Der Schmerz, und das Erstaunen in seinem Gesicht schockierten mich. Brian nahm ihn wie ein Tier, und doch erkannte ich die Liebe, die er für den Jungen empfand.

Warum taten sie das? Woher kam diese sexuelle Energie? Natürlich funktionierte der Körper noch, doch dieses Begehrten hatte ich niemals empfunden. Reichte ihnen die intime Umarmung des Todes nicht aus zur Befriedigung?

Brian stieß einen animalischen Schrei aus, als er kam. In seinen Augen flammte Ärger auf – und noch etwas anderes. Etwas Unberechenbares. Grob stieß er Gabriel mit dem Gesicht auf die Matratze und hielt ihn dort fest. Seine andere Hand glitt leicht über den schmalen Rücken. Sein Gesichtsausdruck war so hart, daß ich einfach wissen mußte, was in seinem Kopf vorging. Vor-

*sichtig tauchte ich in seine Gedanken ein. Ganz langsam, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.*

*Die Bilder, die in mein Bewußtsein strömten, erstaunten mich. Sie waren gewalttätig und blutig, voll von Liebe und Haß. Doch sie weckten ein unbestimmtes Verlangen in mir.*

*Wollte Brian Gabriel töten? Mit einem tiefen Atemzug zog ich mich aus seinen Gedanken zurück. Plötzlich ließ Brian mit enormer Kraft seine flache Hand auf Gabriels angespannte Sitzfläche hinuntersausen. Das klatschende Geräusch schallte in meinen Ohren. Diese Mißhandlung erschien mir seltsam intim.*

*Erschrocken zuckte Gabriel zusammen.*

*»Laß mich los«, fauchte er, doch Brian lachte leise. Ein feuerroter Handabdruck zeichnete sich auf Gabriels weißer Haut ab.*

*»Du kennst das doch«, hauchte Brian so leise, daß es nur für unsterbliche Ohren bestimmt war. Gabriel zitterte leicht.*

*»Erzähl mir, wie das ist, wenn Fremde mit feuchten Fingern deinen Körper berühren. Wie war das, wenn sie ihre haarigen Bäuche an deinen Arsch gepreßt haben? – Willst du mir nicht antworten? – Du wolltest nur einer von uns werden, um deinem beschissen Leben zu entfliehen, nicht wahr? Du wärst beinahe dabei draufgegangen, weißt du? Das hätte ich dir niemals verziehen.«*

*Gabriel befreite sich aus Brians Griff und starrte ihn mit feuchten Augen an. »Du verdammter Mistkerl! Du hast es doch auch mit mir getan! Du warst doch auch nur geil auf meinen Körper. Wie all die anderen Kerle vor dir. Weißt du eigentlich, wie alt ich bin?«*

*Brian ließ sich auf seine Ellenbogen zurücksinken und schüttelte den Kopf.*

*»Ach, was spielt das jetzt noch für eine Rolle?«*

»Du hast recht, es spielt keine Rolle mehr«, sagte Brian, und er klang nachdenklich.

Plötzlich schluchzte Gabriel auf und drängte sich an Brian, der sofort seinen Arm um den zuckenden Körper schlang.

»Es tut mir leid. Ich liebe dich. Du darfst mit mir machen, was du willst, aber alleinlassen dürft ihr mich niemals«, stammelte Gabriel leise. »Ihr seid doch meine Familie. Ich liebe euch.«

»Wir lassen dich nicht allein. Warum sagst du sowas?« Brians Stimme klang sanft, alle Boshaftigkeiten waren aus seinem Gehirn verbannt.

Langsam beruhigte Gabriel sich wieder. Er war noch längst nicht erwachsen, auch wenn er das immer zu verbergen suchte. Aber hätte ich ihn sterben lassen sollen? Brians Blut floß zwar durch seine Adern, doch sie waren beide meine Kinder. Ich mußte das alles verantworten. Nachdenklich zog ich mich ins Wohnzimmer zurück und legte mich mit geschlossenen Augen auf die Couch.

Ich erkannte Brian am Schritt, als dieser das Zimmer betrat. Hatte er in meinen Gedanken gelesen?

»Warum hast du uns beobachtet?«

»Warum habt ihr das getan?« fragte ich zurück und streckte mich wohlig.

»Verstößt das gegen irgendeinen Ehrenkodex?«

Ich lachte über Brians streitlustigen Tonfall. »Mein lieber Brian, weißt du eigentlich, daß mich deine Aggressivität und deine Gewalttätigkeit erstaunt? Oder hast du noch gar nicht bemerkt, daß du dich verändert hast?«

»Warum beantwortest du meine Frage nicht?« Brians Stimme wurde wieder sanfter.

»Du bist ein mächtiges Wesen, Brian. Du kannst weitestgehend tun und lassen, was du willst. Niemand wird sich darum kümmern, ob du mit Menschen oder mit Vampiren ins Bett gehst.«

Er setzte sich zu mir auf die Couch. Seine weichen Hände berührten mein Gesicht. Und als seine Hände an meinem Hals hinunterglitten, seufzte ich leise.

»Warum hast du es mir verweigert?« flüsterte er dicht an meinem Ohr.

»Ich habe dieses Verlangen nicht mehr, Brian«, sagte ich und spürte seine Haare an meiner Wange.

»Du hättest trotzdem mit mir schlafen können.« Wieder hörte ich die Aggressivität in seinem Tonfall.

»Ich unterwerfe mich dir aber nicht«, antwortete ich scharf, und mein Blick brachte ihn augenblicklich zum Verstummen. Erschrocken sah er mich an.

»Das wollte ich auch nicht«, sagte er leise und hob entschuldigend die Hände.

Ich nickte. Dann zog ich ihn zärtlich auf mich und küßte ihn. Die Flamme, die sofort in ihm aufloderte, erfaßte mich heiß.

»Brian, mein Geliebter.« Doch das Feuer, das in seinen Lenden brannte, war in mir schon vor langer Zeit erloschen. Und ich fühlte eine gewisse Erleichterung darüber. War der Wahnsinn, war das Verlangen nach menschlichem Blut und nach dem Töten nicht genug? Konnte der Geist ein weiteres Begehrten, das ihn innerlich zerfraß, überhaupt verkraften?

Ich wußte nicht, warum Gabriel und Brian so fühlten und ob dieser Zustand für die Ewigkeit war.

Ich konnte nur hoffen, daß es sie nicht in den Wahnsinn trieb, denn sie bedeuteten mir unendlich viel, und ich wußte, daß ich es nicht ertragen konnte, sie leiden zu sehen.

Alex hatte schon vor einiger Zeit bemerkt, daß Daniel ihn verfolgte. Und so schlenderte er gemütlich und offensichtlich die Straßen entlang. Blieb vor einigen Schaufenstern stehen und lächelte in sich hinein bei dem Gedanken, daß Daniel sich für unentdeckt hielt.

Alex war immer noch erstaunt über die vielen technischen Neuerungen, die die letzten Jahrzehnte mit sich gebracht hatten. Selbstverständlich hatte auch er mittlerweile einen Computer; für die Bankgeschäfte, die er zu tätigen hatte, um sein doch beträchtliches Vermögen zu verwalten, war dieser eine wichtige Hilfe geworden.

Doch der Fortschritt verwunderte ihn, schien ihm manchmal unbegreiflich. Wenn man den Menschen des 16. Jahrhunderts das alles erzählt hätte ...

Alex blieb lange Zeit vor einem Schaufenster stehen, in dem einige Multi-Media-Rechner ausgestellt waren. So ein Ding mußte er auch haben. Es war einfach faszinierend.

Im Gegensatz zu vielen seiner Artgenossen hatte er die neuen Dinge, die Erfindungen immer begrüßt. Er erinnerte sich an seine Euphorie, als er das erste Mal in einem Automobil gesessen hatte, daran wie der Fernseher erfunden wurde. An seinen ersten Kinobesuch ...

Die Zeit besaß ihren eigenen Wahnsinn, doch stellte man sich gegen sie, war man verloren. Alex hatte das beobachtet, hatte Freunde den Freitod wählen sehen, da sie mit der Zeit nicht Schritt halten konnten. Eine schmerzliche Erinnerung stieg in ihm auf, doch er verdrängte sie hastig.

Aus den Augenwinkeln sah er eine heimliche Bewegung – Daniel.

Was konnte er wollen? Warum folgte er ihm schon wieder?

Als hätte er seinen Verfolger nicht bemerkt, setzte Alex seinen Weg fort, bog nach links in eine kleinere Straße ein und hob sich vom Boden. Mit einem gewaltigen Satz war er auf einer der winzigen Veranden gelandet und beobachtete von dort amüsiert, wie Daniel unten zu suchen begann.

Verwirrt schaute dieser in jeden Hauseingang und schließlich nach oben – direkt in Alex' Gesicht. Spöttisch lächelte dieser ihm zu und hob grüßend die Hand.

*Komm herunter, ich muß mit dir sprechen. – Worüber? – Komm schon, es ist sehr wichtig.*

Daniel schien unruhig zu werden. Seine Augen suchten aufmerksam die Umgebung ab.

Alex sprang von dem metallenen Geländer und landete geräuschlos neben Daniel. Dieser erschrak leicht, als er Alex' Körper neben sich spürte.

»Du bewegst dich so schnell, daß ich dich nicht sehen kann«, flüsterte er und sah sich gehetzt um.

»Was hast du?«

»Das erzähl ich dir sofort. Komm.« Daniel legte seine Hand auf Alex' Arm und versuchte ihn mit sich fortzuziehen.

Doch Alex stand wie angewurzelt. Daniel hätte genau so gut versuchen können, ein Haus von der Stelle zu bewegen.

»Verdamm«, knurrte Daniel ärgerlich. »Es geht doch um dein Leben.«

»Wie meinst du das?«

»Komm mit mir mit, dann sag ich es dir.«

Alex sah keine Unwahrheit in Daniels Augen, und so folgte er ihm. Sie schienen eine Ewigkeit durch die Straßen New Yorks gewandert zu sein, als Daniel schließlich in einen Hauseingang eines etwas verlotterten Altbaus einbog.

»Warum sind wir hierher *gegangen*?« fragte Alex unwirsch, als Daniel die Tür aufdrückte.

»Weil *sie* nicht gehen wird«, antwortete dieser und eilte die ersten Treppenstufen hinauf.

»Wer ist *sie*, und was soll diese Show überhaupt?«

Daniel wandte sich um, als er den Ärger in Alex' Stimme bemerkte. »Ich sag's dir, wenn wir in Sicherheit sind. Jetzt komm.«

Verärgert trottete Alex hinter ihm her. Er folgte Daniel in die schlichte Wohnung und schloß die Tür hinter sich, ohne sie anzufassen.

Daniel warf einen hektischen Blick aus dem Fenster und zog die Vorhänge zu. Dann atmete er tief durch. Mit einer Handbewegung hieß er Alex Platz zu nehmen, und dieser ließ sich auf einem alten dunkelbraunen Cord-Sofa nieder.

Er bemerkte Daniels befremdlichen Blick und fragte: »So, kannst du mir jetzt bitte sagen, worum es hier geht?«

Seufzend nahm auch Daniel Platz. »Es geht um dich, mein lieber Alex. Was ist eigentlich in dich gefahren?«

»Könntest du dich vielleicht ein bißchen präziser ausdrücken?« sagte Alex gereizt.

»Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Du hast einen riesigen Fehler gemacht. Eine ganze Gruppe junger Vampire ist nach New York gekommen, um das Hauptquartier des Kreises von Merrick ausfindig zu machen und zu zerstören, und nun sind sie alle weg. Du hast sie alle vernichtet! Was ist bloß los mit dir?«

»Ah, dann dachten diese Früchtchen wohl, daß Brian ein Mitglied des Kreises ist.« Der Spott in Alex' Stimme war beißend.

»Du hast zwanzig unserer Artgenossen getötet, um einen zu retten?«

»Ich hätte sie alle getötet, wenn sie mich nur schief angeguckt hätten«, sagte Alex und lächelte.

Daniel schüttelte den Kopf.

»Und du hast in kürzester Zeit zwei Neue geschaffen. Auch das sehen die Altehrwürdigen nicht besonders gern.«

»Mein lieber Daniel, würdest du eventuell auf den Punkt kommen?«

Daniel knirschte leicht mit den Zähnen. »Was ich dir sagen wollte, ist, daß du mit diesen Aktionen die Aufmerksamkeit der Alten auf dich gezogen hast. Die Aufmerksamkeit derer, die sich von dieser Welt zurückgezogen haben. Und weißt du, wer sich ganz speziell für dich interessiert – Mayra.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß alles, was dich üblicherweise nicht interessiert«, antwortete Daniel scharf und beobachtete Alex' Reaktion.

»Was will sie von mir?«

»Sie will dich wieder zu sich holen, wie damals. Sie sagt, daß du dann keinen Schaden mehr anrichten kannst.«

Alex starnte ihn schweigend an. Mayra. Wie lange war das schon her? Die Vorstellung sie wiederzusehen, jagte eiskalte Schauder über seinen Rücken. Schon jetzt spürte er ihre verzehrende, eiskalte Leidenschaft, ihre unglaubliche Stärke. Sie konnte ihn bezwingen, sie hatte es schon einmal getan. Zorn wallte in ihm auf. Warum holte die Vergangenheit ihn ein, jetzt da er bereit war, der Zukunft entgegenzutreten?

»Ich will sie nicht wiedersehen«, sagte er schließlich. Doch Daniel schüttelte den Kopf.

»Sie wird dich finden – und dann Gnade dir Gott.«

»Ich werde nicht ihr stummer Prinz werden, und ich werde ihr nicht zu Willen sein. Ich hoffe, sie spürt meinen Haß. Es ist alles gesagt zwischen uns, warum steigt sie nach über 200 Jahren aus ihrem Grab, um mich zu suchen?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Doch du kannst nur hoffen, daß sie dir nicht alles nimmt, was dir lieb und teuer ist. Halte ein scharfes Auge auf deine zwei wilden Begleiter.«

Alex nickte dankbar. »Warum nimmst du diese Gefahr in Kauf, um mich zu warnen?«

Daniel lächelte traurig. »Du bedeutest mir sehr viel. Ich werde alles, was in meiner Macht steht, tun, um dich zu schützen, Alex.«

Alex stand auf, zog auch Daniel von seinem Sessel und nahm ihn fest in den Arm. »ch danke dir.«

»Ich hoffe nur, daß du eine Begegnung mit ihr überlebst – denn finden wird sie dich.«

Alex nickte. »Ich werde mich nicht noch einmal von ihr besiegen lassen. Das schwör ich dir.« Er wandte sich zum Gehen. Als er den kalten Metallknauf in seiner Hand spürte, drehte er sich noch einmal zu Daniel um.

»Von wem bekommst du deine Informationen?«

Der blonde Vampir errötete leicht. »Spielt das eine Rolle?«

»Nicht, wenn du dich dabei wohl fühlst. Aber ich hatte den Eindruck, daß du dich wieder jemandem unterworfen hast. Wie damals Lomay.« Alex starrte ihn durchdringend an.

Einen Moment sah es so aus, als ob Daniel ein wilder Zorn durchflutete, dann glättete sich seine Stirn wieder.

»Vielleicht hast du recht, Alex. Aber vielleicht kann ich nicht anders leben.« Und leise fügte er hinzu: »Ich hätte mich auch dir unterworfen, wenn du es gewollt hättest.«

Alex schenkte ihm ein warmes Lächeln. »Wir sehen uns.«

Dann schloß er die Tür leise hinter sich und verließ das traurige alte Haus.

Der Gedanke, daß Mayra ihn vielleicht jetzt schon beobachtete, raubte ihm den letzten Nerv. Nur zu gut erinnerte er sich an ihre leidenschaftlichen Begegnungen, an ihr eisiges Blut, das er trinken durfte und das ihn mächtig machte. Doch er wollte nicht herrschen, er ließ sich nicht an sie ketten, was immer sie auch für ihn tat.

Sie war wahrscheinlich einer der ältesten Vampire, die noch existierten. Vielleicht hatte die Ewigkeit längst Spuren des Wahnsinns in ihrem Gehirn hinterlassen. Alex grauste davor, das herauszufinden.

Sie wollte schon immer die Herrschaft über alle Vampire. Ihr schwebte eine vereinigte Vampirwelt vor. Doch sie hatte übersehen, daß Vampire nicht für Einigkeit geschaffen waren; daß sie sich schlimmer verfolgten, als die Menschen jemals in der Lage waren.

Ihre Ideen waren von den anderen Altehrwürdigen verachtet worden. Vielleicht hatten diese die Weisheit der Jahrtausende, doch sie hatten nicht versucht, Mayra zu stoppen. Sie sollte wohl selbst herausfinden, wie eine Vampirgesellschaft aussehen würde. Doch dazu kam es nie. Denn der einzige Prinz, den sie an ihrer Seite dulden wollte, stellte sich gegen sie – Alex. Er war ihr entkommen, vielleicht im letzten Augenblick.

Gekränkt und in ihrem Stolz verletzt hatte sie sich zurückgezogen. Hatte sich eine königliche Gruft für die Einsamkeit gewählt,

um sich ihrem Kummer hinzugeben. 206 lange Jahre – bis heute. Und nun versuchte sie ihren Geliebten zu sich zurück zu holen. Doch Alex war nicht bereit, kampflos in seinen ewigen Tod zu wandern.

Brian hatte ihm die Augen für die Zukunft geöffnet, und er wollte leben. Er wollte all die neuen Dinge sehen, wollte lieben, wollte fühlen – und dafür würde er kämpfen.

Sollte sie doch nur kommen, dachte er angriffslustig, und seine Laune begann sich zu heben. Es war eine aggressiv heitere Stimmung, die von seinem ganzen Körper Besitz ergriff. Er fühlte das Blut in seinen Adern pulsieren, und eine Leichtigkeit erfüllte seinen Körper, so daß er nicht verwundert war, als er sah, daß seine Füße den Boden nicht mehr berührten. Ein leises Geräusch kam über seine Lippen, und es war Lebensfreude, wie er begeistert erkannte. Er öffnete seine Sinne und suchte nach einem Opfer. Er wollte kämpfen, wollte töten und mehr als das – er wollte leben.

*Der Entschluß Benjamin Clairley aufzusuchen, ließ mich nicht ruhen. Und so machte ich mich auf den Weg zu dem kleinen, ruhigen Sanatorium, das etwas außerhalb von New York lag. Ich bemühte mich so unauffällig wie möglich zu sein, während ich die ganze Zeit inständig hoffte, daß weder Lomay noch irgendein anderer Vampir Clairley bereits den Garaus gemacht hatte. Immerhin hatte er höchstbrisantes Material veröffentlicht und war damit zu einem wirklichen Ärgernis geworden.*

*Ich war beunruhigt, denn irgendwie spürte ich Mayra im Nacken – ich war sicher, daß sie mich beobachtete. Aber was sollte ich tun? Es war undenkbar für mich, mir ein Versteck zu suchen und abzuwarten, bis dieser ganze Spuk vorüber war.*

Und es war besser, sie verfolgte mich, als daß sie bei Brian und Gabriel auftauchte. Dieser Gedanke war einfach grauenvoll. Ich mochte ihn nicht zu Ende denken.

Noch hatte sie sich zwar nicht gerührt, aber ich wußte, daß Daniels Warnung durchaus ernstzunehmen war. Von wem auch immer er seine Informationen bekam – es war jemand von den Alten, da war ich sicher.

Hinter jeder Ecke konnte sie lauern.

Leise betrat ich das saubere weiße Gebäude. Der Geruch, der mir entgegenschlug war unbeschreiblich. Einen Moment hielt ich den Atem an, doch es schien, als dränge der beißende Geruch in jede Zelle meines Körpers. Wenn ich das Gebäude wieder verließ, war ich wahrscheinlich selbst steril.

Und hier hatten sie die alten und verwirrten Menschen untergebracht – und die alten Vampirjäger. Na wundervoll.

Clairley saß schon kerzengerade in seinem Bett, bevor ich überhaupt in seine Nähe getreten war. Er hatte mein Kommen gespürt. Die Mitglieder des Kreises hatten wirklich ganz besondere Fähigkeiten. Wäre Brian noch ein Sterblicher und hätte er niemals einen Unsterblichen geliebt – er wäre bestimmt willkommen gewesen in der Gemeinschaft.

Clairley grabbelte hektisch auf seinem überfüllten Nachtschränkchen herum, bis er schließlich den Lichtschalter fand. Ein schwacher Lichtkegel erhellt das schmucklose Zimmerchen.

Lächelnd stand ich an die Fensterbank gelehnt und beobachtete die angstefüllte Kreatur. Sollte er tatsächlich noch Angst vor dem Tod haben? Nach all den Jahren, in denen er sich mit uns beschäftigt hatte?

Seine faltigen Hände zitterten, als er sie auf der Bettdecke falte.

*Er hatte mich erkannt. Ein einziger Blick hatte ihm genügt zu sehen, was ich war.*

*Oh, er hatte uns ja auch lang genug studiert, um uns genau zu kennen, jedes kleine, bösartige Detail, das uns von den Sterblichen unterschied.*

*Er war gezeichnet vom Alter, doch seine Augen waren lebhaft und hell. Konnte er meine Gedanken lesen, oder warum wurde er langsam ruhiger? Die Angst in seinem Gesicht wich einer unverhohlenen Neugier, als er mich stumm zu sich heranbat. Leichtfüßig trat ich zu seinem Bett. Der Geruch des Alters umgab ihn und kroch in meine Nase. Leicht angewidert rümpfte ich die Nase, doch er schien es nicht zu bemerken.*

*»Wer sind Sie?« begann er leise und beobachtete meine Reaktion.*

*»Mein Name ist Alexander de Dahomey«, antwortete ich, denn ich hielt es für überflüssig, ihm zu sagen, was ich bin.*

*»Dahomey. Ihr Name ist mir bekannt. Ich bin darauf gestoßen – bei Recherchen. Ah, dann habe ich mich nicht getäuscht. Aber ich war Ihrer Spur nicht weiter gefolgt. Die Toten soll man ruhen lassen, nicht wahr?«*

*»Was soll das heißen?«*

*»Ich habe eine Menge recherchiert. Namen, die über die Jahrhunderte hinweg auftauchten, waren sofort verdächtig. Vor allem, wenn es um Geldanlagen und Immobilien geht.«*

*Ich wurde ungeduldig und trat einen Schritt näher an ihn heran.*

*»Sie kommen wegen dem Buch?«*

*»Nein, obwohl ich denke, daß es ein Fehler für Sie war, es zu veröffentlichen. Naja, was haben Sie noch groß zu verlieren.«*

»Da haben Sie recht, Mr. Dahomey. Meine Zeit ist bald abgelaufen, nicht wahr? – Aber Ihre Zeit ist ewig.«

Ich antwortete nicht. Doch auf einmal hatte ich das Gefühl, daß es die richtige Entscheidung gewesen war, hierher zu kommen. Clairley konnte mir weiterhelfen.

»Wissen Sie«, begann ich also, »eigentlich habe ich mich auf den Weg zu Ihnen gemacht, um etwas über den Kreis von Merrick zu erfahren. Sie erinnern sich sicher?«

Clairley erschrak sichtlich. Angestrengt versuchte er seine Aufregung zu verbergen.

»Was meinen Sie?« fragte er trotzdem. Doch ich wollte kein Spiel, daher ließ ich für einen kurzen Moment wütend meine Fangzähne aufblitzen. Er sollte nicht denken, daß ich davor zurückschreckte, einem alten Tattergreis das Leben zu nehmen.

Und er verstand mich sofort.

Ich akzeptierte sein entschuldigendes Nicken und sagte: »Ich weiß nicht, inwiefern Sie überhaupt noch informiert sind, doch der Kreis von Merrick hat einen Vernichtungsfeldzug gegen uns gestartet, wie noch niemals zuvor. Das erfüllt uns natürlich mit Sorge. Viele von uns sind bereits ermordet worden – oder sehen Sie es nicht als Mord?«

»Wir haben es nie als Mord betrachtet. Denn wie ermordet man einen Toten?« Clairley sah mich provozierend an.

»Sind wir das – tot?«

»Was sind Sie sonst?«

»Wir sind unsterblich, doch wir leben. Wir sind voller Energie und voller Gefühle. Zeigen Sie mir eine Leiche, von der man das behaupten kann«, sagte ich ärgerlich.

»Doch Sie töten, um sich selbst zu erhalten.«

»Das ist doch nichts anderes, als der Fleischverzehr der Menschen. Sie wollen über uns richten, doch sind Sie ohne Schuld?«

»Sie sind ein Mörder«, sagte Clairley leise. »Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß der Tod eines Menschen gleichbedeutend mit dem Tod eines Tieres ist, das zum Verzehr gezüchtet wurde.«

Ich lachte heiser. »Wer sagt Ihnen, daß Sie nicht zum Verzehr gezüchtet wurden?«

Ärgerlich schüttelte er den Kopf. »Sie sind wie ein Kind.«

»Und Sie sind ein alter Mann.« Die Worte trafen ihn hart. Doch offensichtlich war er neugierig geworden.

»Sagen Sie mir, welches Recht der Kreis von Merrick hat, uns anzugreifen?«

»Vielleicht ist es Selbstjustiz. Der Staat darf von der Existenz der Vampire nicht erfahren, doch Verbrechen müssen bestraft werden.« Doch da war etwas in Clairleys Gedanken, das er mir nicht offenbaren wollte.

»Warum sagen Sie mir nicht die ganze Wahrheit?« Es war nur ein Versuchsballon, doch ich hatte mich nicht getäuscht.

Clairleys Mundwinkel begann nervös zu zucken. Er sah einen Moment zur Decke.

»Warum sagen Sie es mir nicht einfach? Sie haben nichts mehr zu verlieren, und ich denke, ich habe ein Recht zu erfahren, warum ich angegriffen werde. Warum ich angezündet wurde, als ich mich nicht wehren konnte.«

Erstaunt sah Clairley mich an. »Sie waren im Feuer und sind nicht einfach verbrannt?«

Ich antwortete nicht. Stumm wartete ich darauf, daß er auf meine Frage einging.

Dann nuschelte er: »Sie sind viel zu mächtig. Sie brauchen einen Schwächeren.«

Entnervt schoß ich auf den alten Mann zu und packte ihn am Kragen. Ich spürte, wie sein Herz sich zusammenkrampfte, wie es einen Schlag aussetzte. Daß er meine kühle Haut berührt hatte, entsetzte ihn.

»Wir wollten das Geheimnis der Unsterblichkeit«, flüsterte er, und ich ließ ihn erstaunt los.

»Was?« Langsam ließ ich mich auf einem Stuhl nieder, der für Besucher neben dem Bett stand.

»Wir wollten den Tod besiegen. Ihr seid unsterblich, und wir wollten herausfinden, warum. Was ist in euren Körpern, das die Unsterblichkeit bewirkt? Sind es bestimmte Genveränderungen, oder Stoffwechsel-veränderungen? Das alles wollten wir herausfinden.«

»Was heißt wollten?«

Der alte Mann machte eine ungeduldige Handbewegung. »Meinetwegen auch wollen. Zu meiner Zeit sind wir nicht dahinter gekommen. Aber jetzt besitzt der Kreis die Forschungsstationen, die Wissenschaftler. Jetzt brauchen sie nur noch einen Vampir, den sie untersuchen können.«

»Sie wollen einen Vampir fangen und untersuchen?« Ich war schockiert. Das Ausmaß einer solchen Katastrophe war nicht auszudenken. »Aber warum – zum Teufel – vernichten sie uns dann?«

Einen Moment starrte er mich sprachlos an. »Sie sind naiv. Glauben Sie wirklich, wir wollten dieses Geheimnis mit Mördern teilen?«

Das war es also. Sie wollten einem von uns das Geheimnis des ewigen Lebens stehlen. Es ging in Wirklichkeit nicht um Gerechtigkeit oder das Richten einer Schar von Mördern. Es ging

um das ewige Leben. Oh, sie waren so eigensüchtig. Wenn sie das Geheimnis hatten, würden sie versuchen uns auszurotten. Es konnte nicht zu einem Geschäft kommen – ich wußte nicht, ob überhaupt schon jemand auf den Gedanken gekommen war, ein Geschäft mit dem Kreis von Merrick abzuschließen. Inständig hoffte ich, daß nicht. Unvorstellbar, wenn einer von uns in die Fänge dieser Organisation geriet.

»Wie kommen Sie darauf, daß es überhaupt irgendein Geheimnis zu ergründen gibt?« fragte ich Clairley und versuchte, mir meine Erschütterung nicht anmerken zu lassen.

»Na ja, Sie existieren schließlich. Die wenigsten Mitglieder glauben, daß die Vampire Geschöpfe der Hölle sind. Und daher gibt es ein Geheimnis – wie überdauern sie die Zeit?«

Lange schaute ich ihn an. Er hatte ein Buch veröffentlicht, das sehr viel Schaden anrichten konnte, er war lange Zeit einer der Oberen des Kreises gewesen – ein mächtiger und ein intelligenter Mann. Er hatte verdient zu sterben, doch jetzt war er alt und gebrechlich. Was konnte er mir noch anhaben? Ich schloß für einen Moment die Augen.

»Wo hat der Kreis seine Forschungsstation?« fragte ich dann unvermittelt.

Er lachte leise. »Selbst, wenn ich jetzt sterben muß – ich werde es Ihnen nicht sagen.«

Wütend drehte ich mich um. Doch kurz bevor ich sein Zimmer verließ, schleuderte ich mit purer Willenskraft einen kleinen Feuerball gegen die Gardine vor seinem Fenster. Sofort loderten Flammen an ihr hoch und erfaßten die Pflanzen, die auf der Fensterbank standen. Lachend verließ ich ihn.

Ich wußte, daß er nicht sterben würde, doch hatte ich ihm wenigstens einen Schreck eingejagt.

Beschwingt betrat Alex seine Wohnung. Sofort bemerkte er den durchdringenden Geruch, der seine Sinne erfaßte. Süße Angst hing in der Luft. Mit schnellen Schritten trat er ins Wohnzimmer und sah Brian auf dem Sofa sitzen, die Beine ausgestreckt. Er schenkte ihm ein warmes Lächeln. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen funkelten – er war gerade erst auf der Jagd gewesen.

Alex beugte sich zu ihm hinunter und berührte zärtlich seine Wange.

»Wo ist Gabriel?«

»Er ist im Schlafzimmer – wo sollte er sonst sein?«

»Wer ist bei ihm?« fragte Alex mißtrauisch.

»Ein Mensch«, antwortete Brian erstaunt. »Schau doch nach.«

Alex warf einen raschen Blick zum Schlafzimmer hinüber. Die Tür war verschlossen.

Brian folgte seinem Blick. »Alex, geh ruhig rein. Ich glaube, du kennst sein Opfer.«

Erschrocken sah Alex ihn an. In Sekundenschnelle war er an der Tür und riß sie auf. Er sah zwei nackte Körper, eng aneinander geschmiegt. Der eine war Gabriels schmaler Knabkörper – der andere gehörte ebenfalls einem Mann.

Alex erschrak heftig – es war Steven. Gabriel lag auf ihm, liebkoste ihn mit den Händen, während seine Zähne sich tiefer in seinen Hals senkten. Hellrotes Blut floß in Strömen über die Decke.

Steven war noch bei Bewußtsein, und als er Alex' Schritte hörte, verdrehte er seine Augen, bis er ihn sehen konnte. Panik und Schmerz stand in seinen Augen.

Mit einem wütenden Fauchen packte Alex Gabriel im Nacken und riß ihn ohne Schwierigkeiten von Steven herunter. Das

Gesicht des jungen Vampirs war blutverschmiert, und seine Augen blitzten wild, als er Alex erkannte.

Brian war mittlerweile auch im Türrahmen aufgetaucht und beobachtete die Szene erstaunt.

Leise, kaum hörbar sagte Alex: »Brian, kümmерst du dich bitte um Gabriel?«

Brian nickte und umschlang Gabriels zitternden Körper mit seinen kräftigen Armen. Wie eine Welle war Alex' Zorn über Gabriel zusammengeschlagen, und seine Blutgier war einer fast unbezähmbaren Angst gewichen. Alex konnte ihn töten – er hatte die Macht dazu.

Vorsichtig nahm Brian Gabriel mit sich ins Wohnzimmer. Er hatte keine Vorstellung von dem, was in Alex vorging.

Dieser schloß die Schlafzimmertür. Er sah Stevens Blut überall auf dem Bett. Sein Körper bebte, während sein Herz unermüdlich Blut aus der klaffenden Wunde am Hals pumpte. Der Blutgeruch war kaum zu ertragen.

Alex setzte sich auf die Bettkante. »Steven?«

Steven schlug die Augen auf. »Verdamm Alex. Was bedeutet das?« Seine Stimme war schwer, schleppend. Er hatte sehr viel Blut verloren.

»Du bezahlst einen hohen Preis. Du hättest ihn günstiger haben können.«

»Ich bin ein Idiot.«

»Nein, Steven. Du liebst ihn. Und du bist nur einer von vielen, die auf ihn hereingefallen sind – und noch hereinfallen werden.«

»Was bist du?« Seine Stimme klang nicht vorwurfsvoll, nur neugierig und angestrengt.

»Ein Vampir, wie Brian und Gabriel.«

Steven lächelte müde. »Bin wohl in schlechte Gesellschaft geraten, was?«

»Hast du nie gedacht, daß ich kein Mensch bin?«

»Ich weiß nicht. Oh Gott, ich habe nie darüber nachgedacht.« Stöhnend versuchte er seinen Kopf zu heben. Aber er war zu schwach. »Ich werd' das hier wohl nicht überleben, oder?«

»Scheiße, Steven. Nein, normalerweise würdest du das hier nicht mehr überleben. Aber glaubst du, ich laß dich krepieren?«

Erschöpft schloß Steven die Augen. Doch Alex' Stimme drang weiter in ihn ein.

»Hör mir genau zu. Du mußt von meinem Blut trinken. Vielleicht nur ein paar Schlucke. Du wirst dich verändern, aber ich glaube, du hast noch nicht so viel Blut verloren, daß du zu einem von uns wirst.«

Steven nickte schwach. Er hatte den Eindruck Alex' Stimme nicht zu hören, sondern zu fühlen. Ein schwaches Vibrieren in seinem tauben Körper. Dann schmeckte er die warme, dicke Flüssigkeit, die über seine Lippen tropfte. Blut? Er würgte, doch Alex hielt ihm die Nase zu, so daß er schlucken mußte, um nicht zu ersticken. Nach dem ersten Schluck ging es besser. Das fremde Blut breitete sich wie Sirup in seinen Adern aus. Steven spürte ein Kribbeln im ganzen Körper. Seine Arme und Beine begannen unkontrolliert zu zucken. Er hustete. Dann verlor er das Bewußtsein.

Als er wieder aufwachte, saß Alex noch immer an seiner Seite. Langsam drehte er sich zu ihm hin und sagte: »Ich fühle mich absolut stoned.«

Alex nickte lächelnd. »Es wird noch einige Zeit dauern, bis du wieder fit bist. Und danach tu mir bitte den Gefallen, und halte dich von den Vampiren fern.«

»Wo ist Gabriel?«

»Warum möchtest du das wissen?«

»Ich dachte, ich... ach, ich weiß es auch nicht.« Steven brachte seinen Körper in eine sitzende Position. Mit einem befreimdeten Blick betrachtete er seine Hände. »Mein Körper fühlt sich so anders an.«

»Damit mußt du jetzt wohl leben, Steven. – Komm mit mir, ich zeig dir, wo du dich duschen kannst.«

Steven starnte auf das getrocknete Blut auf seinem Körper und erschrak. Er hatte noch niemals soviel Blut gesehen. Wie betäubt ließ er sich von Alex in das geräumige Badezimmer führen. Die anderen beiden sah er nicht.

Alex ließ ihn allein, als er sicher war, daß Steven sich auf den Beinen halten konnte. Seine Wut über Gabriels Verhalten war verbraucht. Woher hätte er es wissen sollen? Er war schließlich auch nur ein Vampir.

Alex lächelte. Leise betrat er das Wohnzimmer und sah Gabriel und Brian engumschlungen auf dem Sofa sitzen. Als Brian ihn eintreten sah, sprang er alarmiert auf und stellte sich schützend vor den Jungen.

Alex winkte ab. »Ist schon in Ordnung. – Er wird überleben.«

»Was hättest du getan, wenn Gabriel ihn getötet hätte?« fragte Brian leise und fixierte ihn eindringlich.

»Was glaubst du?«

»Ich wußte nicht, daß er dein Freund ist, Alex. Ich hätte ihn sonst nicht angerührt«, flüsterte Gabriel, und Alex hörte seine Stimme angstvoll vibrieren. Er nickte.

»Komm hier her«, sagte Alex, und Gabriel stand auf. Er war noch immer nackt, und seine weiße Haut schimmerte im Halbdunkel des Zimmers. Zögernd näherte er sich Alex und ließ sich

von ihm in den Arm nehmen. Alex spürte die Erleichterung des Jungen, wie einen Druck in seinem eigenen Körper.

»Wo ist Steven jetzt?« fragte Gabriel und schlang seine Arme fest um Alex' Taille.

»Er ist im Bad, um sich zu waschen. Er sah aus, als hätte jemand versucht, ihn umzubringen.«

Gabriel starrte verlegen zu Boden.

»Ich wollte das gar nicht. Ich weiß doch, daß er sich in mich verguckt hatte. Aber, als ich ihn dann unter mir spürte und das Rauschen seines Blutes in meinen Verstand drang, da konnte ich es nicht mehr aufhalten. Es tut mir leid. Darf ich es ihm sagen?«

Mißtrauisch sah Alex ihn an. Durfte er Gabriel trauen, oder würde dieses Vertrauen Stevens Todesurteil sein?

»Wenn du Steven noch einmal angreifst, kommst du nicht ungeschoren davon«, sagte Alex schließlich und hoffte, keinen Fehler gemacht zu haben.

Gabriel lächelte unschuldig, doch Alex wußte, daß dieses Lächeln tödlich sein konnte.

Bevor Gabriel das Badezimmer betrat, zog er sich eine blaue Jeans an, die er aus einem Schrank im Schlafzimmer holte. Das blutige Bett würdigte er keines Blickes. Es war nun einmal so weit gekommen, und jetzt würde er es aushalten müssen. Warum hatte er sich ausgerechnet Steven ausgesucht? Aber war es wirklich sein Ziel gewesen, ihn umzubringen? Er wußte es nicht mehr. Wußte nur noch, wie er das warme Fleisch an seinem Körper gespürt hatte und das fremde Blut seine Adern füllte.

Alex hätte ihn getötet, wenn er nicht mehr in der Lage gewesen wäre, Steven zu retten. Das brauchte er nicht einmal aussprechen – es war klar für Gabriel. Und jetzt spürte er auch noch so etwas wie Reue, es war nicht nur die Angst vor Alex.

Er wollte sich wirklich entschuldigen, denn er hatte Stevens Liebe und sein Vertrauen ausgenutzt. Und er mochte ihn – nicht, um mit ihm ins Bett zu gehen, aber es reichte aus, daß er sich wirklich schlecht fühlte. Es war das erste Mal in seinem kurzen Vampirleben, daß er so ein Gefühl hatte – und er haßte es.

Leise betrat er das Badezimmer und sah zu, wie Steven sich ankleidete. Seine Haut hatte eine unnatürliche Blässe, die sich noch verstärkte, als Steven seine Anwesenheit bemerkte. Erschrocken drängte er sich an die kalte geflieste Wand. Gabriel trat einen Schritt auf ihn zu.

»Es tut mir leid, Steven«, sagte er schließlich leise.

Mißtrauisch sah Steven ihn an. Dann schüttelte er die Erstarrung ab und sagte mit rauher Stimme: »Naja, ich lebe ja noch.«

Gabriel streckte seine schmale Hand aus, und Steven ergriff sie. Er erkannte die Blutgier in Gabriels Augen, trotzdem rührte ihn die Geste. Gabriel war zu einem Tier geworden – das mußte er nun erkennen. Doch trotzdem war seine Seele nicht verloren. Da steckte nicht ein Teufel in Gabriels Gestalt – nein, er war immer noch Gabriel. Doch er war zu einem von Alex' Sorte geworden. Zu einem charmant lächelnden, verführerischen Killer.

Alex begleitete Steven noch bis zum Taxi und wartete, bis dieses abfuhr. Was hatte sein dunkles Blut für Auswirkungen auf Steven? Er konnte es nicht sagen.

Sein Leben hatte am seidenen Faden gehangen – er war im letzten Moment gekommen. Hätte er Steven verloren, wäre er untröstlich gewesen, das wußte er. Und Gabriel hätte es zu spüren bekommen – das wußte Gabriel. Er konnte von Glück sagen, daß Brian ihn immer in Schutz nahm. Und Brian konnte er nicht lange böse sein.

Nachdenklich kehrte er in seine Wohnung zurück. Brian und Gabriel saßen erwartungsvoll auf einer Couch im Wohnzimmer und starrten Alex an.

»Was ist los?« fragte dieser erstaunt, und Brian antwortete: »Du wolltest doch etwas erzählen, darauf warte ich schon den ganzen Abend.«

Alex stutzte, dann lachte er. »Es ist wirklich merkwürdig, daß du das wahrnehmen kannst. Ich habe überhaupt gar nicht mehr daran gedacht.«

»Was gibt es denn?« fragte Brian neugierig.

»Ich habe heute Benjamin Clairley einen Besuch abgestattet. Wißt ihr zufällig, wer das ist?«

Die beiden anderen schüttelten den Kopf. Alex ließ sich auf einem Sessel nieder und legte die Füße auf den blanken Glastisch.

»Benjamin Clairley war eine sehr lange Zeit einer der Oberen des Kreises von Merrick. Jetzt ist er alt und gebrechlich, aber er hat vor kurzem ein Buch veröffentlicht, und ratet mal zu welchem Thema.«

»Er hat ein Buch über Vampire veröffentlicht?« Brian sah ihn ungläubig an.

„Du hast es erfaßt, mein Lieber. – Und ich dachte, wenn ich ihm mal einen Besuch abstatte, erfahre ich vielleicht ein paar Hintergründe über den Kreis. Und ich hatte recht.“

Brian wurde unruhig. »Und konnte er dir erklären, warum sie Jagd auf uns machen? Sind das irgendwelche Moralapostel, oder haben sie vielleicht religiöse Beweggründe?«

»Nein, genau nicht. Na ja, vielleicht ein paar dieser Spinner, aber in der Hauptsache geht es ihnen darum, das Geheimnis des ewigen Lebens zu finden.«

Schweigend und ungläubig starrten seine beiden Freunde ihn an.

»Sie wollen das Geheimnis des ewigen Lebens?« fragte Brian schließlich. »Und wie wollen sie das herausfinden?«

»Sie wollen einen von uns fangen und untersuchen. Sein Blut, seine Gene – alles. Sie wollen ihn wahrscheinlich aufschneiden, um zu schauen, wie es im Inneren eines Vampirs aussieht.«

»Aber das macht doch gar keinen Sinn. Warum töten sie dann so viele?« wandte Gabriel ein und runzelte die Stirn.

»Weil sie uns verachten. Sie wollen nur das Geheimnis und – wenn sie das haben – werden sie die Vampire ausrotten. Zumind-est nach Clairleys Vorstellungen.«

»Die sind ja wahnsinnig«, flüsterte Brian und lehnte sich nachdenklich zurück. »Wir müssen sie aufhalten.«

»Daran hatte ich auch schon gedacht«, erwiderte Alex spöttisch. »Aber wir müssen sie dafür erst einmal finden, nicht wahr? Und das ist auch schon unser erstes Problem. Die Vampire, die vor kurzem versucht haben einen schönen Braten aus dir zu machen – die waren extra aus Europa gekommen, um das Hauptquartier des Kreises zu finden.«

»Also befindet sich das Hauptquartier in New York?« fragte Gabriel mit einem angespannten Ausdruck im Gesicht.

»Ich hab da so meine Zweifel. Meines Erachtens müßte es ein größerer Komplex sein, denn Clairley sprach von einer Forschungsstation.«

»Gut möglich, daß sie es deswegen zum Teil unter die Erde verlegt haben«, überlegte Brian, und Alex nickte zustimmend.

»Aber wir können absolut nichts unternehmen. Oder möchtest du deine Nächte damit verbringen, ziellos in der Gegend herumzusuchen?«

»Nein, sicher nicht. Das wäre totaler Blödsinn.« Brian starre nachdenklich aus dem Fenster.

»Wir müssen also darauf warten, daß sie einen Fehler machen. Wir haben keine andere Wahl.«

»Meinst du, aus Clairley ist noch etwas herauszukriegen«, fragte Brian, doch Alex schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht einmal, daß er noch lange genug lebt, um uns weitere Auskünfte zu geben. Sie werden ihn töten, unsere todbringenden Freunde. Denn mit der Veröffentlichung des Buches hat er sie sehr verärgert.« Alex grinste boshaft.

»Ich hatte nur Glück, daß ich ihn noch lebend angetroffen habe.«

Brian wurde unruhig. »Ich hoffe, daß ich keinen von den anderen kennenlerne. Mir hat das erste Mal voll und ganz gereicht.«

Alex sah ihn ernst an. »So lange wir nicht bedroht sind, sollten wir uns aus allem heraushalten.«

Brian und Gabriel nickten zustimmend.

Gabriel hatte schon einige Zeit nachdenklich auf dem französischen Bett im Schlafzimmer gelegen, als er hörte, wie Alex die Wohnung betrat. Er erkannte Alex am Schritt, denn dieser war energetischer als Brians.

Leise sagte er: »Alex, kommst du zu mir?«

Kurz darauf stand Alex in der Tür. Seine Haut hatte einen leichten Rotschimmer, und er strahlte eine unglaubliche Energie aus. In dieser Nacht hatte er mehr als ein Opfer gehabt.

Wohlwollend starzte er auf Gabriels nackten Körper. Gabriel war noch immer so begehrenswert für ihn, wie in der Nacht, als er ihn kennengelernt hatte. Und das dunkle Blut hatte ihn noch geheimnisvoller gemacht. Abwartend lehnte er sich gegen den Türrahmen.

»Legst du dich ein bißchen zu mir?« bat Gabriel, und seine Stimme zitterte leicht.

Schon bei ihrer ersten Begegnung hatte Gabriel die Macht und die Autorität, die Alex ausstrahlte, wahrgenommen – doch seit Brians Blut in seinen Adern floß, war sein Respekt einer zerstörenden Furcht gewichen. Er war sich Alex' Stärke jederzeit bewußt.

Alex zögerte nur einen Moment, dann zog er seine Kleidung aus und legte sich zu Gabriel. Dessen Haut war kalt, und die Berührung jagte ein Kribbeln durch Alex' Körper.

Gabriel verharrte unsicher – doch dann drängte er sich an den anderen. Genoß die Hitze, die Alex ausstrahlte. Vorsichtig biß er

in Alex' Ohr, bis ein paar Tropfen des köstlichen Blutes auf seiner Zunge brannten.

Alex ließ es schweigend geschehen.

»Wie fühlst du dich eigentlich?« fragte Gabriel nach einiger Zeit des Schweigens.

Erstaunt sah Alex ihn an. »Wie meinst du das?«

»Ich frage mich einfach, wie das ist, wenn man schon so viel erlebt hat, wenn man so viel Macht hat ... wenn man alles tun kann, was man will.«

»Du beschreibst es wie den Himmel, mein lieber Gabriel, aber oft genug ist es die Hölle. Denn die Ewigkeit ist einsam. Im Moment fühle ich mich gut – obwohl das Problem mit dem Kreis von Merrick noch nicht ausgestanden ist. Ich sehe wieder in die Zukunft. Es wird Zeiten in deinem Leben geben, da wirst du in der Vergangenheit leben, da wirst du mit der Zeit nicht Schritt halten können. Jede neue Nacht ist eine Qual und das, was du dir am sehnlichsten wünschst, ist die ewige Ruhe. Wenn du dann nachgibst, wirst du dich in einem Erdloch verkriechen und einschlafen – vielleicht für immer. Doch wenn du Jahrtausende überdauern willst, darfst du nie nachgeben – dann mußt du immer kämpfen.«

»Brian erzählte mir, wie lange ihr euch schon kennt. Warum hast du ihn erst jetzt zu dir genommen?«

Alex zögerte, und Gabriel bemerkte sein Unbehagen.

»In den letzten Jahren habe ich viel über unsere Existenz nachgegrübelt. Oft fühlte ich mich fehl am Platz. Meine eigenen Launen bereiteten mir unendliche Qualen. Ich konnte bis in die tiefsten Tiefen meiner Seele schauen, und was ich sah, erschreckte mich. Und Brian – er fasizierte mich. Sein morbides Interesse an uns, gepaart mit so viel Lebensfreude. Ohne, daß ich es gewollt

hätte, zog er mich Schritt für Schritt aus der Vergangenheit. Doch erst jetzt kann ich meine Stärken, meine Unsterblichkeit wieder in vollen Zügen genießen. Bis vor kurzem erschien mir das Mensch-Sein einfach als so wertvoll, daher konnte ich es Brian nicht nehmen.«

»Du liebst ihn.«

»Ja, ich liebe ihn.« Alex war fast erstaunt, daß er das sagte. Obwohl er leise gesprochen hatte, kippte seine Stimme ein wenig. Ein untrügliches Zeichen für Hysterie und Wahnsinn, dachte er und lachte innerlich.

Dann spürte er Gabriels melancholische Stimmung und zog ihn ein wenig näher zu sich heran. Gabriels Gedanken lagen offen vor ihm, und seine Angst schien sich in Alex' Körper hineinstehlen zu wollen.

»Ich liebe auch dich, Gabriel. Du brauchst dich nicht vor der Einsamkeit zu fürchten, denn wir werden dich nicht verlassen. Du gehörst zu Brian und mir und – egal, was du tust – ich möchte dich nicht missen.«

Tränen stiegen in Gabriels Augen und ließen die Welt in sanftem Rot erscheinen. Die Erleichterung, die er verspürte, ließ ihn freier atmen. Seine Angst trat in den Hintergrund. Denn er vertraute Alex.

Alex hatte vielleicht einige Schlechtigkeiten in seinem Charakter, doch anlügen würde er ihn nicht. Sie waren eine Familie, und sie würden zusammenbleiben.

Schutzsuchend drängte er seinen schmalen Körper an Alex und ließ sich von dem starken, gleichmäßigen Herzschlag davontragen.

Alex verharrte reglos undträumend, bis das sanfte Grau der ausklingenden Nacht der Morgendämmerung wich.

Dann trug er den schlafenden Gabriel zu seinem Sarg und legte ihn behutsam auf die dunkelblaue Seide. Bevor er leise den Deckel schloß, hauchte er noch einen Kuß auf die kühle Stirn. Mit einem flüchtigen Blick vergewisserte er sich, daß auch Brian sich bereits zur Ruhe gelegt hatte.

Er selbst setzte sich ans Fenster und beobachtete, wie der Himmel sich langsam verfärbte. Beobachtete das sanfte Rosa und das matte Blau, das in einen hellen Grünton überging. Die Farben flossen träge ineinander, verschwammen konturlos. Wurden von dem klaren Blau des beginnenden Tages abgelöst.

Er blieb, so lang seine Augen den Schmerz des Tageslichts ertragen konnten und floh schließlich in die Dunkelheit und Ruhe seines Sargs.

Doch die Träume, die ihn heimsuchten, als er die Augen schloß, waren beunruhigend, ihre Botschaften eindeutig. Mayra hatte ihn gefunden.

In diesem Zustand – kurz vor dem endgültigen Erstarren seines Körpers – schienen seine Gedanken zäh und träge. Er konnte sich nicht mehr verstecken, wollte es auch gar nicht. Er mußte sich ihr stellen – auch wenn ihre Macht vielleicht schon gottähnlich war. Mayra, die finstere Göttin. Ein kaltes Lächeln glitt durch sein Innerstes. Sorgfältig hatte er es vergraben, hatte alles verdrängt, und nun kam alles wieder zum Vorschein. Doch sein Herz blieb kalt, und darüber war er froh. Fasziniert und erschrocken beobachtete er, wie sie langsam und zielstrebig Schutt und Geröll in seinem Inneren beiseite schaffte, wie er eine Leiche anstarren würde, die sich aus ihrem eigenen Grab ans Tageslicht gräbt.

Du wirst mich niemals besitzen, schwor er stumm und schlief ein.

»Was sagen Sie da? Ein Herzinfarkt? Das Herz meines Vaters war in bester Ordnung. Ich weiß, daß er ein alter Mann war, aber er hatte niemals Probleme mit seinem Herzen.«

»Regen Sie sich doch bitte nicht so auf, Mr. Clairley. Ihr Vater ist ruhig und friedlich eingeschlafen, wie wir alle es uns wünschen. Er hat nicht gelitten.«

Die Stimme der Ärztin trieb Clairley zur Weißglut. Was wußte die schon? Ärgerlich knallte er den Hörer auf die Gabel. Es bestand für ihn gar kein Zweifel. Sie hatten ihn umgebracht. Hatten sich für die Veröffentlichung gerächt, wie er das vorhergesehen hatte. Clairley massierte seine Stirn. Warum hatte er das bloß getan? Er hätte es vorher wissen müssen. Er kannte sie doch besser, als alle anderen.

Langsam erhob er sich und nahm die letzten Tagebuch-Eintragungen seines Vaters zur Hand.

### *London 1991*

*Ich glaube, es wird mein letzter Auftrag sein. Ich fühle, wie die Kraft meinen Körper verläßt. Seit Tagen sitze ich im Archiv und suche nach Eintragungen. Lomay, der Name schwirrt in meinem Kopf. Es ist eine heiße Spur, ein Name aus der Vergangenheit. Vielleicht einer der Ältesten? Wie alt mag er sein? In welchen Zustand ist sein Körper? Ich zittere bei dem Gedanken, daß wir so nah dran sind. Doch in meinem Herzen weiß ich, daß es Zeit ist, meinen Platz zu räumen. Ich habe keine Energie mehr. Für mich ist die Unsterblichkeit ein unerreichbares Ziel. Ich hatte einen Traum, doch seine Verwirklichung dauert zu lange – zu lange für einen alten Mann wie mich. Ich bin nicht wie SIE, ich werde nicht warten können. Was werden das für Menschen sein, die meinen*

*Platz einnehmen werden? Werden sie jemals wissen, um was es eigentlich geht? Werden sie SIE jemals kennenlernen?*

*Ich schließe hiermit meine Eintragungen in der Hoffnung, daß Jim mir folgen wird und diese Notizen liest. B.C.*

Benommen legte Clairley das kleine Buch zur Seite. Wen meinte sein Vater bloß mit SIE? Es war ihm ein Rätsel. In keiner der Aufzeichnungen hatte er einen Namen finden können. Doch eins war ihm klar – er würde weitermachen. Er würde den Weg seines Vaters zu Ende gehen.

Langsam griff er nach dem Telefonhörer und wählte die Nummer, die ihm schon seit einiger Zeit im Kopf herumschwirrte. Es dauerte einen Moment, ehe der Hörer abgenommen wurde. Dann meldete sich eine forschere Männerstimme: »Ripley?«

–

Als Mayra plötzlich vor mir stand, war der Schock doch größer, als ich mir eingestehen wollte. Sie war wunderschön. Ihr blondes lockiges Haar wallte wie eine Mähne über ihre starken Schultern. Ihre feine Haut erinnerte mehr an eine Statue, als an ein Lebewesen. Und ihre Augen wirkten starr und leblos, selbst als sie mich fixierten. Und blitzte da nicht Haß in ihnen auf?

Ich war nicht ganz sicher, doch ich mußte auf der Hut sein. Noch bevor sie ein Wort gesprochen hatte, bemerkte ich, wie sie in meine Gedanken eindringen wollte, und ich verschloß mich völlig. Früher, ja, da war es ihr möglich gewesen in meinem Innersten zu wühlen, doch das war vorbei.

Sie mußte ein kurzes Aufblitzen meiner Macht gespürt haben, denn sie sah mich einen Augenblick verwirrt an.

»Mein starker Prinz«, flüsterte sie leise, und ihre Stimme klang, als wäre sie lange Zeit nicht benutzt worden – heiser und knarrend.

Sie streckte die Arme nach mir aus, doch ich bewegte mich keinen Zentimeter. Es war eine unglaubliche Anstrengung, ihrer Stärke zu widerstehen. Eine Schweißperle tropfte von meiner Stirn. Sie war ein Zeichen meiner Schwäche, doch ich war bereit ihr entgegenzutreten.

Es würde ein erbitterter Kampf werden, doch ich wußte schon jetzt, daß ihre Macht nicht ausreichte, mich zu vernichten.

»Kämpf doch nicht mit mir«, säuselte sie. »Willst du mich denn gar nicht begrüßen?«

»Warum bist du zurückgekommen?« fragte ich unhöflich und wartete auf ihre Reaktion.

*Sie starrte mich einen Moment lang an. Dann kam sie auf mich zu, langsam und erhaben wie eine Königin. Doch ich neigte mein Haupt nicht vor ihr, sondern sah ihr direkt in die Augen.*

*»Erinnerst du dich an unsere gemeinsame Zeit? Wir hätten die Welt beherrschen können, so wie wir die Ballsäle unserer Zeit beherrschten. War das nicht wunderbar, als wir in unseren prunkvollen Gewändern Mittelpunkt aller Gespräche waren? Wir waren ein bezauberndes Paar, mein Prinz.«*

*»Wir waren ein grausames Paar«, sagte ich leise und bemühte mich, die Erinnerungen zu unterdrücken.*

*»Ja, grausam und blutig – wie es Art der Vampire ist. Du hast dich nicht verändert, du bist ein Vampir. Vielleicht hat die Zeit sich verändert, aber du nicht.«*

*Ich erkannte die Wahrheit in Mayras Worten, doch ich wollte sie nicht hören. Warum nur mußte die Vergangenheit mich einholen?*

*»Ich erkenne die Macht in deinen Augen. Du bist stärker geworden, als ich erwartet habe – aber ein Mensch bist du nicht geworden, mein Prinz. Warum haßt du mich so?«*

*»Ich bin dir im letzten Moment entkommen«, schnaubte ich wütend. »Du wolltest mich zu deinem Eigentum machen. Aber ich gehörte dir damals nicht und werde auch in Zukunft mein eigener Herr sein.«*

*Sie nickte, scheinbar einsichtig. »Dann laß uns ein wenig in Erinnerungen schwelgen, mein Prinz. Erinnerst du dich an unseren Strand? An die Nächte, die uns so lauwarm zudeckten? An das heimelige Rauschen der Wellen? – Ah, ich sehe es an deinen Augen, du erinnerst dich.«*

*Sie trat noch einen Schritt auf mich zu. Ich widerstand dem Bedürfnis zurückzuweichen und ließ es zu, daß sie mich berührte. Ihre Haut war eisig und glatt.*

*Fast zärtlich nahm sie meine Hand und flüsterte: »Laß uns dorthin fliegen. Der Wind wird uns tragen, mein Prinz.«*

*Alles in mir sträubte sich gegen diesen Vorschlag. Sie war viel zu berechnend, viel zu gefährlich, als daß ich ihr trauen durfte. Doch plötzlich überkam mich ein unbändiges Verlangen danach, mich mit ihr in die Lüfte zu erheben und zu diesem wunderbaren Ort aus meiner Vergangenheit zu reisen. Es war reiner Wahnsinn, doch ich konnte nicht widerstehen. Langsam nickte ich, und gemeinsam erhoben wir uns in den dunklen Nachthimmel bis über die Wolken. Sie hielt meine Hand fest umklammert, wie damals, als ich noch nicht fähig war, allein größere Strecken durch die Luft zurückzulegen.*

*In diesen vergangenen Tagen hatte sie mich gelehrt, die Angst vor dem Fliegen zu verlieren und meine Kräfte voll auszuschöpfen.*

*Ihr langes dunkelblaues Kleid flatterte im Wind, und sie wirkte noch geheimnisvoller als damals. Ich verbarg meine Kräfte sorgfältig, ließ sie mich über den Wolken halten. Und sie lächelte mich an.*

*Der Wind war wie eine streichelnde Hand und trug uns zu unserem Ziel, als hätten wir nichts dazu tun müssen. Weich landeten wir auf dem feinen Sand am Strand. Das Mondlicht spiegelte sich auf dem schwarzblauen Wasser. Die Nacht war ungewöhnlich klar.*

*Fast liebevoll sah Mayra mich an und zog mich an der Hand hinter sich her. Erst, als wir ganz allein waren – weit entfernt von den Stimmen der Menschen, hielt sie an.*

*Ich befreite meine Hand aus der ihren und zog meine Schuhe aus. Der feine weiße Sand war wunderbar an den Füßen, und ich lief ein Stück bis zum Wasser. Fasziniert betrachtete ich meine Fußabdrücke im nassen Sand und wie das Wasser sie umspülte. Mit tiefen Zügen atmete ich die salzige Meeresluft ein. Nur mit Mühe widerstand ich dem Drang, meine Kleidung abzulegen und mich in die lauwarmen Fluten zu stürzen. Ich versuchte meine Gefühle zu kontrollieren, denn sie machten mich verletzlich.*

*Und Mayra wartete nur darauf. Tief in meinem Inneren spürte ich es. Die unterschwellige Gefahr war mir bewußt – deutlicher, als jemals zuvor.*

*Früher hatte ihre Macht mir imponiert. Sie war ein Abenteuer gewesen. Vielleicht war ich dumm und unerfahren. Oh ja, das war ich wahrscheinlich, denn sie hatte mich beherrscht. Doch ich hatte es genossen. So schrecklich das ist. Und es war reines Glück gewesen, daß ich mich ihrem Einfluß im letzten Moment entziehen konnte.*

*Und jetzt? Jetzt war ich wieder hier – mit ihr. An diesem Ort aus der Vergangenheit. War ich wirklich freiwillig hier? Oder hatte sie mich schon wieder manipuliert?*

*Ich spürte, daß sie sich mir näherte. Ihr kalter Atem streifte meinen Nacken, so daß sich mir die Haare sträubten. So fremd und doch so vertraut. Was wollte sie von mir?*

*»Ich sehe, du erinnerst dich«, gurrte sie verführerisch nah an meinem Ohr. »Eine wahrhaft schöne Zeit, nicht wahr?«*

*Ich trat einen Schritt beiseite und sah ihr mit einem frostigen Lächeln ins Gesicht.*

*»Ja?« Mein Ton war provozierend. Sie sollte nicht glauben, daß sie mich einlullen konnte.*

*Ihr Gesicht wurde kalt und hart. Ich triumphierte innerlich. Dachte sie wirklich, ich würde mich so leicht ergeben? Würde mich ihr zu Füßen werfen – wie damals?*

*Der Gedanke erheiterte mich. Vielleicht sollte ich es einfach tun. Vielleicht war das der einzige Weg, und ich würde eine wirkliche Konfrontation mit ihr gar nicht überstehen? – Ich konnte es sicherlich, konnte sie täuschen. Das schauspielerische Talent besaß ich.*

*»Verzeih' mir«, sagte ich also reumüttig und versuchte geknickt auszusehen. »Es war eine wundervolle Zeit.«*

*Mayra betrachtete mich misstrauisch. Doch offensichtlich konnte sie in meinem Gesicht keine Anzeichen für Falschheit entdecken. Ihre Gesichtszüge entspannten sich und ließen für einen Moment ihre frühere Schönheit durchschimmern.*

*Ich war überwältigt, denn sie war eine ungewöhnliche Schönheit gewesen – eine richtige Königin. Doch der Wahnsinn und die Zeit hatten sie kalt und hart gemacht. Ihr wundervoll geschwungener Mund war zu einer schmalen Linie geworden.*

*Ich drehte mich nun ganz zu ihr herum, riß meine Augen von dem herrlichen Schauspiel des sanft schlummernden Wassers. Und da sah ich das Begehrn wie eine rote Flamme in ihren Augen aufflackern.*

*Langsam ließ ich mich vor ihr auf die Knie nieder. Sie sollte sich mächtig und überlegen fühlen. Und das tat sie.*

*»Mein Prinz«, hauchte sie und ließ sich neben mir in den Sand sinken.*

*Scheu senkte ich die Augen, als sie mich mit ihren Armen umschlang. Ich ließ mich von ihr zu Boden ziehen und öffnete die zierlichen, schimmernden Perlmuttknöpfe ihres Kleides.*

*Die weiße Haut ihrer schweren, wohlgeformten Brüste glänzte, und ich stellte vergnügt fest, daß mich ihr Anblick erregte.*

*Mit meinen Fingerspitzen berührte ich ihre großen dunklen Brustwarzen, bis sie sich aufrichteten. Sie war nicht nur die stolze Königin – oh nein, sie war auch eine sinnliche Frau.*

*Ungestüm drängte sie sich an mich, als sich mein gieriger Mund auf ihr weiches Fleisch senkte. Aufstöhnend gestattete sie mir, daß ich meine Zähne in ihren Körper grub und ihr dickes, sirupartiges Blut trank.*

*Fast augenblicklich spürte ich die Veränderung in meinem Körper. Mein Verstand vernebelte sich. Dann riß mich eine dunkle Welle mit, und ich spürte nur noch den süßen, stechenden Schmerz, als sie ihre Zähne in mich schlug.*

*So lagen wir lange Zeit ineinander verbissen, ihr Blut floß in meinen Adern, meines in den ihren. Es war, als hätten Zeit und Raum aufgehört zu existieren.*

*Langsam kehrte ich aus der Bewußtlosigkeit des Verlangens zurück. Als ich die Augen aufschlug, war ich fast geblendet vom Funkeln der Sterne. Mayra ließ von mir ab und betrachtete mich herablassend.*

*»Gehörst du also wieder mir, mein Prinz«, sagte sie mit rauher Stimme.*

*Ich antwortete nicht. Sollte sie ruhig in dem Glauben bleiben – wenigstens für kurze Zeit noch.*

*Sie erhob sich wie eine Fee vom Boden und richtete ihre Kleidung. Sand rieselte von ihr herab in meine Augen. Ich fluchte innerlich.*

*»Steh' auf«, befahl sie in Herrschermanier.*

*Amüsiert erhob auch ich mich – doch absichtlich sehr menschlich. Es mußte einen verletzlichen, vielleicht sogar ein wenig*

plumpen Eindruck gemacht haben, denn Mayra schenkte mir ein mitleidiges Lächeln. Sie war sich meiner so sicher.

Ich klopfte mir mit raschen Bewegungen den Sand aus der Hose. Für Mayra schienen die Verhältnisse offensichtlich wieder geklärt, so daß sie keinen Grund hatte, länger zu verweilen. Fast grob faßte sie meinen Arm und augenblicklich waren wir in der Schwärze des Nachthimmels verschwunden. Überrascht versuchte ich, mich zu orientieren.

Noch war das dunkle Meer unter mir, die unfaßbare Weite. Schwer und träge. Doch schon in der Ferne sah ich das Festland schimmern.

Mayra ging davon aus, daß ich ihr nun ohne Widerstand in ihr dunkles Reich folgen würde. Doch da täuschte sie sich gewaltig. Schweigend ließ ich mich von ihr ziehen, bis wir über einer dichten, undurchdringlichen Wolkendecke waren.

Mit einem kurzen, heftigen Ruck riß ich mich los und ließ mich in die wattigen Wolken fallen.

»Du Närrin«, schrie ich triumphierend, als ich den letzten Blick auf ihr erstauntes Gesicht erhaschte.

Dann fiel ich und fiel. Kurz über dem Boden bremste ich meinen rasanten Sturzflug und versteckte mich eine Zeitlang in einem Waldstück. Doch meine Sorge war unbegründet, denn offensichtlich war Mayra so empört über meine Täuschung, daß sie es nicht in Betracht gezogen hatte, mir zu folgen. Sie würde sich nicht noch einmal lächerlich machen wollen. Dafür war sie zu stolz. Ich wußte, daß ich hoch gepokert hatte, denn wäre sie mir gefolgt, hätte sie mir den Garaus gemacht. Aber ich hatte gewonnen.

Ich lachte leise und setzte meine Rückreise in einem etwas gemäßigteren Tempo fort.

Alex landete in der Nähe des Clubs und schritt gemächlich durch den Eingang. Er sah die verwunderten Gesichter der Türsteher, da er nicht mit dem Wagen vorgefahren war. Was mochten sie wohl denken?

Seine Augen hatten sich schnell an die Lichtverhältnisse gewöhnt, doch er fragte sich, wieviel von allem das menschliche Auge wohl mitbekam. Denn die menschliche Sehkraft war um vieles schwächer, als die eines Vampirs.

Ohne die neugierigen Blicke zu beachten, setzte Alex seinen Weg zur Theke fort, wo er Steven erblickt hatte. Auch dieser hatte ihn sofort erspäht und senkte unsicher den Blick.

Alex setzte sich auf einen der hohen Barhocker und wartete, bis Steven sich durchgerungen hatte, zu ihm zu kommen. Er hatte sich noch immer nicht vollständig erholt, seine Wangen waren eingefallen und seine Haut sehr bleich.

»Einen schönen Abend wünsche ich dir«, begann der Vampir.

Steven lächelte etwas gequält. »Das werde ich noch sehen, ob der Abend schön wird.«

»Warum so zurückhaltend?«

»Weil du nicht der erste Blutsauger bist, der mir heute einen Besuch abstattet.«

»Aha, wer ist denn noch hier?« fragte Alex leicht beunruhigt und sah sich um.

»Gabriel, wer sonst? Er hat mich gefragt, ob er heute auftreten könnte.«

»Das ist mir ein Früchtchen. Glaub nicht, er hätte das mit mir besprochen. Und du hast es ihm erlaubt?«

Steven lachte leicht. »Er hat mich doch im Griff, oder?«

»Weißt du, es ist nicht schlimm, daß du vor ihm Angst hast, Steven. Er ist schließlich ein Killer.« Alex lächelte und ließ dabei seine Eckzähne kurz aufblitzen.

Steven erschauderte. »Danke, daran erinnere ich mich nur zu gut. – Was ist mit dir passiert? Du siehst so anders aus.«

»Ich habe mich – sagen wir mal – einer Verjüngungskur unterzogen. Auf Kosten einer Dame.«

»Ich hoffe nicht, daß du sie umgebracht hast«, sagte Steven erschrocken. Aber Alex schüttelte den Kopf.

»Tja, ich glaube nicht, daß ich sie umbringen kann. Wenn es in meiner Macht ständ', hätte ich es sicherlich getan. – Aber das ist eine lange Geschichte.«

Steven räusperte sich. »Alex, es tut mir leid, daß ich so wenig herzlich zu dir bin, aber ich fühle mich momentan nicht besonders wohl in meiner Haut. Ich hoffe, du verstehst das.«

»Das kann ich dir nicht übel nehmen. Wie klappt das mit Gabriel?«

Steven schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht darüber reden. Aber er versucht auf jeden Fall nicht, mich umzubringen.«

Alex nickte verständnisvoll. »Auf welcher Bühne wird er auftreten?«

Steven deutete zu der kleinen, etwas abgelegeneren Bühne, die von der Tanzfläche aus nicht zu sehen war. Sein Gesicht verzerrte sich ein klein wenig. Alex vermutete, daß er sich an damals erinnerte – als Gabriel noch ein Mensch war ...

Gabriels Auftritt war eine kleine Überraschung, und die Leute scharrten sich um die Bühne. Er hatte viel von der Originalität, die er sonst in seinen Shows einsetzte, herausgenommen und durch eine mysteriöse Erotik ersetzt. Er schien ein Wesen von einem anderen Planeten zu sein, und Alex spürte, wie sein Mund trocken

wurde. Seine langsamten, lasziven Gesten waren betörend und fremd. Konnten sie denn nicht sehen, daß er kein Mensch war?

Nein, sie konnten sich nicht vorstellen, daß diese schimmernden Augen, diese reflektierende Haut keine Kunstprodukte waren, kein Make-up, keine Kontaktlinsen.

Trotz der Spannung, die seinen Körper elektrisierte, mußte Alex lächeln. Sie waren ja so blind. Sie sahen nur seinen Körper; hatten keinen Einblick in seine verdorbenen Gedanken. Sie wußten nichts von seiner Blutgier, hätten sich ihm hingegeben, wenn er es von ihnen verlangt hätte. Einige schon hier, auf der Bühne. Alex machte eine Achterbahnfahrt durch ihre Gedanken, und seine Mundwinkel zuckten unkontrolliert heiter.

Als Gabriel die Bühne bereits verlassen hatte, standen die Zuschauer noch eine Zeitlang wie hypnotisiert und warteten auf eine Zugabe. Doch Gabriel erschien nicht mehr. Kein Johlen, kein Applaus konnte ihn dazu bewegen, sich noch einmal zu zeigen.

Als der junge Vampir schließlich neben Alex auftauchte, machte er einen aufgewühlten Eindruck. Fest nahm er Alex am Arm und versuchte ihn hinter sich her zu ziehen.

»Was hast du?« fragte Alex erstaunt und folgte Gabriel in eine dunkle Ecke.

»Wir müssen von hier weg«, flüsterte Gabriel hektisch und ließ seine Augen durch den Club huschen.

»Was ist passiert?« fragte Alex alarmiert und versuchte, Gabrieles Blicken zu folgen. Doch Gabriel schien unfähig darüber zu sprechen.

*Als ich durch die Tür hinter der Bühne verschwand, löste sich eine Gestalt aus den Schatten. Ich war verwundert, als sie mir folgte, daher blieb ich stehen und wartete. Ich erkannte den Mann*

*nicht sofort, als er mich ansprach. Nur seine kalten grauen Augen ... Während ich wartete, zog ich mich langsam wieder an. Er beobachtete mich intensiv – fast fiebrig. Erst als er ganz dicht vor mir stand, und ich seine Nervosität spüren konnte, begann er zu sprechen.*

*»Wie schön, dich wiederzusehen, Gabriel.«*

*Seine Stimme jagte mir einen Schauder über den Rücken. Es war schon lange her, daß ich diese Stimme gehört hatte, doch ich erkannte sie sofort. Einen Moment lang starrte ich ihn haßerfüllt an. Die Erinnerung an das, was er mir angetan hatte, kehrte schlagartig zurück, mit einer Wucht, die mich zu überwältigen drohte.*

*Ich erinnerte mich an die Tiefgarage, an die grausamen Schmerzen, und ein erstickter Laut drang aus meiner Kehle. Erschrocken wich ich vor ihm zurück.*

*Sein Mund verzog sich zu einem häßlichen Grinsen. »Ich hatte gehofft, dich irgendwann einmal wiederzutreffen. Ich wollte mich schließlich für das große Vergnügen bedanken, das du mir damals bereitet hast. Leider bist du ja dann abgehauen. – Nicht einmal dein Geld hast du mitgenommen.«*

*Ich spürte eine fiese Übelkeit in mir aufsteigen. Kalter Haß begann in mir zu brodeln. Einen Augenblick dachte ich daran, ihn einfach stehen zu lassen.*

*Geh' einfach, Gabriel. Er war doch nur einer von vielen.*

*Doch ich wußte schon jetzt, daß ich nicht gehen konnte.*

*Vorsichtig streckte er seine Hand nach mir aus. Ich wich noch einen Schritt zurück, als könnte mich eine Berührung ernsthaft verletzen.*

*»Was willst du?« herrschte ich ihn an, und zum ersten Mal verschwand das dämliche Grinsen aus seinem Gesicht.*

»Du bist ein richtiger Mann geworden, was Gabriel? – Und noch schöner, seit du ein Vampir bist.« Bei dem Wort Vampir senkte er drohend die Stimme.

Wie erstarrt blieb ich stehen. Hatte ich mich vielleicht verhört? Die Erstarrung, die meinen Körper erfaßt hatte, löste sich plötzlich und schlug in Wut um. Angriffslustig machte ich einen Schritt auf ihn zu.

»Was soll das?« Wie ich erwartet hatte, wich er ein Stück zurück.

»Ich möchte dir ein Geschäft vorschlagen«, sagte er rasch. »Du kommst mit mir und machst ein paar Untersuchungen mit und bekommst dafür, was du willst. Ist das kein Angebot?«

»Was für Untersuchungen und für wen?« Es fiel mir schwer, Interesse zu heucheln.

»Völlig harmlos«, sagte er sofort, doch ich hatte ihn schon am Hals gepackt. Wütend drängte ich ihn gegen die Wand.

»Du bist vom Kreis von Merrick, nicht wahr?« Keuchend versuchte er meine Hand von seinem Hals zu schieben.

»Antworte«, flüsterte ich dicht an seinem Ohr, obwohl mich seine Nähe anwiderte. Vielleicht dachte er noch eine Chance zu haben, mit mir ins Geschäft zu kommen, vielleicht war es auch einfach Überlebenswille, der ihn dazu brachte, zu nicken.

Kalt lächelte ich ihn an. Wie gern hätte ich ihn gequält, seinen Tod zelebriert, doch ich hatte keine Zeit zu verlieren. Rasch faßte ich seinen Kopf mit beiden Händen und brach ihm das Genick.

Erstaunt sah er mich an und sackte dann schlaff zu Boden.

Alex sah ihn einen Moment lang schweigend an. Dann fragte er: »Lieg er da jetzt immer noch?«

Gabriel zuckte erschrocken zusammen. »Was? – Nein, ich habe ihn in eine Abstellkammer gezerrt.«

»Warum hast du ihn sofort umgebracht?« Alex' Stimme klang scharf.

Gabriel begann zu stottern und wandte den Blick von Alex ab.  
»Ich ... ich kannte ihn.«

»Woher?«

»Bitte, Alex. Ich kann nicht.« Gabriel sah ihn flehend an.

Alex verdrehte die Augen. »Ach, Scheiße.«

»Alex, wir müssen hier weg. Wir können nicht mehr in New York bleiben. Sie spüren uns auf – wo immer wir uns aufhalten.«

Alex faßte den Jungen hart am Arm. »Hör' auf damit, Gabriel. Wir müssen zunächst einmal die Leiche hier herausschaffen. Ich möchte nicht, daß Steven irgendeinen Ärger bekommt. Und dann – hörst du – erst dann überlegen wir uns, wie es weitergeht.«

Gabriel hatte angefangen zu zittern. »Sie wissen von uns. Sie wissen, wo wir uns aufhalten. Vielleicht wissen sie sogar, wo wir schlafen. Wir können nicht hierbleiben.«

Nachdenklich sah Alex ihn an. »Vielleicht hast du recht. Laß uns keine Zeit verlieren.«

Sie verschwanden durch eine schmale Tür hinter der Bühne. In diesem Teil des Gebäudes befanden sich einige kleine Aufenthaltsräume und Büros.

»Wo hast du ihn hingeschafft?« fragte Alex leise, und Gabriel deutete auf die Tür, die zur Abstellkammer führte. Alex sah sich um und öffnete die Tür dann rasch. Der Raum war klein und muffig; er schaute sich um. Doch mit Ausnahme einiger Eimer und Besen, war nichts und niemand hier.

»Er ist weg«, stellte Gabriel erschrocken fest.

»Bist du sicher, daß er tot war?« fragte Alex ungeduldig.

»Ja, ganz sicher. Ich habe ihm das Genick gebrochen.«

»Verdammtd, dann war noch jemand vom Kreis hier und hat deinen *Bekannten* mitgenommen.« Ärgerlich runzelte Alex die Stirn.

Gequält verzog Gabriel die Mundwinkel. »Was sollen wir jetzt machen?«

Alex' Gesicht näherte sich Gabriels. »Verschwinden«, flüsterte er.

Alex charterte telefonisch das Flugzeug nach London. Seine Bitte über Nacht fliegen zu können, war bereits bekannt und wurde – da Alex ein zahlungsstarker Kunde war – als Selbstverständlichkeit behandelt. Er selbst hätte den Flieger nicht benötigt, aber er wußte, daß der Flug über das Meer eine zu große Anstrengung für Brian und Gabriel bedeutet hätte. Diese Strapaze wollte er ihnen nicht zumuten.

Alex sehnte sich danach, den Flug antreten zu können. Er wollte weg – nichts hielt ihn mehr in New York. Denn seine wahre Heimat war London.

Sollten sie sich doch in New York bekämpfen. Seinetwegen konnten sie sich die Köpfe abreißen – er scherte sich nicht mehr darum. Seine Aufgabe bestand darin Brian und Gabriel zu schützen, doch er sah, daß das in New York kaum noch möglich war. Hier schien es überall von Vampirjägern zu wimmeln, und noch bestand nicht der geringste Hinweis auf den Standort des Hauptquartiers.

Alex gab den Flug als Überführungsflug an. Brian und Gabriel sollten sich während der gesamten Zeit in ihren Särgen aufhalten.

Das kostete ihn zwar extra, doch schien es die sicherste Methode, unbeschadet nach London zu gelangen.

Dann rief er bei Steven an. Lange hatte er darüber nachgedacht, ob er Steven die Wahrheit über seine Abreise mitteilen sollte. Schließlich war es eine Flucht. Ja, das war es wohl, da brauchte er sich nichts vorzumachen. Trotzdem war es besser, Steven erfuhr die Gründe, denn es war gut möglich, daß Mitglieder des Kreises wieder bei ihm auftauchten. Und für diese Fälle mußte er eine gute Story parat haben.

Wenn er nicht absolut glaubwürdig war, würden sie Verdacht schöpfen und dann ...

Alex mochte nicht darüber nachdenken. Doch er war davon überzeugt, daß das, was sie Brian angetan hatten, kein Einzelfall war.

Steven klang zunächst unsicher, als er Alex' Stimme hörte. Doch diese Unsicherheit verflog schnell, denn er machte sich große Sorgen.

»Willst du wirklich abreisen?«

»Ich habe keine andere Wahl, Steven.«

»Doch du hast gesagt, daß in Europa auch die Hölle los ist.«

»Ich hoffe natürlich, daß sich der Wirbel dort schon etwas gelegt hat. Was aber entscheidend ist – dort kennt man uns nicht namentlich, weiß nicht, wie wir aussehen.«

»So eine Scheiße.«

Alex erkannte, daß er Steven wirklich am Herzen lag und bedankte sich stumm für diese Freundschaft. Dann regelte er noch die letzten Formalitäten, damit Steven den Club übernehmen konnte.

Auch die Wohnungen und sein Haus gab er in Stevens Obhut – sollte dieser damit tun, was er für richtig hielt.

»Meld' dich bei mir, wenn du in London angekommen bist, Alex.«

Alex lächelte. »Wir hören voneinander. Paß du auf, daß du weder mit dem Kreis von Merrick noch mit Vampiren in Kontakt kommst. Beides kann sehr unangenehm enden. – Und – such' dir endlich eine Frau.«

Steven lachte leise. »Mal sehen.«

Noch lange nachdem er aufgelegt hatte, saß Alex schweigend am Telefon. Seine letzte Nacht in New York, und er saß in seinem Apartment. Traute er sich nicht mehr nach draußen? Oder war es einfach nur gleichgültig, wo er war? – Nein, tief in seinem Inneren spürte er schon die Freude London wiederzusehen. Seine Stadt, aber auch seine Vergangenheit. Deretwegen hatte er London verlassen. Würde er es wieder schaffen?

Er wollte die Zukunft, und der Blick in die Vergangenheit, in seine Erinnerungen verunsicherte ihn. Er hatte gute Freunde in London verloren, doch er würde neue Freunde mitbringen. Freunde, die ihm wirklich etwas bedeuteten. Und würde es genauso enden?

In einem Desaster, das drohte, auch ihn zugrunde zu richten? Er mochte nicht darüber nachdenken. Die Erinnerung quälte ihn, machte ihn stumm. Er richtete seinen Blick nach draußen. Ja, der Nachthimmel sah anders aus über London – das wußte er.

Müde erhob er sich von seinem Stuhl. Brian und Gabriel waren von der Jagd zurückgekehrt, und Alex vermutete sie bereits in ihren Särgen. Doch Brian kam ihm entgegen, als er langsam den Flur entlangschlich. Er war so bedrückt, daß er sich am liebsten einfach in Brians Arme hätte fallen lassen. Doch er tat es nicht.

Brian erkannte den Kummer im Gesicht seines Freundes, noch bevor dieser ein Wort gesagt hatte. Stumm öffnete er die Tür zum

Schlafzimmer und ließ Alex eintreten. Er hatte einige Kerzen angezündet, und Alex vermutete, daß Brian seine Stimmung ertastet hatte, sofort nachdem er mit Gabriel heimgekehrt war.

Zärtlich entkleidete er Alex und ließ ihn unter die Bettdecke schlüpfen. Dann zog er sich ebenfalls aus und legte sich dazu. Alex' kühle Haut verursachte ein leichtes Kribbeln auf seinem Rücken. Sanft zog er ihn an sich und streichelte über sein seidiges Haar. Er hatte sich verändert, seit seiner Begegnung mit Mayra – das hatte Brian sofort gesehen. Alex' Haut schien um einige Grade kühler zu sein als seine eigene, und seine Augen waren noch verführerischer als zuvor.

Voller Zuneigung sah Brian seinen Freund an, bis dieser sich dankbar an ihn drängte. Seinen Kopf legte Alex erschöpft auf Brians glatte Brust und lauschte den Herztönen, die ihn sanft hinwegtrugen. Leer und warm wurden seine Gedanken, und er entspannte sich, während er Brians zärtliche Hände auf seinem Körper spürte. Seine letzte Nacht in New York, sein letzter Tag – und keine Ruhestätte der Welt erschien ihm jetzt verführerischer, als der weiche Körper seines Freundes.

Die drei landeten am späten Abend in Heathrow. Bereits kurz nach ihrer Ankunft bemerkte Alex eine angenehme Spannung. Ein Kribbeln durchfuhr seinen Körper. Ein Lächeln machte sich auf seinen Lippen breit. London hatte ihn wieder. Er war zu Hause.

Brian und Gabriel machten einen erschöpften, aber auch ausgehungernten Eindruck, als Alex sie aus ihren dunklen Gefängnissen befreite. Mehr als einmal faßte Alex Brian am Arm, als dieser gierig hinter den anderen Fluggästen herstarrte.

Ihr Gepäck ließen sie zunächst am Flughafen und fuhren mit der Tube bis nach Covent Garden. Das Licht in den Zügen ließ sie noch bleicher und unheimlicher erscheinen. Doch niemand schien es zu bemerken. Die Londoner waren schräge Vögel einfach gewöhnt, und niemand nahm mehr Anstoß.

Mitternacht war bereits vorüber, als Alex das schwarze schmiedeeiserne Tor aufschob und über den gepflasterten Weg auf das große alte Haus zog. Putz bröckelte von den hohen Steinmauern, doch das imposante Gebäude hatte nichts von seinem herrschaftlichen Eindruck eingebüßt. Sie erkloppen die Treppe, und als sie vor der alten hölzernen Tür standen, betätigte Alex die Klingel.

Der Ton der Türglocke erinnerte Alex an einen chinesischen Gong. Er lächelte. Wie lange war es her, daß er diesen Ton gehört hatte?

Es dauerte einige Zeit, bis er schlurfende Schritte aus dem Inneren des Hauses vernahm. Henry war da – das war gut.

Die Tür öffnete sich einen Spalt breit, und ein faltiges Gesicht mit neugierigen Augen erschien. Ein erfreuter Ausdruck des Erkennens huschte über das Gesicht, und die Tür wurde ganz aufgezogen.

Alex trat ein. »Guten Abend, Henry. Wie geht es dir?«

Der alte Mann streckte Alex vertrauensvoll die Hand entgegen. Doch in seinen Augen sah Alex die Besorgnis.

»Alexander.«

Als er die kalte Haut des Vampirs berührte, zuckte er nicht zurück. Es war ihm nicht fremd. Er zog Alex fast hinein, und als er die Tür hinter sich schließen wollte, bemerkte er die zwei dunklen Gestalten, die nicht zusammen mit Alex eingetreten waren. Fragend schaute er den Vampir an. Dieser nickte.

»Gabriel und Brian, meine Begleiter.«

Er bedeutete ihnen einzutreten. Ihre beiden Gesichter reflektierten das Licht, das den breiten Flur erhellt.

Brian schloß die Tür, und Alex stellte Henry vor.

»Henry Berkeley. Ein Freund aus vergangenen Tagen.«

Der alte Mann nickte ernst. Dann führte er seine nächtlichen Besucher in sein großes, gemütliches Wohnzimmer und wartete schweigend, bis sie sich gesetzt hatten.

»Was ist passiert, Alexander?« fragte er schließlich und ließ sich schwerfällig in einen gemütlichen Sessel sinken, der mit dunkelgrünem Samt bespannt war. Ein wahres Schmuckstück. Alex hatte den Sessel schon vor 30 Jahren geliebt. Seitdem war er sicher einige Male mit neuem Stoff überzogen worden, doch Henry hatte es immer geschafft, den gleichen satten Grünton zu finden.

»Warum denkst du, daß etwas passiert ist?« fragte Alex erstaunt zurück.

Henry beugte sich gespannt nach vorn. »Weil ihr die ersten Vampire seid, die nach London zurückgekehrt sind.«

Alex sah ihn scharf an. »Was meinst du damit?«

»Das, was ich gesagt hab. – Soweit ich weiß, gibt es – außer euch – keinen einzigen Vampir in London. Vielleicht existieren noch ein paar der Kreaturen im Untergrund, aber keiner, der unter den Menschen lebt.«

»Woher weißt du das?« Alex hatte sich wieder gefangen.

Henry lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Ich habe meine alten Augen und Ohren überall, mein lieber Alexander. Das weißt du doch.«

Alex betrachtete ihn nachdenklich. Er war alt geworden. Sein schmales Gesicht war eingefallen, und selbst seine Augen hatten viel von dem lebendigen Sprühen von damals verloren. Tiefe Runzeln zogen sich durch die Haut. Deutlich vernahm Alex den unregelmäßigen Herzschlag. Wie lange würde Henry ihm noch Zuflucht bieten können, wie lange noch sein zuverlässiger Freund sein?

»Der Kreis von Merrick.« Alex' Stimme klang emotionslos – fast kalt – doch Henry wußte, was in ihm vorging.

»Warum ist das passiert? Und warum gerade hier?« fragte Henry, doch statt einer Antwort entstand betretenes Schweigen.

Schließlich sagte Alex: »Es fing in Europa an. Systematisch wurden Vampire aufgespürt und vernichtet. Jetzt sind sie auch in Amerika. Alles sieht nach einem finalen Schlag aus. Sie scheinen alle Kräfte mobilisiert zu haben, um uns ein für alle Mal auszurotten.«

Erschrocken sah Henry ihn an. »Und, was wirst du unternehmen?«

Ärgerlich erhob Alex sich von seinem Platz. »Nichts. Warum soll immer ich was machen?«

Zum ersten Mal erhob Brian das Wort. »Wir sind eigentlich hierher gekommen, um uns aus allem heraushalten zu können. Die Kontakte, die wir bis jetzt schon zum Kreis hatten, reichen vollkommen.«

Henry sah sie verständnislos an, doch er schwieg. Lange ließ er seinen Blick auf Alex' Begleitern ruhen. Was hatten sie bereits erleben müssen, daß sie flohen, statt sich dem Kampf zu stellen, fragte er sich. Doch er verbarg seine Gedanken sorgfältig. Er kannte Alex zu gut.

»Ich möchte wieder in die Villa einziehen«, sagte Alex schließlich und bemühte sich um einen ruhigen Tonfall. »Sie steht doch noch, oder?«

Henry mußte lächeln. »Selbstverständlich. Ich habe sie gut pflegen lassen, während deiner Abwesenheit.«

Alex nickte, und gemeinsam begaben sie sich zu seinem alten Wohnsitz, und er wußte nicht, ob die Schauder, die über seinen Rücken liefen, Vorfreude oder Trauer bedeuteten.

*Ich war in der Tat überwältigt, als ich meine wunderschöne Stadtvilla wiedersah, die mir so lange Zeit treue Dienste geleistet hatte. Tränen brannten in meinen Augen, doch ich mochte meine Gefühle nicht zeigen. Rasch trat ich ein – gefolgt von Henry, Gabriel und Brian.*

*Der leichte Geruch in dem alten Gebäude war deutlich wahrnehmbar. Es wurde Zeit, daß es endlich wieder bewohnt wurde. Doch Henry hatte es wirklich gut in Schuß gehalten. Die*

alten Teppiche schienen frisch gesaugt, und auch der Staub hielt sich in Grenzen. Ich wußte, daß ich einige Dinge, wie beispielsweise die Badezimmer komplett erneuern lassen mußte, doch das würde nicht viel Zeit in Anspruch nehmen – wenn man bereit war, die entsprechenden Beträge zu zahlen.

Brian und Gabriel waren erschöpft, trotzdem nahmen sie mit großen Augen die ganze Pracht des Hauses wahr. Sie konnten sich sicher schwerlich vorstellen, wie es damals gewesen war – zur Zeit der Edelleute und Ballsäle. Aber ich konnte es. Oh ja, ich erinnerte mich. Erinnerte mich auch an die Zeit, als ich mit Lomay in diesem Haus gewohnt hatte.

Henry arrangierte den Gepäcktransport über sein Handy – ich lächelte darüber, daß auch er in die neue Welt der Kommunikation eingetreten war – und ich ließ mir Zeit, mein eigenes Haus ganz neu zu erkunden.

Schon nach kurzer Zeit war mir klar, daß ich Hausangestellte brauchte, die – wie damals – alles in Ordnung halten sollten. Henry würde einige Namen kennen, und er wußte schließlich auch, wie wertvoll Diskretion war.

Brian schien ebenso überwältigt, denn er hatte ein Faible für Geschichte, alte Möbel und so weiter – vermutlich habe ich das auch schon erwähnt.

Wir zogen sofort ein. Und es dauerte auch nicht lange, da fühlten wir uns schon heimisch. Die Umbauarbeiten in der Villa waren innerhalb kürzester Zeit abgeschlossen. Ich wage nicht, daran zu denken, was mich das alles gekostet hat. Jeder von uns bezog sein eigenes Zimmer, Brian und Gabriel zogen es vor, ihre Särge dort – ein wenig verborgen – aufzustellen. Sie konnten nicht verstehen, daß ich leichtsinnigerweise auf dem Bett – bei zugezogenen Vorhängen – schlief. Zumindest Brian, der sich wohl noch

allzu deutlich an den Zwischenfall in New York erinnerte, schüttelte darüber mißbilligend den Kopf. Naja, aber das sind schließlich die kleineren Risiken, die man eingehen muß.

Ich bezog mein altes Zimmer und sah, daß es nichts von seiner Faszination auf mich eingebüßt hatte. Denn als ich das Fenster öffnete, sah ich meinen alten Freund, den Baum, in voller Pracht zum selbigen hereinschauen.

Und wir erkundeten London. Für mich war so vieles vertraut, aber auch so vieles neu. So stand ich stundenlang an der Themse und starrte auf den angestrahlten Tower, während meine Begleiter mich drängten, weiter zukommen. Ich war fasziniert, entdeckte die Stadt, als wäre ich zum ersten Mal hier. Fand aber auch so einige verborgene Winkel wieder, die sich kaum verändert hatte.

Manchmal setzte ich mich einfach von Gabriel und Brian ab, nur um mit mir und meiner Erinnerung allein zu sein. Doch bei aller Freude darüber, wieder hier zu sein, verdüsterte sich meine Stimmung regelmäßig, wenn ich allein war. Dann, wenn mich die Erinnerung einholte. Ich fühlte es, wie einen Schlag in die Magen-  
grube und versuchte, mich nicht auf diese vergangenen Gedanken einzulassen.

Es war vor dreißig Jahren nicht anders gewesen, als ich einen Versuch gestartet hatte, wieder in London zu leben. Zu der Zeit, als ich Henry kennengelernt hatte.

Ich haßte meine Weichheit. Verachtete die Tränen, die die Vergangenheit über meine Wangen laufen ließ. Und ich war bereit mich endlich zu stellen. Ich wollte wieder in London leben. Die Luft atmen, das hektische Treiben genießen. Das große, unsterbliche Herz dieser Stadt schlagen hören. Also versuchte ich, meine Gefühle zu kontrollieren. Mit freudiger Anspannung beobachtete

*ich die Renovierungsarbeiten in und an meinem wunderschönen alten Haus.*

*In der Mitte des großen Gartens, der die Rückseite der Villa vervollständigte, ließ ich den großen Marmorbrunnen mit den Möwen wieder herrichten. Oh, ich liebte das sanfte Plätschern des Wassers, das ich bereits hörte, wenn ich aufstand. Es hatte eine angenehm beruhigende Wirkung auf mich.*

*Die Eingangshalle war noch sehr gut erhalten, nur der rote Teppich auf den Treppenstufen, die sowohl von links, als auch von rechts in die obere Etage führten, war recht abgenutzt. Vor dreißig Jahren hatte es mir nicht viel ausgemacht – ich hatte so gut wie nichts erneuern lassen. Dafür war ich viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt gewesen. Doch das wollte ich jetzt nachholen.*

*Brian hatte einige seiner antiken Möbel nach England schaffen lassen. So heimlich, daß es selbst mir ein Rätsel blieb. Aber sie vervollständigten das Mobiliar des Hauses ganz hervorragend.*

*Henry war mir eine große Hilfe, denn er überwachte die Arbeiten tagsüber. Immer darauf bedacht, niemanden in unsere Gemächer eindringen zu lassen.*

*Und er kannte einen herausragenden jungen Innenarchitekten, der mir – schweigsam – half, meine Vorstellungen Realität werden zu lassen. Und das – nach Sonnenuntergang.*

*Bereits nach zwei Wochen war das Haus, mein altes wunderbares Haus, fertiggestellt.*

»Was ist passiert, Mr. Forster?« fragte sie schnarrend und richtete sich ein wenig auf.

Er drückste zögernd herum. »Es bringt mir überhaupt nichts, wenn ich diese Proben bekomme. Denn sobald ich sie auspacke, zerfallen sie zu Staub. Ob das Haare sind, Haut oder Blut, ist gleichgültig. Alles, was ich bisher analysieren konnte, waren wenig aufschlußreiche Staubpartikel.« Seine Stimme klang gereizt.

»Und? Was glauben Sie, was ich dagegen tun kann?«

Ärgerlich zog Forster sich einen Stuhl heran. »Ich muß einen lebendigen Vampir bekommen. Sie müssen ihnen sagen, daß alles andere sinnlos ist.«

Amanda McManahan starrte ihn mit milchigen Augen an. »Diese Leute riskieren ihr Leben, Mr. Forster. Glauben Sie, es ist einfach, ein solches Monster zu fangen? Sie bekommen hier alles, was sie sich wünschen, denn Sie sind der führende Forscher auf diesem Gebiet. Selbst Versuchspersonen sind kein Problem. Aber ihre Forschung stagniert. Das einzige, was ich zu hören bekomme, sind neue Forderungen«, sagte sie hart.

»Ah, Sie wissen ja nicht, wovon Sie sprechen. Die letzten Versuche waren schon ein riesiger Schritt in die richtige Richtung. Aber ich muß einen Vampir haben, ansonsten können Sie das ganze Projekt aufgeben.« Forster stand auf und stellte den Stuhl wieder an das Fußende des Bettes.

»Mr. Forster, es handelt sich nicht um ein Projekt. Sie arbeiten für eine weltweit organisierte Bewegung. Viele Mitarbeiter kommen aus traditionsreichen Familien; seit Generationen sind sie für den Kreis von Merrick tätig. Aber Sie wissen nichts, gar nichts! – Aber das werde ich jetzt ändern. *Sie* werden jetzt ein offizielles Mitglied unseres Kreises. Vielleicht können Sie sich dann besser vorstellen, was es bedeutet, für uns zu arbeiten. Was die Worte Loyalität und Ergebenheit bedeuten. – Gilbert?«

Die Tür öffnete sich, und ein hochgewachsener, schlanker Mann trat ein. Sein dunkles lockiges Haar war zurückgekämmt, gebändigt durch glänzendes Haargel. Mißtrauisch sah Forster ihn an.

Er neigte unterwürfig den Kopf. »Ja, Miss McManahan?«

Ein grausames Lächeln umspielte den Mund der alten Frau. »Die Initiation für Mr. Forster.«

Auch Gilbert verzog seine schmale Lippen zu einem Grinsen. »Selbstverständlich. Ich werde ihn sofort zu Frank bringen.« Hart umfaßte er Forsters schmächtigen Arm und zog ihn mit sich aus dem Zimmer.

»Ach, Gilbert? Bitte lassen Sie meine Zimmertür geöffnet. Sie wissen – ich kann sonst nichts hören.«

»Ja, Miss McManahan. Ich werde einen neuen Posten aufstellen, damit niemand Ihr Zimmer betreten kann.«

Amanda McManahan nickte gnädig. Sie wartete.

Als die entsetzten Schreie Forsters durch das Haus hallten, verzog sie befriedigt den Mund. Auch er hatte eine Lektion zu lernen.

Gabriel öffnete die Tür der wunderschönen alten Villa und ließ seinen menschlichen Begleiter eintreten. Dieser war kaum älter als er selbst, vielleicht siebzehn Jahre alt. Sein dichtes dunkles Haar fiel ihm ins Gesicht und verdeckte die geweiteten Pupillen.

Gabriel hatte ihn in einer Kneipe gesehen und sofort unwiderstehlich gefunden. Er war hingerissen von den Engländern, von ihrer Art sich zu verhalten und ihrer wunderbaren Sprechweise. Wie sie den Mund bewegten beim Sprechen – der eigenartige

Singsang klang so fein in seinen Ohren. Er selbst war Amerikaner – sein breites Amerikanisch erschien ihm fast vulgär. Erst jetzt wurde ihm bewußt, warum er Alex' Stimme so anziehend gefunden hatte.

Gabriel schob den Jungen langsam vor sich her in eines der prachtvoll eingerichteten Schlafzimmer. Er konnte sich immer noch nicht erklären, wie Alex all diese Kostbarkeiten so unauffällig hierher hatte bringen können.

Die schweren dunklen Vorhänge vor dem Fenster waren geöffnet und ließen den Mond eigenartige Muster auf den Holzfußboden malen. Einen Moment starre Gabriel gedankenverloren nach draußen.

»Wo ist denn hier das Bad?« Die Stimme riß Gabriel aus seinen Gedankenwolken.

Er deutete auf eine Tür, die sich – ein wenig versteckt – neben dem klobigen Eichenschrank befand.

»Dort Nick«, sagte er sanft. Und als dieser sich in Bewegung setzte, folgte er ihm.

Nick widersprach nicht, als Gabriel die Tür des Badezimmers aufstieß und ihn beobachtete. Aus einem kleinen Tütchen schüttelte er eine dünne weiße Spur auf die dunkelblauen Fliesen neben dem Waschbecken. Geschickt rollte er sich aus einem Papierstück ein Röhrchen und kniete sich auf den Boden. Das weiße Pulver verschwand in seiner Nase, und Gabriel sah eine Welle des Entzückens durch Nicks schmalen Körper rauschen. Doch er schwieg.

Nick erhob sich langsam. »So Cowboy, kommen wir jetzt zum Eingemachten? Oder warum hast du mich mit hierher genommen?«

Gabriel lächelte unmenschlich. »Um dich zu töten, Liebster.«

Nick zuckte zusammen, doch dann erwiderte er das Lächeln. Gabriel empfand eine unglaubliche Macht. Jetzt stand er auf der anderen Seite, es war überwältigend.

»Zieh dich aus.« Seine Stimme war kalt und emotionslos. Nick gehorchte. Sein Körper war – trotz seiner Jugend – ausgemergelt. Doch gerade das Knabenhafte war es, was die Freier anzog, dachte Gabriel bitter.

Frühzeitiger Drogenkonsum hatte seine Entwicklung verlangsamt. Der magere Körper erinnerte Gabriel in fataler Weise an seinen eigenen. Er konnte sich in Nick erkennen – doch Mitleid empfand er nicht.

»Leg dich dorthin – auf den Bauch.« Gabriel deutete auf das breite Bett, das vor dem Fenster stand.

Wieder gehorchte Nick, ohne eine Miene zu verziehen.

Diese Unterwürfigkeit ließ die Gier in Gabriel wachsen. Er lauschte den kräftigen Herzschlägen, und der Anflug eines Lächelns huschte über seine Lippen. Rasch entkleidete er sich. Dann nahm er sich Nick mit einer Grobheit, die ihn selbst überraschte. Nein, er empfand kein Mitleid mehr.

Doch sein Opfer war ganz ruhig. Er ließ es geschehen, ohne daß ein Wort über seine Lippen kam. Vielleicht war er durch die Drogen betäubt – es war Gabriel egal. Er knurrte wild. Das Verlangen seine Zähne in Nick zu schlagen, war fast übermächtig.

Dann drang ein heiserer Schrei tief aus seinem Inneren, und Gabriel fühlte eine konzentrierte Wärme in seinem Lendenbereich. Mehr war es nicht.

Langsam rollte er sich von Nicks magerem Körper und zog seine Hose an. Dieser lag immer noch ganz still dort, wo Gabriel ihn hinbefohlen hatte.

»Komm, steh' auf. Noch bist du nicht tot.« Gabriels Stimme war sanft und einschmeichelnd. Nick starrte ihn aus dunklen Augen an.

Er nahm die verschwitzte Hand des Jungen und zog ihn mit sich aus dem Zimmer. Nick folgte ihm willenlos.

Gabriel hatte Brians und Alex' Anwesenheit bereits gewittert. Gemeinsam mit seinem Opfer betrat er den geräumigen Salon, den Brian ganz im alten Stil eingerichtet hatte.

Alex und Brian unterbrachen ihr Gespräch und starrten sie einen Moment lang an.

Nick erschauderte leicht bei ihrem Anblick. Erst jetzt schien er seine Situation zu realisieren. Scheu drängte er seinen nackten Körper an Gabriel. Der Schweiß auf seiner Haut war bereits getrocknet, und eine unangenehme Kälte breitete sich in seinem Körper aus.

Rasch warf er einen Blick zur Tür, um seine Fluchtchancen einzuschätzen, doch als er seine Hand aus Gabriels lösen wollte, bemerkte er den schraubstockartigen Griff. Er würde nicht entkommen können.

Alex hatte die Panik, die in Nicks Augen aufblitzte, bemerkt. Geschmeidig erhob er sich aus seinem Sessel und näherte sich den beiden.

Als er schließlich neben Nick stand, legte er vertraut den Arm um dessen Schultern und zog ihn mit sich zu dem großen, ein wenig altmodischen Sofa, auf dem er zuvor gesessen hatte. Dort ließ er ihn Platz nehmen. Er warf Brian einen kurzen Blick zu und setzte sich dann zu dem fremden Jungen.

Brian stand auf und holte drei kristallene Champagnergläser aus der Glasvitrine. Ein sanftes Lächeln umspielte seine Lippen, als er eins Gabriel und das andere Alex reichte.

Alex zog den Jungen ein wenig näher zu sich heran und ließ seine Hände leicht über Nicks verkrampten Körper gleiten. Bald darauf merkte er, wie dieser sich entspannte.

Dann führte er eines der schmalen Handgelenk an seinen Mund und – ehe Nick reagieren konnte – hatte er ihm zwei große, blutende Wunden zugefügt. Erstarrt beobachtete er, wie Alex sein Glas an die blutende Quelle hielt, bis es sich gefüllt hatte und dieses dann Brian reichte.

Seine Augen weiteten sich, und er konnte sie nicht abwenden von diesem Schauspiel, das seinen Tod bedeutete. Brian hob das Glas an seine Lippen und trank in großen Zügen, die Augen geschlossen.

So füllten sie Glas um Glas, bis Nicks Augenlider schwerer wurden und sein Kopf leicht zur Seite rutschte.

Das war das stumme Signal, das sie alle kannten. Wie die Wölfe fielen sie über den schwachen Körper her und rissen große Wunden in das zuckende Fleisch.

Nick hatte keine Chance. Das Leben wurde in einem atemraubenden Tempo aus ihm herausgesogen. Er hatte nicht einmal mehr die Zeit zu schreien.

Gabriel vergrub seinen Kopf in der warmen Bauchhöhle, und erst, als das Herz seinen letzten Schlag getan hatte, ließen die drei mit blutverschmierten Gesichtern von ihrem Opfer ab.

Gabriel zog sich still zurück und befreite seinen Körper von dem langsam trocknenden Blut. Nick war ihm so ähnlich gewesen – jetzt war er nicht mehr, als eine leblose Hülle. Sein Blut floß heiß durch Gabriels Adern. Er hätte es sein können. Es hätte sein Tod sein können. Warum lebte er noch?

Er hatte mit seinem menschlichen Leben, mit seinen menschlichen Gefühlen abschließen wollen. Deswegen hatte er Nick mitgebracht. Doch jetzt mußte er feststellen, daß er genau das nicht konnte.

Gabriel legte sich auf das Bett, in dem er noch vor kurzer Zeit mit Nick gelegen hatte. Alles schien ihm auf einmal so feindselig. Er selbst war sein größter Feind. Er zeigte sich den Weg in die Unmenschlichkeit, nicht wahr?

Eine dicke rote Träne kullerte über seine Wange, dann noch eine. Gabriel schluckte. Er war so in Gedanken versunken, daß er nicht hörte, wie Alex eintrat.

Alex setzte sich zu ihm und berührte leicht sein Haar. Gabriel sah ihn mit roten Augen an.

»Was bedrückt dich, Gabriel?« fragte er leise.

Gabriel seufzte. »In meinem ganzen Leben habe ich niemals erfahren, was Liebe, was Zuneigung ist. Das erste Mal, daß ich so etwas spürte, war in deiner Gegenwart. Später dann, als ich auch Brian kennenlernte. Doch ihr habt mich auch zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Das ist kein Vorwurf – ich wollte es ja schließlich. Doch – was bin ich geworden? Die Menschen, die mir vertrauen, die mir Wärme entgegenbringen, sind meine Opfer. Sie können kein Mitleid von mir erwarten.

Gerade habe ich jemanden umgebracht – und was mache ich? Statt um ihn zu trauern, trauere ich um mich. Es ist reines Selbstmitleid – nichts anderes.« Gabriel drehte sein Gesicht zum Fenster. Starrte in die klare Nacht hinaus. Sah den hellen Mond, der ihn blendete. Es war fast Vollmond.

»Gabriel, was erwartest du? Du bist zwar unsterblich, doch deine Gefühle haben sich nicht geändert. Du bist, was du bist. Du bist Gabriel, und du bist ein Killer. Damit mußt du leben. Und wie kannst du erwarten, daß du Mitleid fühlst, wo du nicht einmal als Mensch Mitleid empfinden konntest?«

»Aber ich habe doch ein Gewissen – und das quält mich«, beharrte Gabriel und sah Alex an.

»Das muß es auch, sonst wärst du noch weitaus gefährlicher«, sagte Alex schlicht und berührte Gabriels Wange.

Dessen Augen verengten sich. »Aber wie soll ich damit leben? Ich habe die Ewigkeit vor mir – wie soll ich das aushalten?«

Alex sah ihn lange an, bevor er antwortete. »Du darfst nicht darüber nachdenken, Gabriel. Das ist die einzige Möglichkeit. Stellst du dir diese Fragen, wird dich die Zeit früher oder später einholen. Du bist ein Jäger.«

Die letzten Worte erinnerten ihn an sein Gespräch mit Brian. Es war noch nicht sehr lange her, da war er zutiefst betrübt gewesen, da hatten ihn Brians Worte in Rage gebracht. Er hatte ihn beschimpft und angegriffen, war erbost gewesen, daß Brian ihn nicht als Mörder, sondern als Raubtier sah. Und er erinnerte sich an eine Zeit, die noch viel weiter zurück lag. Damals hatte er es nicht geschafft, damals war seine Überzeugungskraft nicht ausreichend gewesen. Die Erinnerung brannte in seinem Leib, doch er wischte sie weg. Wollte sich noch nicht damit auseinander-

setzen. Noch nicht, doch er wußte, daß der Tag kommen würde. Später ...

Brian hatte Alex nicht kommen hören. Er war gerade aufgestanden und hatte eine Weile mit bloßem Oberkörper am Fenster gestanden und in den Nachthimmel geschaut. Seine Gedanken waren in weite Ferne abgeschweift. Er hörte die Geräusche der Nacht, doch Alex war leiser, als er vorsichtig hinter ihn trat. Brian erschauderte, als Alex seine Arme um seinen nackten Oberkörper schlängt. Glatte, kühle Hände liebkosten seine Haut.

»Du machst mich verrückt, Alex.« Seine Stimme war leise, drängend. Ein geflüstertes Stöhnen.

Erwartungsvoll sah Alex ihn an und streichelte unaufhörlich die seidige Haut seines Freundes.

»Und, was bekomme ich dafür?« Sein Lächeln war männlich, fast arrogant, doch Brian liebte es.

»Was du willst ... willst du mich?« Seine smaragdgrünen Augen wurden starr. Angst blitzte in ihnen auf.

Abschätzend sah Alex ihn an. Eine kleine gelbe Flamme schien aus seinen Augen zu züngeln. Brian drängte sein Gesicht dicht an Alex'.

»Ich brenne. Ich gehöre dir.« Seine Worte waren wie ein leiser Windhauch an Alex' Wange. Fest faßte er in Brian volles Haar.

»Ja.«

»Begehrst du mich?«

Alex lächelte fast boshaft. »Ja.«

Er zwang Brian in die Knie. Dann ließ er sich lautlos neben ihm nieder. Brian senkte den Kopf. Er spürte die feste Hand seines Freundes in seinem Nacken. Seinen kalten, erregten Atem. Bis sich

die ersehnte warme Dunkelheit über ihn senkte. Alex' Kuß war lang und schmerhaft. Doch der Schmerz hatte eine fast göttliche Reinheit. Ekstatisch klammerte er sich an Alex' Körper. Er hörte das Rauschen des Blutes in seinem Kopf, doch sein Verstand schien klar.

Als der Schmerz seinen Körper verließ, öffnete Brian benommen die Augen. Er fühlte sich schwer und erschöpft. Die Sterne, die durch die offenen Vorhänge in das Zimmer hineinlugten, als könnten sie das Unfaßbare nicht glauben, blendeten ihn. Er schloß die Augen wieder.

Er hörte Schritte, die sich entfernten und wiederkamen und den Wind, als das Fenster geöffnet wurde. Eine kühle Hand streifte seine Wange. Alex war bei ihm. Er würde immer bei ihm sein.

»Brian – komm' zurück.« Seine Stimme war sanft, doch der Satz ein Befehl.

Aber Brian weigerte sich noch, die Augen zu öffnen. Er erlaubte seinen Gedanken, sich zu entfernen. Wie auf einem weiten Ozean schaukelten sie davon, in leisen Wellen. So ganz ohne sein Zutun. Und sie waren weich und glatt, und sein Bewußtsein schien sich zu verdunkeln.

»Brian.« Alex' Stimme wurde schärfer. Unwillig kehrte Brian aus den Tiefen seiner Benommenheit zurück.

»Warum?«

»Es gibt etwas, das wir besprechen müssen.« Alex stand auf und machte Anstalten das Zimmer zu verlassen. Langsam richtete Brian sich auf und folgte ihm.

Im Salon saß Gabriel und betrachtete sie argwöhnisch. Brian und Alex setzten sich ebenfalls.

»Gabriel kehrt soeben von Henry zurück«, begann Alex langsam. »Und Henry scheint sehr besorgt, denn es sind Menschen

bei ihm aufgetaucht, die eigenartige Fragen gestellt haben. Er geht davon aus, daß es Mitglieder des Kreises waren.«

Brian schien entsetzt. Alle Trägheit war aus seinen Gesten gewichen. »Sind sie uns gefolgt?«

»Nein, Henry hatte nicht den Eindruck, daß sie von uns wissen. Doch es ist schlimm genug, daß sie Henry mit Vampiren in Verbindung bringen. Ich frage mich, was das zu bedeuten hat.«

Gabriel machte eine rasche Handbewegung, und kurz darauf betrat Jacqueline den Raum.

»Darf ich Ihnen noch etwas zu trinken bringen, oder möchten Sie sonst noch etwas?«

Alex warf Brian einen vielsagenden Blick zu, den Jacqueline nicht bemerkte, da sie die Augen wie üblich gesenkt hielt. Sie trug eine schwarze Hose und eine dunkelblaue, seidig-schimmernde Bluse, unter der sich ihre wohlgeformten Brüste deutlich abzeichneten.

»Nein, meine Liebe«, erwiderte Alex charmant, was in einem krassen Gegensatz zu seinem lüsternen Blick stand. »Begeben Sie sich ruhig zur Ruhe.«

Jacqueline nickte kurz und verließ dann das Zimmer.

»Es ist alles zu verworren«, bemerkte Brian, als sie wieder allein waren. »Wir haben keinerlei Anhaltspunkte und daß Mitglieder des Kreises hier sind, beunruhigt mich ungemein.«

Alex nickte nachdenklich. »Vielleicht haben wir einfach etwas Entscheidendes übersehen.«

»Doch was?«

»Wir haben nur noch eine einzige Verbindung zum Kreis von Merrick«, warf Brian plötzlich ein. »Clairley ist tot, und er hätte auch nicht mehr verraten – aber Virginia muß irgendwelche Beziehungen zum Kreis haben.« Schmerzerfüllt verzog er das

Gesicht. »Sonst hätten sie niemals meinen Namen herausfinden können.«

Alex runzelte die Stirn. »Meinst du, sie würde dir irgendwelche Auskünfte übermitteln? Wir haben uns ja nicht gerade freundschaftlich getrennt.« Er verzog spöttisch die Mundwinkel.

»Aber sie erwartet ein Kind von mir«, sagte Brian leise.

Gabriel starrte ihn an.

Alex nickte. »Ein Versuch kann ja nicht schaden. Aber schreib ihr um Gottes Willen nicht unsere Adresse«, lachte er zynisch.

Beleidigt zog sich Brian auf sein Zimmer zurück. Der Gedanke an Virginia und sein ungeborenes Kind schwirrte in seinem Kopf. War es wirklich richtig, sie noch einmal in alles hineinzuziehen? Aber er wollte sie auch warnen – das hatte er Alex verheimlicht. Sie wußte von der Existenz der Vampire, und das konnte für sie sehr gefährlich werden. Langsam setzte er sich an den schweren Schreibtisch und begann ...

*Liebe Virginia,*

*bitte zerreiß' diesen Brief nicht gleich, wenn Du siehst, von wem er ist. Was zwischen uns vorgefallen ist, tut mir schrecklich leid. Ich hoffe, Du weißt das. Doch es ist nun einmal passiert und – bis auf weiteres – nicht mehr zu ändern.*

*Ich hoffe, es geht Dir gut?!*

*Der eigentliche Grund meines Briefes ist, daß ich Dich warnen möchte – wenn es nicht schon zu spät ist. Nach Deiner Begegnung mit – hast Du meinen Namen einem Freund (?) von Dir verraten. Ich weiß, daß Du es nicht in böser Absicht getan hast, auch wenn die Folgen für mich grausam waren. Doch darum geht es nicht.*

*Dieser Freund ist Mitglied des Kreises von Merrick oder hat zumindest die Verbindung dorthin. Der Kreis von Merrick ist eine*

*Art Sekte, sie machen Jagd auf uns. – Toll! – magst Du jetzt vielleicht denken, doch der Grund für die Vernichtung ist ein egoistischer – das Geheimnis des ewigen Lebens. Magst Du unser Handeln auch verurteilen, doch haben die Menschen das Recht uns aus rein egoistischen Gründen zu verfolgen? Niemals darfst Du Dein Wissen über uns oder den Kreis preisgeben. Hörst Du?*

*Ich spreche aus Erfahrung, sie werden Dir das Leben zur Hölle machen oder Dich gleich zum Schweigen bringen.*

*Bitte, mißversteh' mich nicht – ich möchte Dir nicht drohen oder Dich ängstigen. Aber ich habe am eigenen Leib erfahren, zu was diese Leute fähig sind.*

*Wenn Du mir helfen möchtest, schick' ein Foto Deines Freundes an die Postfachnummer, die ich angegeben habe.*

*Paß' auf Dich auf,*

*B.D.*

*P.S. Wenn Du jemals Hilfe brauchst – ich bin immer für Dich da.*

Mit einem leisen Seufzer verschloß Brian den Briefumschlag. Würde er jemals eine Antwort bekommen oder hatte er sie zu tief verletzt? Sie hatte sich soviel von dieser Beziehung versprochen. Sie hatte gedacht, sie beide würden Alex und seine Welt hinter sich lassen können und zusammen ...

Brian brach den Gedanken ab. Niemals hätte er ohne Alex leben können, niemals.

Die Male an seinem Hals brannten.



Alex beobachtete eine Weile amüsiert, wie Jacqueline den Tisch deckte und einige Speisen heraufbrachte. Sie bemühte sich wirklich rührend um ihn. Oh ja, sicher war er blaß, und er fühlte sich auch nicht besonders gut, doch er würde unter Garantie nichts von dieser Suppe zu sich nehmen.

Er grinste. Oh, wahrscheinlich hatte er nur eine ganz besonders fiese Nacht.

Denn er trat an den Tisch und räumte mit einer heftigen Bewegung alles Aufgetragene ab. Porzellan und Glas klirrte zu Boden und zerbarst in Tausende kleiner Stücke. Entsetzt starrte Jacqueline ihn an.

»Aber Mr. Dahomey ...« Sie ließ sich auf die Knie nieder, um einige Scherben zusammenzusuchen. An einer Scherbe schnitt sie sich leicht in den Finger. Ein schmales rotes Rinnensal entstand, das sie zunächst nicht bemerkte.

Mit schnellen Schritten war Alex bei ihr und zog sie zu sich hoch. Jacqueline zuckte erschrocken zusammen. Zärtlich nahm Alex ihre Hand und küßte den blutenden Kratzer.

»Angst?«

Jacqueline errötete. Schüchtern schüttelte sie den Kopf, doch sie versuchte, sich aus seinem Griff zu befreien.

Alex schenkte ihr ein boshaft männliches Lächeln. Er faßte sie fest an den Hüften und setzte sie unsanft auf den abgeräumten Tisch. Dann knöpfte er mit flinken Fingern ihre Bluse auf. Ihre Haut war warm und weich, und sie zuckte erschrocken zurück, als Alex' kalte Hände sie berührten.

Mit der rechten Hand schob er ihre Beine auf den Tisch und drückte ihren Oberkörper hinunter. Jaqueline wagte nicht, sich zu wehren. Ihr Atem war flach und stoßweise.

Alex betrachtete sie wohlwollend. »Wenn das kein Festessen ist ...«

Leicht ließ er seine Hände über ihre festen Brüste gleiten, bis sie erschauerte. Seine Küsse brannten auf ihrer Haut, doch Jaqueline sah die Gefahr in seinen Augen.

»Bitte nicht«, hauchte sie, obwohl sie sich diese Situation schon oft erträumt hatte. Abends, wenn sie allein auf ihrem Zimmer war. Wenn sie die nächtlichen Geräusche ihrer Arbeitgeber hörte. Das heimliche Huschen, das lustvolle Stöhnen ...

Doch Alex ignorierte sie. Seine Küsse wurden fordernd, und mit einer katzenartigen Bewegung schwang er sich rittlings auf sein Opfer. Jaquelines Körper zitterte, ihre Augen waren geschlossen. Dann fühlte sie, wie sich die messerscharfen Zähne in ihren Körper bohrten. Entsetzt riß sie die Augen auf.

»Nein, nein, aufhören!« Verzweifelt versuchte sie Alex abzuwerfen.

Dieser ließ von ihr ab und grinste sie an. Seine Zähne waren blutig, und Blut tropfte von seinem Kinn.

»Runter von mir, du Teufel!«

Jaqueline begann zu kämpfen, doch Alex bewegte sich keinen Zentimeter. Schwer setzte er sich auf ihren bebenden Schoß und betrachtete sie abschätzend. Sie war ungewöhnlich hübsch. Eine richtige französische Schönheit hatte Henry ihm da ausgesucht. Bis jetzt hatte sie einen sanften, fast schläfrigen Eindruck gemacht, doch nun sprühten ihre Augen gelbe Flammen. Alex lächelte belustigt. Ihr Körper begann unter seinem Gewicht zu zittern.

»Runter«, stöhnte sie. »Bitte.«

Doch Alex beugte sich wieder zu ihr hinab und labte sich an der noch immer blutenden Wunde. Heißes Blut strömte durch seine Kehle. Der Wunsch sie zu töten, schien übermächtig zu werden. Er drohte Alex zu überwältigen, doch das Geräusch der sich öffnenden Tür ließ ihn innehalten. Mit leicht geöffnetem Mund schaute er sich um. Brian starrte ihn an.

»Was tust du da?« fragte er erstaunt.

Alex verzog den Mund zu einem dämonischen Lächeln. Mit einem eleganten Sprung kam er neben dem Tisch zum Stehen. Einige rote Tropfen, die aus seinen Mundwinkeln quollen, wischte er mit einer lässigen Handbewegung ab.

Ein rasselndes Geräusch löste sich aus Jaquelines Kehle, und Brian und Alex sahen sie an. Ihre Lider flatterten leicht.

Der Geruch von Blut hing schwer in der Luft. Brian schluckte deutlich. Alex grinste. Für einen kurzen Augenblick blitzten Brians strahlendweiße Zähne auf – dann hatte er sich wieder unter Kontrolle.

»Was soll das?« Er deutete auf das Mädchen, daß sich jetzt wieder bewegte. Ihr Brustkorb hob und senkte sich bei jedem rasselnden Atemzug.

»Was meinst du denn?« Alex' Stimme klang aufgekratzt. Seine Wangen waren gerötet und seine Bewegungen hektisch. Unruhig umkreiste er Brian.

»Willst du sie umbringen?«

»Ja, ich glaub schon.«

Brian versuchte ihn am Arm zu fassen, doch Alex entzog sich heftig. Hinter ihnen richtete Jacqueline sich vorsichtig auf. Doch ihr Versuch aufzustehen, scheiterte, und mit lautem Krachen

schlug sie auf das Parkett. Alex und Brian wirbelten herum. Schwerfällig und auf allen vieren kroch sie auf die beiden zu.

»Ist ja wie in einem Gruselfilm«, flüsterte Alex spöttisch und hob sie hoch. Sofort begann sie sich zu wehren. Ihr Kopf kippte gefährlich von links nach rechts. Brian unterdrückte ein Grinsen und sah ihn strafend an.

»Ich glaube nicht, daß dein Freund Henry das gutheißen würde.«

Erstaunt fragte Alex: »Wieso? Was hat Henry damit zu tun?«

»Wußtest du nicht, daß das Mädchen seine Tochter ist?«

Alex schnaubte ärgerlich. »Was? Ist das wahr?«

Brian nickte. »Er hat es mir auch eher versehentlich gesagt. Sie hat lange bei ihrer französischen Mutter gelebt, doch die ist vor zwei Jahren gestorben.«

»Dieser alte Narr.« Unsanft ließ Alex die junge Frau auf ein Sofa fallen, das nahe der Tür stand. Sie stöhnte leise.

»Und was jetzt?« fragte Brian.

Wütend funkelt Alex ihn an. »Ist mir scheißegal.«

Dann rauschte er aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Verdattert blieb Brian mit Jacqueline zurück.

*Ich muß gestehen, ich war ausgesprochen wütend auf Henry. Wie leichtsinnig von ihm, ausgerechnet sein eigen Fleisch und Blut bei uns arbeiten zu lassen. Was um Himmels Willen hatte er sich dabei nur gedacht?*

*Oh, natürlich hat sie meinen Anschlag überlebt – aber sie hat ihr Leben ausschließlich Brian zu verdanken.*

Zornig, wie ich war, stattete ich Henry einen Besuch ab. Er schien außerordentlich erstaunt über mein Erscheinen – oder vielleicht auch über meinen Gesichtsausdruck. Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, spürte ich eine leise Unsicherheit in ihm.

Kaum stand er mir gegenüber, polterte ich ihn an: »Warum hast du deine Tochter in mein Haus gebracht?«

Einen Moment verschlug es ihm die Sprache, dann hatte er sich wieder gefaßt. »Ach, hat Brian es dir verraten?«

Ich umkreiste ihn. »Verraten? Oh, wie schön. Er **mußte** es mir sagen, sonst wäre sie jetzt tot.«

Ich sah, wie er blaß wurde.

»Du hast sie ...?«

Ich winkte ab, denn ich wollte nicht mehr über diesen Vorfall nachdenken. »Das war absolut leichtsinnig von dir. Ich erwarte eine Erklärung.«

Erschrocken setzte er sich in den ledernen Schreibtischsessel. Es dauerte eine Zeitlang, bis er antwortete: »Sie wollte es so gern. Seit einiger Zeit wohnt sie hier bei mir, und als ihr vor meiner Tür standet, da hat sie euch auch gesehen. Sie hat uns beobachtet, konnte aber unser Gespräch nicht hören. Sie fand es wahrscheinlich nur aufregend, daß ihr mitten in der Nacht vor meiner Tür standet, so dunkel, so geheimnisvoll und ich euch hereinbat. Dich, einen Freund von früher, der doch kaum älter zu sein scheint als sie. Und als sie dann hörte, wie ich Personal für dein Haus suchte, bat sie mich, sie zu nehmen. Sie sagte, sie hätte sich in dich verliebt und wollte gern in deiner Nähe sein. Ich sagte Nein, doch ich konnte sie einfach nicht loswerden. Bis ich schließlich zugestimmt habe. – Ich hätte es besser wissen müssen.«

Ich versuchte, mich etwas zu beruhigen. »Ich dachte, du kennst uns. Du weißt, in welcher Gefahr sich jeder Mensch befindet, der

*Kontakt zu uns hast. Wir sind keine Menschen, wir sind Tiere – bestenfalls. Was um alles in der Welt soll ich jetzt mir ihr machen? Soll ich ihr Gedächtnis bereinigen, damit sie sich an diesen Vorfall nicht erinnert? Oder soll ich sie mit diesem Wissen herumlaufen lassen? Das ist sehr gefährlich, sowohl für uns als auch für sie. Der Kreis von Merrick duldet keine Mitwisser, die nicht mit ihm zusammenarbeiten.«*

*Müde zuckte Henry mit dem Schultern. »Ich weiß es nicht. Am besten ist es, sie vergißt alles. Das ist sicherer – für sie und auch für euch. Man muß sehr stark sein, um das Wissen um eure Existenz ertragen zu können. Ich glaube nicht, daß sie stark genug ist.«*

*Wütend ließ ich mich in Henrys Lieblingssessel fallen und rieb mir die Schläfen.*

*»Ja, ja, okay«, sagte ich. »Sie wird alles vergessen.« Und boshaft fügte ich hinzu: »Vielleicht vergißt sie dabei ja auch, weiterzuleben.«*

*Henry starrte mich durchdringend an. »Ich hoffe nicht, daß du das ernst meinst.«*

*Ich zuckte mit den Schultern und arbeitete mich wieder aus dem Sessel heraus. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ließ ich Henry allein zurück.*

*Das Blut in meinen Adern pulsierte heiß, noch angeregt von meinem kleinen Tanz mit Henrys Tochter. Prüfend reckte ich die Nase in die Luft. Sofort witterte ich etwas, das meinem Geschmack entsprach. Ein junges, kräftiges Herz, rauschendes Blut. Rauschend und – berauschend.*

*Ich öffnete den Mund, um den Geruch noch intensiver wahrzunehmen und betrat die eindrucksvolle, hellerleuchtete Tower Bridge. Dunkel floß das schlammige Wasser der Themse*

unter mir und offenbarte mir nicht einmal das geringste Lebenszeichen. Dafür wurde ich magisch angezogen von dem süßen Leben, das sich zitternd an einen der blau-weißen Pfeiler lehnte.

Ich ging auf sie zu und blieb vor ihr stehen, bis sie aufschaute. Ein süßes Ding, mein Herz zog sich schmerhaft zusammen. Sie trug nur ein T-Shirt, obwohl in dieser Nacht ein eisiger Wind durch London pfiff. Ihr schwarzes langes Haar trug sie offen. In den Augenwinkeln ihrer dunklen Augen standen trotzige Tränen. War sie Italienerin, Spanierin? Schweigend sah ich sie an.

Sie straffte sich und kam mutig einen Schritt auf mich zu. »Sir?«

Ich wunderte mich über ihre Ansprache, doch wußte ich sofort, was dieses eine Wort bedeutete. Ich antwortete nicht und sah, wie sie mich aufmerksam betrachtete.

»Möchten Sie ...« Sie brach ab. Dann lächelte sie plötzlich und zwinkerte die Tränen aus ihren Augen. »Ja, Sie möchten.«

Mutig hakte sie sich bei mir ein, und ich ließ mich von ihr zur Straße ziehen. Wir verließen die Brücke, und das Mädchen stoppte ein Taxi, das gerade vorbeifuhr.

Wie alt mochte sie sein – neunzehn, vielleicht zwanzig? Ich drängte meinen Körper an den ihren und genoß die Fahrt ins Unbekannte.

Schweigend fuhren wir los, und sie fragte leise: »Wo wollen Sie hin? Ein bestimmtes Hotel, oder zu Ihnen nach Hause?«

Kurz dachte ich an Brian und Gabriel, dann nannte ich dem Fahrer den Namen eines luxuriösen Hotels in einem anderen Stadtteil Londons. Erstaunt sah er sich um und nickte. Auch das Mädchen starrte mich einen Moment lang an, dann lehnte sie sich entspannt zurück.

*Schweigend fuhren wir weiter, bis wir das Hotel erreicht hatten. Ich zahlte das Taxi, und wir betraten die protzige Eingangshalle. Goldene Kronleuchter schmückten die hohe Decke, und der rote Teppich unter meinen Füßen erinnerte mich an den weichen Sand am Strand der wunderschönen karibischen Insel, die für mich nie einen Namen besessen hatte. Ich mußte darüber lächeln.*

*Ich gab uns als Ehepaar aus und buchte eine Suite im obersten Stockwerk. Der Portier hätte mir sicher nicht geglaubt, wenn ich ihn nicht ein klein wenig manipuliert hätte. Doch das war keine Schwierigkeit.*

*Gemeinsam fuhren wir mit dem Lift nach oben und ließen uns in unser Zimmer geleiten. Meine kleine Errungenschaft lachte wie ein Kind, als sie sich auf das große Wasserbett warf, das daraufhin gefährlich gluckerte. Dann wurde sie plötzlich wieder ernst.*

*»Ich habe noch gar nicht nach deinem Namen gefragt.«*

*»Alex«, antwortete ich kurz.*

*»Ich bin Bella. Schön, daß ich dich kennengelernt habe.«*

*Ich fixierte sie einen Augenblick, dann fragte ich: »Warum bist du mit mir hierher gekommen? Was erwartest du von diesem Abend – Geld?«*

*Sie errötete leicht und kam auf mich zu. »Du hast betörende Augen«, sagte sie leise, einschmeichelnd. »Vielleicht erwarte ich ein bißchen Geld und ein bißchen Spaß. – Und du kannst mir beides geben, nicht wahr?«*

*Ich drehte mich um, damit sie mein boshaftes Lächeln nicht sehen konnte und nahm eine Flasche Champagner aus dem kleinen Kühlschrank. Der Korken löste sich mit einem kleinen Plopp, und ich goß ihr ein Glas des prickelnden Getränks ein.*

*Mit einem kleinen Lächeln nahm sie es entgegen und leerte es in einem Zug. Dann stellte sie das Glas an die Seite und kam auf mich zu. Mit geschickten Händen öffnete sie mein Hemd und streifte es von meinen Schultern. Überrascht zog sie ihre Finger zurück, als sie meine Haut berührte. Eine Frage lag auf ihrer Zunge, doch sie wagte nicht, sie zu stellen.*

*Meine Mundwinkel zuckten, doch ich verkniff mir das Lachen. Ihre Zärtlichkeiten lösten einen angenehmen Wärmeschub in mir aus, und ich ließ mich auf das schwankende Bett drängen.*

*Vor mir stehend, zog sie ihr T-Shirt über den Kopf und löste den Verschluß ihres BHs. Sie tat das mit einer Ruhe, die mir ihre Professionalität verriet. Dann streifte sie ihre engen Jeans von den Beinen und legte sich zu mir. Ihre kleinen, festen Brüste fühlten sich sehr angenehm auf meiner übernatürlichen Haut an, und ich ließ mir ihr sanftes, manchmal forderndes Streicheln nur zu gern gefallen. Geschickt öffnete sie meine Hose und zog sie herunter. Ihre Hand war warm und ein wenig feucht, und zu meinem Erstaunen bemerkte ich, wie meine Männlichkeit anschwoll. Nicht, daß ich sie hätte vögeln wollen, aber ihre Anwesenheit war alles andere als langweilig.*

*Ich erinnerte mich kurz an die Dorfmädchen, die meine Brüder und ich immer – heimgesucht hatten. An ihre feuchten Münder und ungewaschenen Leiber. An unsere Gier und die Wut ihrer Väter, wenn sie uns mal erwischen. Und an die Maßnahmen, die ich manchmal treffen mußte, um die zornigen Väter wieder zu beruhigen ...*

*Ihr Blut pulsierte hart und kräftig, und der Drang über sie herzufallen wurde immer stärker. Ich wußte, daß ich nicht mehr länger an mich halten konnte. Das Bett gab ein glücksendes Geräusch von sich, als ich mich auf sie warf. Bereitwillig öffnete sie*

die Beine, doch ich war daran nicht weiter interessiert. Ich bemerkte kaum, wie ich meinen Schaft in sie hineinrammte, denn im selben Augenblick grub ich meine Zähne in das weiche Fleisch ihres Halses, und eine Fontäne des heißen Lebenssaftes schoß in meinen Mund. Ich schluckte gierig und spürte, wie das Blut fast mein Inneres verbrannte. Ich ließ ihr nicht einmal die Zeit zu kämpfen. Mit großen Schlucken beendete ich ihr junges Leben.

Als ihre Augen schließlich brachen, ließ ich mich erschöpft neben sie fallen. Für einen Moment war mein Bludurst gestillt. Still lauschte ich meinem rasenden Herzen und dem frischen Leben, das von mir Besitz ergriff.

Dann richtete ich mich langsam auf. Mit zwei Tropfen meines Blutes verschloß ich die großen Wunden an ihrem Hals und nahm ihren leblosen Körper mit – durch das Fenster in die fortgeschrittene Nacht. Der Portier würde sich nicht einmal an mein Gesicht erinnern können.

In einer der dunkelsten Ecken Londons setzte ich Bella schließlich ab – ein weiterer unaufgeklärter Mordfall, der niemanden interessieren würde. Ich lachte lautlos und stieg wieder in den stürmischen Nachthimmel hinauf.

Mit klopfendem Herzen öffnete Virginia den Brief. Obwohl kein Absender darauf geschrieben war, hatte sie eine Vorahnung.

Monica beobachtete sie neugierig. »Was ist los? Von wem ist der Brief?«

Doch Virginia schüttelte den Kopf und las hastig weiter. Ihre Augen brannten, und ihre linke Hand wanderte unwillkürlich zu ihrem Bauch.

Die schwungvollen Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. Eine Nachricht von Brian, eine Warnung. Rasch dachte sie über seine Worte nach und entschied, daß sie Monica nichts vom Inhalt des Briefes erzählen durfte. Alles erschien ihr auf einmal so verwirrend, so unreal. Hatte sie Alex und Brian wirklich kennengelernt? Ja, oh ja. Die Antwort auf diese Frage trug sie in ihrem Körper. Sie atmete tief durch.

»Und?« Monicas Augen durchbohrten sie förmlich.

»Ein Brief vom Vater«, sagte sie schließlich schlicht und deutete auf ihren Bauch. Sie versuchte, ihre Anspannung zu verbergen, was ihr auch erstaunlich gut gelang.

»Aha, und was schreibt er? Nachdem er dich so einfach sitzenlassen hat?«

Virginia zuckte leicht mit den Schultern. »Bitte laß uns von etwas anderem sprechen. Ich möchte das jetzt nicht.«

Monica quittierte ihre Antwort mit einem Stirnrunzeln, bohrte aber nicht weiter nach.

»Joey fliegt übrigens in den nächsten Tagen nach London. Hatte ich dir schon davon erzählt? Ein Auftrag von seiner Firma.« Monica nahm einen großen Schluck von ihrem Tee. Virginia erstarrte. Joey.

»Nein, hast du nicht«, sagte sie und räusperte sich. »Wie läuft es denn überhaupt zwischen euch beiden? Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß ihr irgendwann mal zusammenkommt.«

Monica schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, ich auch nicht. Aber er ist total süß und bemüht sich sehr um mich.«

»Wo arbeitet er eigentlich?« fragte Virginia und versuchte, ihre Frage beiläufig klingen zu lassen.

Monica sah sie überrascht an. »Oh, ich weiß gar nicht genau, wie die Firma heißt. KvM oder so ähnlich ... Er spricht nicht viel darüber. Hat irgendwas mit Computern und Forschung zu tun.«

»Aha«, sagte Virginia nicht besonders einfallsreich und legte den Brief, den sie immer noch in der Hand gehalten hatte, zur Seite und holte ihn erst wieder hervor, als Monica sich verabschiedet hatte. Noch einmal las sie ihn und erschauderte bei dem Gedanken daran, daß sie selbst in Gefahr sein konnte. Sie hatte mit niemandem über die ganze Geschichte gesprochen, wer sollte ihr auch glauben? Aber vielleicht wurde sie die ganze Zeit über beobachtet?

Rasch ging sie zum Fenster und schloß die Vorhänge. Jetzt bloß nicht durchdrehen, dachte sie. Wenn das nur ein Scherz – von einem kranken Hirn erdacht – sein sollte, dann hatte sie dafür überhaupt kein Verständnis.

Joeys hatte sie belogen, und er hatte Brian etwas angetan, von dem sie nicht die leiseste Ahnung hatte. Wo war sie da bloß hineingeraten?

Mit zitterigen Fingern holte sie einen Bogen Briefpapier aus einer der Schreibtischschubladen und begann zu schreiben. Doch so sehr sie sich abmühte, die richtigen Worte zu finden – es war vergeblich.

Schließlich zerknüllte sie das Papier und warf es in den Müllleimer. Sie konnte es einfach nicht, es war zu viel vorgefallen. Sie öffnete eines der dunkelroten Fotoalben, die sie in einem Regal aufbewahrte und riß ein Bild von Joey heraus. Es war ein Bild, das auf einer feucht-fröhlichen Studenten-Party entstanden war. Das einzige, das sie besaß.

Dann steckte sie es in den bereits beschrifteten Briefumschlag und klebte diesen zu. Tat sie Joey unrecht? Und was war, wenn ihm jetzt etwas – zustieß? Würde sie Monica jemals wieder in die Augen sehen können? Sie legte den Umschlag beiseite und schlug ihr Tagebuch auf. Mit krakeliger Schrift begann sie zu schreiben:

*Jetzt bin ich doch früher als erwartet mit meiner Vergangenheit konfrontiert worden. Ich dachte, erst die Geburt meines Babys würde alles wieder zu Tage fördern, naja, so kann man sich täuschen. Der Brief von Brian ...*

*Möchte ich ihn wiedersehen? Einen Moment lang habe ich es mir gewünscht, doch ich glaube nicht. Er ist kein Mensch mehr, nicht wahr? Er hat sich so verändert. Ist er überhaupt noch zu irgendeiner Liebe fähig? Wenn er so geworden ist wie Alex, dann sicher nicht. Nein, ich bin auf mich allein gestellt. Niemandem werde ich von den Vorfällen erzählen, von meiner Begegnung ...*

*Ich schicke ihm das Foto, obwohl ich nicht einmal weiß, ob ich damit vielleicht noch größeren Schaden anrichte. Aber warum hat Joey mich belogen? Und was – um alles in der Welt – hat er Brian angetan? Ist vielleicht doch alles meine Schuld? Ich fühle mich auf einmal so kraftlos, obwohl ich weiß, daß ich gerade jetzt alle meine Kräfte brauche. Für mich und für das kleine Wesen in meinem Bauch. Und wenn es so wird, wie Brian, dann bin ich trotz allem überglücklich. Ich bete, daß ich das alles überstehe, daß ich niemals wieder damit behelligt werde.*

*Ich war so dumm, hätte doch wissen müssen, daß alles in einer Katastrophe endet. Aber ich sehe schon in der Zukunft eine helle Insel, auf der ich mit meinem Kind und Israel und Kleopatra in Frieden leben kann. Ich glaube, auf einen Mann kann ich jetzt verzichten! Es ist nur so schwer, dieses Geheimnis in sich zu tragen und mit niemandem darüber sprechen zu können. Aber ich werde es schaffen ...*

—

—

—

## London 1997

Brian öffnete den Brief ungeduldig mit fahrgen Bewegungen. Er wußte, daß es das Foto sein mußte. Aber – hatte sie irgendetwas dazu geschrieben?

Enttäuscht sah er, daß Virginia wirklich nur das Foto geschickt hatte. Mit einem kleinen Seufzer sah er es an – und erstarre. Er erkannte den Mann – Joey Wilder stand mit Kugelschreiber auf die Rückseite gekritzelt. Er war dabei gewesen, als die Männer des Kreises damals in sein Haus eingedrungen waren. Er war einer von ihnen, Brian hatte damals einen kurzen Blick auf sein Gesicht erhaschen können, ehe sie ihn niedergeschlagen hatten. Wütend, daß seine Erinnerungen noch so an ihm zerrten, schloß er die Augen und reichte das Bild weiter zu Alex.

Auch dieser warf einen Blick darauf und sagte: »Noch nie gesehen den Typen, du?«

Er gab es Gabriel, doch dieser schüttelte den Kopf.

»Aber offensichtlich kennt Brian ihn. Zumindest seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen.«

Brian nickte, doch er hatte keine Lust, darauf zu antworten. »Wenn der mir irgendwo auf der Straße begegnet, mach' ich ihn kalt«, sagte er schließlich leise, mit einem gefährlichen Unterton in der Stimme.

Alex lächelte schwach. »Aber bitte nicht, ohne ihn vorher ausgiebig zu befragen.«

»Was sollen wir eigentlich mit dem Foto?« fragte Gabriel und massierte nachdenklich seine Waden.

Alex antwortete mild: »Wir müssen irgendwo anfangen, und unsere einzige Verbindung ist im Moment dieses Bild. Die Leute vom Kreis von Merrick waren schon bei Henry, und das macht mich – ehrlich gesagt – stutzig. Ich habe da einen ganz bösen Verdacht, und leider können wir nicht länger tatenlos herumsitzen und der Dinge harren, die da kommen.«

»Waren sie noch mal bei Henry?« fragte Gabriel.

»Nein, aber ich glaube, daß sie sein Haus beobachten. Vielleicht nur sporadisch, aber wir müssen trotzdem vorsichtig sein.«

Gabriel stand auf. »Ich gehe jetzt. Hab noch nichts getrunken heute und auch noch keinen besonderen Spaß gehabt.« Er sah Alex und Brian scharf an, die frischen Male an Brians Hals leuchteten. »Im Gegensatz zu euch zwei Hübschen.«

Alex warf ihm einen lüsternen Blick zu und sprang dann wie ein Raubtier aus dem Sessel. Mit einem kleinen Knurren, das Brian das Blut in den Adern gefrieren ließ, drängte er den überraschten Gabriel aus dem Zimmer. Eine Hand umfaßte Gabriels Kehle, mit der anderen Hand zog er die Tür hinter sich zu.

Mit einem Blick zurück lächelte er Brian an und sagte: »Es soll ja niemand benachteiligt werden.«

Brian zog eine Grimasse und war allein. Er war nicht besonders eifersüchtig auf Gabriel.

Alex würde ihn mit auf sein Zimmer nehmen und quälen, wie er es schon getan hatte, als Gabriel noch ein Mensch war.

Brian war noch nie besonders scharf darauf gewesen, daran teilzunehmen, obwohl er wußte, daß er es jederzeit gedurft hätte. Aber in diesen Situationen offenbarte Alex einen Teil seiner Per-

sönlichkeit, der ihm nicht behagte. Etwas Dunkles und Dominantes, einen Teil des Tieres in ihm. Oder des Teufels?

-

## Einschub

Ein würdiger Weißhaariger: »Was um alles in der Welt ist das Problem?«

Mayra: »Er hält uns zum Narren. Und er gefährdet unsere Existenz mit seiner gnadenlosen Arroganz.«

Ein kleiner, quirliger Gnom lacht keckernd. »Fragt sich, wer hier arrogant ist. Und dich kann doch eh niemand mehr gefährden.«

Der Weißhaarige: »Bitte trag dein Anliegen vor.«

Mayra: »Ich wünsche seinen Tod, denn er mißachtet unsere Gesetze.«

Eine hübsche schwarzhaarige Frau tritt hervor. »Sprich du nicht von der Einhaltung der Gesetze«, zischt sie. »Niemand von uns wird über sein Leben entscheiden. Wir sollten uns ein Beispiel nehmen, denn er ist in der Lage zu *leben*. Wir leben hier doch gar nicht mehr.«

»Du kannst ja gehen, wenn es dir nicht gefällt«, unterbricht sie ein junger Mann in einer schwarzen auffälligen Robe.

»Ich will nicht gehen«, fährt die hübsche Frau unabirrt fort. »Doch schaut euch an. Sind wir nicht schon wie die griechischen Götter? Sitzen hier herum und richten? Wer gibt uns das Recht?« Fragend schaut sie sich in der Runde um. Einige nicken lächelnd, andere starren sie haßerfüllt an.

»Er ist so alt, daß er selbst hier sitzen könnte, mitten unter uns«, unterstützt sie plötzlich jemand aus den hinteren Reihen. Alle drehen sich um. Es ist Dymas, der nach vorn tritt. Mayra starrt ihn mit funkelnden Augen an.

»Du hast recht, Mayra – er mißachtet unsere Gesetze. Er hat zwei neue Begleiter, nicht wahr? Einige von uns mußten die leidvolle Erfahrung machen, daß er durchaus bereit ist für seine

Begleiter einzustehen. Vielleicht hatten die Schwachköpfe, die sich mit ihm anlegten, es auch nicht anders verdient. Aber seine Macht ist riesig für ein Wesen, das unter den Menschen haust. Und er schert sich nicht im geringsten um Tradition. Das kann sehr gefährlich sein. Ihn zu töten ist jedoch unsinnig – und ich vermute auch unmöglich. Doch ich denke, daß es sinnvoll ist, ihn spüren zu lassen, daß es uns noch gibt. Daß wir sehen und wachen.«

Wütend dreht Mayra sich um und rauscht davon. Doch die anderen nicken zustimmend.

Die hübsche Frau meldet sich wieder zu Wort. »Und was schlägst du vor, Dymas?«

Dymas grinst und bleckt dabei für einen Moment seine weißen Zähne. »Ich schlage vor, seinen Stolz zu brechen, nur ein wenig.«

Der Weißhaarige: »Wirst du dich unter die Menschen begeben und ihn aufzusuchen, Dymas?«

Dymas verbeugt sich leicht. »Mit dem größten Vergnügen.«

Munter durchstreifte Brian die kleinen Straßen und Gäßchen von Camden. Die Sonne war gerade erst untergegangen, und es waren einige Menschen unterwegs. Denn der Winter war besiegt, und die laue Frühlingsluft lockte sie aus ihren Häusern. Brian war noch nicht oft in London gewesen und kannte noch längst nicht jeden Winkel, aber er konnte Alex' Gefühle für diese Stadt durchaus nachvollziehen. Sie war sanft, so einnehmend; ganz anders als seine Heimatstadt Paris. Auch die Menschen waren anders. Brian liebte ihre Sprache, ihre Distanziertheit, ihre Höflichkeit.

Die, die an diesem Abend auf den Straßen waren, bedachten ihn mit bewundernden Blicken, wo immer er länger stehenblieb, um beobachtet werden zu können.

Er lächelte darüber. Er hatte schon immer Verehrer gehabt, doch schien ihn das dunkle Blut geradezu unwiderstehlich gemacht zu haben. Er hatte es zunächst ausgenutzt, war mit seinen Opfern ins Bett gegangen, wann sich die Gelegenheit dazu bot. Doch der, den er noch immer schmerzlich begehrte, enthielt sich ihm und langsam merkte er, wie die Hitze, die seine Lenden durchflutete, nachließ. Und es war, wie Alex es prophezeit hatte: je mächtiger er wurde, um so geringer waren die sexuellen Freuden. Das war ein hoher Preis, auch wenn er seine Gelüste jetzt durch andere Dinge befriedigen konnte.

Brian verfolgte eigentlich kein bestimmtes Ziel an diesem Abend, denn er war gesättigt. Er mischte sich einfach unter das Volk, mit dem Gedanken, etwas wirklich Besonderes zu sein. Er war ein Außenseiter, doch diese Rolle gefiel ihm bis jetzt.

Langsam schlenderte er an einem roten Telefonhäuschen vorbei und warf einen Blick in sein Inneres. Der kurze Blick genügte, und er spürte, wie seine Nackenhaare sich sträubten. Rasch ging er

vorbei, denn der Mann, der in der Telefonzelle stand und hastig in den Hörer sprach, war Joey Wilder.

Brian schluckte in blindem Zorn. Er erkannte die Stimme des Mannes, der ihn gepeinigt hatte und war versucht, zurückzukehren, um ihn umzubringen. Doch stattdessen verbarg er sich hinter der Ecke eines hohen, ehemals weißen Wohnhauses und wartete. Er konnte das Gespräch ohne Schwierigkeiten mitverfolgen, doch es war wenig aufschlußreich.

»Mr. Clairley, warum wollen Sie jetzt alles überstürzen? Sie sind doch erst gerade angekommen.«

»Ich habe mit Ripley gesprochen, und der hat mir einen schnellen Kontakt zugesichert. Ich habe Informationen, von denen Sie nur träumen.«

»Ja, ich weiß. Ich ... ähm ... ich fühle mich beobachtet. Wir sollten uns treffen. Kennen Sie ...«

Joey nannte die Adresse, und Clairley erklärte sich damit einverstanden. Gespannt beobachtete Brian, wie Joey schließlich das Telefonhäuschen verließ und eilig die Straße hinunterging. Brian folgte ihm in einem Abstand. Er kannte die Adresse, die Joey genannt hatte, nicht genau, daher mußte er an ihm dranbleiben, so unauffällig, daß Joey keinen Verdacht schöpfte.

Joey hielt ein Taxi an und stieg dann rasch ein, denn offensichtlich fühlte er die Bedrohung, die er jedoch noch nicht richtig ausmachen konnte. Brian hatte keine Mühe, dem Taxi zu folgen.

Die Fahrt ging quer durch London über den Kingsway bis nach Blackfriars. Dort stieg Joey aus. Lautlos schlich Brian ihm nach. Was wollte er nur so Wichtiges besprechen? Brian erinnerte sich an den Namen des Mannes – Clairley. War das nicht der Name des alten Vampirjägers?

Brian sah, wie Joey sich in ein dunkles, leicht verfallenes Gebäude hineinstahl. Er umrundete dieses und suchte nach einem geeigneten Fenster. Schließlich fand er eins und schwebte ein Stück nach oben. Mit einer Hand hielt er sich an dem abbröckelnden Fenstersims fest und lauschte. Die Stimmen näherten sich, und plötzlich wurde das Licht in eben diesem Raum eingeschaltet. Brian lukte durch das Fenster. Er erkannte Joey in Begleitung eines etwa vierzigjährigen Mannes mit schütterem dunkelblonden Haar.

Das mußte Clairley sein, dachte Brian und wechselte die Hand, mit der er sich festhielt.

»Sie wissen doch, wer mein Vater war«, sagte der Mann mit dem schütteren Haar jetzt ungeduldig.

Joey nickte. »Natürlich, aber das bringt Ihnen doch keine Sonderrechte ein. Unsere Organisation ist auf Diskretion bedacht. Wir prüfen unsere Informanten eingehend, und bis jetzt sind Sie eben nur ein Informant. Ihr Vater hat mit der Veröffentlichung seines Buches einen großen Fehler gemacht. Wir können nur froh darüber sein, daß er unsere Organisation nicht genannt hat.«

»Aber er wußte mehr über die Vampire, als ihr alle zusammen«, verkündete Clairley großspurig. »Und dieses Wissen hat er mir vermacht. Verstehen Sie das nicht? – Ich muß diese Frau kennenlernen.«

Joey starrte ihn durchdringend an. »Bitte?«

»Sie wissen ganz genau, was ich meine. Ich bin bereit mit Ihnen zusammenzuarbeiten, doch sicher nicht in der letzten Reihe – als bloßer Befehlsempfänger. Ich habe die Tagebücher meines Vaters genau gelesen und weiß jetzt alles, was ich wissen muß.« Zornesröte war Clairley ins Gesicht gestiegen.

Joeys Schultern zuckten. »Beruhigen Sie sich erstmal. Ich kann das nicht entscheiden. Aber ich werde Ripley kontaktieren. Er wird diese Entscheidung fällen.«

»Ist er auch hier?« fragte Clairley erstaunt.

Joeys Blick durchdringend. »Sein Aufenthaltsort ist geheim. Er ist schließlich der Leiter unseres Quartiers in Philadelphia. Ich schlage vor, daß wir uns hier wieder treffen – in einer Woche, gleiche Zeit.«

Joeys Blick wandte sich zum Gehen. An der Tür drehte er sich noch einmal um.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Aufenthalt in London. Halten Sie sich im Hintergrund.«

Clairley nickte leicht und sah zu, wie Joey Wilder die Tür hinter sich schloß. Brian ließ sich zu Boden fallen und kam leicht wie eine Katze auf den Beinen auf. Er hatte genug gehört und in seinem Kopf entstand ein Plan.

-

-

Es war eine der ersten lauen Nächte in London. Die Blumen reckten ihre ersten Knospen in den Himmel und verzauberten die grauen Gemüter des Winters. Das Volk strömte auf die Straßen. Sie trafen sich an den beliebtesten Stellen der Stadt, wo Musiker und andere Künstler sich präsentierten, wo jeder der Schönste sein wollte und wo niemand einem Vampir nachstarre.

Alex bewegte sich entspannt zwischen den Menschen, denn er hatte bereits getrunken, und der Blutgeruch war zwar anwesend, doch konnte er ihn nicht um den Verstand bringen. Er legte sich wie eine sanfte Parfumwolke über das rege Treiben, und Alex sog ihn mit leicht geblähten Nasenflügeln tief in die Lunge.

Doch da gab es etwas, das seine Ruhe störte, und seine Heiterkeit verflog bald. Er wurde verfolgt. Alex bemerkte es so deutlich, wie er damals gespürt hatte, daß Brian ihm folgte.

Es war bereits das zweite Mal, daß Alex dieses Gefühl wahrnahm. Wütend schubste er einige Menschen auseinander, die seinen Weg versperrten und versuchte seinen Verfolger abzuschütteln. Doch dieser blieb hartnäckig, und Alex wußte sehr bald, daß sein Verfolger kein Mensch sein konnte.

Ruckartig blieb er stehen und versuchte zu ergründen, wo sich sein *Schatten* aufhielt. Doch er konnte ihn nicht wahrnehmen. Angestrengt ließ er seine Blicke über die Gesichter schweifen, in dunkle Ecken und Seitengäßchen. Da bemerkte er plötzlich einen winzigen Windhauch und bekam einen derben Stoß in den Rücken. Unkontrolliert stolperte er nach vorn und konnte einen Sturz gerade noch verhindern. Ein höhnisches Gelächter erklang, das

außer ihm offensichtlich niemand hören konnte. Zorn rollte wie eine Flutwelle über ihn hinweg. Da sah er eine winzige Bewegung, nur die Andeutung eines Schattens, der hinter einer Hauswand verschwand.

Alex folgte ihm ärgerlich. Ihn so öffentlich zu verspotten – das wagten nur wenige. Er entfernte sich aus dem Getümmel des Picadilly Circus.

Die Menschenmassen hatten ihn seit jeher angezogen, doch jetzt war er wütend und konnte sie nicht mehr ertragen. Ihr Gelächter schallte in seinen Ohren. Sollten sie sich ohne ihn vergnügen, dachte er und verbarg sich in der Dunkelheit. Mit einem leisen Rauschen erhob er sich in die Lüfte und ließ sich tragen.

Plötzlich hatte er seinen Widersacher aus den Augen verloren. Suchend blickte er sich um, dann sah er ihn wieder. Ein Schatten in der Dunkelheit, kaum auszumachen, doch Alex hörte sein übernatürliches Herz schlagen. Es war ein Vampir.

Langsam folgte Alex ihm, doch er wußte schon jetzt, daß es eine Falle war. Irgendwo würde diese Schattengestalt auf ihn warten. Aber Alex fürchtete die Begegnung nicht. Er war eher neugierig auf diesen Herausforderer – den ersten Vampir, den er in London zu sehen bekam.

Er legte einen weiten Weg zurück auf der Spur seines Widersachers. Weit bewegten sie sich fort von London. Alex erkannte die großen Landstriche, die einst den Lords gehört hatten.

Dicht flogen sie an Alex' elterlichem Wohnsitz vorbei. Wie lange war er nicht dort gewesen? Das Land und das kleine Schlößchen waren immer noch im Besitz der Dahomeys, doch Alex kannte seine Verwandtschaft nicht näher. Er hatte sich nie sonderlich für sie interessiert, wahrscheinlich hatten sie bereits

vergessen, daß sie Verwandtschaft in *Amerika* hatten ... Er mochte nicht darüber nachdenken. Nicht jetzt.

Der Schatten landete in einem dunklen Landhaus. Kein Licht erhellt die Fenster, und es macht einen unbewohnten Eindruck. Auch Alex landete sanft, um die Gegend zu erkunden. Dann schritt er ohne jegliche Vorsichtsmaßnahme durch die geöffnete Tür. Er bemerkte, wie eine kühle Hand über seine Wange hinwegstrich, doch er zuckte nicht zurück.

Leises Flüstern drang an seine Ohren, dann erhellten plötzlich zwei Kerzen den Raum. Alex sah sich um, absichtlich ohne Interesse für seinen Gastgeber.

Das Haus war zwar sehr alt, doch in einem offensichtlich guten Zustand. Vermutlich wurde es ebenso gepflegt, wie seine Villa in London, wenn er sie nicht bewohnte.

Er schaute sich weiter gelassen um, bis seine Neugier siegte. Erst da wandte den Kopf dem Vampir zu und erschrak leicht. Dieser Vampir mußte steinalt sein – vielleicht einer der ältesten, die Alex jemals getroffen hatte. Würdevolle Züge waren in sein wächsernes Gesicht eingebrennt, und seine Augen strahlten eine Jahrhunderte alte Weisheit aus. Seine lange, aristokratische Nase war in einem gewagten Schwung gebogen.

Jetzt verzog er spöttisch die Mundwinkel – ein Ausdruck, der nicht in sein Gesicht zu passen schien.

»Der Prinz höchstpersönlich, Welch eine Ehre«, sagte er mit tiefer, voller Stimme und machte eine lächerliche kleine Verbeugung.

Alex' Augen blitzten wütend auf, doch er hielt sich um Zaum. Der Vampir machte einige Schritte auf ihn zu und streckte die Hand nach ihm aus. Wie erstarrt sah Alex den lüsternen Ausdruck in den Augen des Alten. Endlich faßte er sich wieder.

»Was soll dieser Tanz?« fragte er unhöflich und wich einen Schritt zurück. Doch der Alte folgte ihm. Er streckte seine schneeweißen Finger nach Alex aus und berührte sein Gesicht.

»So eine wundervolle Haut. So ein schönes Gesicht – es wundert mich nicht, daß alle verrückt nach dir sind.«

Alex verdrehte die Augen. »Wer soll das sein – alle?«

Unwirsch sah der Alte ihn an. »Alle sind alle, du Nichtsnutz. Aber vor allen Dingen meine geliebte Mayra.«

Alex starrte ihn an. Offensichtlich kannte er Mayra sehr gut, und das war für ihn sicherlich kein großer Vorteil. Was konnte er bloß von ihm wollen? Rasch sah er sich nach einem Fluchtweg um und entdeckte zu seiner großen Überraschung Daniel in der Tür stehen. Erstaunt zog er die Augenbrauen hoch.

»Was machst du denn hier?« fragte er, doch als er die Frage ausgesprochen hatte, war die Antwort für ihn schon klar. Daniel war mit seinem Gebieter hier, dem alten Vampir. Der Alte winkte Daniel zu sich heran, und dieser gehorchte mit gesenktem Blick.

»Du hattest recht«, sagte er zu Daniel. »Dein Freund hat wirklich ganz besondere Kräfte, aber – er hat auch ein großes Maul.« Mit einem klatschenden Geräusch schlug er Alex ins Gesicht.

Die Bewegung war so schnell gewesen, daß Alex sie nicht hatte kommen sehen. Wie versteinert blieb er stehen, der Handabdruck brannte rot in seinem Gesicht. Wütend starrte er den Alten an. Dieser grinste, wobei er sein leuchtend weißes Gebiß entblößte. Wortlos drehte er sich um und verließ das Zimmer. Alex folgte, doch tat er es in erster Linie für Daniel.

Ein eigenartiger süßlicher Geruch umwehte seine Nase. Der Geruch wurde intensiver, während sie einige Zimmer durchquerten, bis er schließlich fast nicht mehr zu ertragen war. Sie stoppten schließlich in einem kleinen schmucklosen Raum, und Daniel

entzündete einige Kerzen. Dort sah Alex den Grund für den Geruch.

Er war auf einem Holzstuhl gefesselt, obwohl er sicherlich keine Anstalten mehr machte, wegzulaufen. Es war Joey, der Bekannte von Virginia. Seinem Zustand nach zu urteilen war er noch nicht sehr lange tot – vielleicht einen Tag. Angewidert wandte Alex das Gesicht ab.

»Was hat das alles zu bedeuten?« fragte Alex mit gerümpfter Nase.

Daniel hob einen Arm des Toten in die Luft und entblößte die blaue Tätowierung auf dessen Unterarm.

»Du kennst ihn, nicht wahr?« Daniel war einen Schritt auf ihn zugekommen. Erst jetzt bemerkte Alex den erschöpften Ausdruck in seinen Augen und die eingefallenen Wangen. Der Alte nährte sich an ihm, schoß es ihm durch den Kopf.

Mit einem leichten Kopfschütteln antwortete er: »Ja, er war ein Mitglied des Kreises von Merrick. Er ist erst vor kurzem in London aufgetaucht.«

»Alex, er wußte deinen Namen und den Namen deines Liebhabers.« Daniel sah in durchdringend an.

»Der Kreis von Merrick hat sein Hauptquartier gar nicht in Amerika, nicht wahr?« Alex' Stimme klang plötzlich verbittert. »Jede Flucht war zwecklos.«

Der Alte lachte amüsiert. »Das ist aber kein Gesichtsausdruck für einen Prinzen.«

»Was für ein Gesichtsausdruck wäre denn angemessen?« fragte Alex spitz.

Der Alte lachte. »Ein königlicher, nicht wahr? Dabei seid Ihr doch auch nur gewöhnlicher Landadel, Mylord. Und doch dreist genug, sich über alle Regeln und Gesetze hinwegzusetzten.«

»Ich weiß noch immer nicht, was unser Zusammentreffen für einen Grund hat«, sagte Alex und ignorierte die Äußerung des Alten. »Ich weiß nicht einmal, wer Ihr seid.«

»Oh, das stimmt mich sehr traurig«, sagte der Alte. »Hat Mayra nicht einmal den Namen ihres ewigen Geliebten erwähnt? Sie muß wirklich völlig blind gewesen sein vor Verlangen – und doch hat sie Euch niemals besessen. Im Gegensatz zu mir. Mein Name ist Dymas.« Er verbeugte sich wieder leicht.

Auch Alex neigte leicht seinen Kopf. »Und welche Gründe sind nun verantwortlich für diese kleine Session?«

Der Alte lachte. »Unzählige Gründe. Zum einen natürlich Neugier. Der Prinz macht einen neugierig, nicht wahr?«

»Und? Ist das alles?« fragte Alex provokant.

Der Alte lächelte emotionslos. »Nein, natürlich nicht. Mein, ich möchte es mal Auftrag nennen, ist, dich zu strafen.«

Überrascht sah Alex ihn an.

»Du weißt, welche Ärgernisse du ausgelöst hast, welche Gesetze du ignoriert hast. Wir sind lange Zeit ruhig geblieben, doch irgendwann ist das Maß voll. Mayra wünscht deinen Tod, doch dafür bist du zu mächtig. Jetzt, wo ich dich kennengelernt habe, weiß ich die richtige Bestrafung für dich. – Folge mir.«

Alex folgte ihm widerwillig. Er ahnte nichts Gutes, doch ließ er sich zwischen dem Alten und Daniel einkeilen. Sie durchschritten einige dunkle Räume, in denen sehr wertvolle Möbel standen, wie Alex erkennen konnte. Brian hätte seine helle Freude daran gefunden.

Ein leicht muffiger Geruch haftete an allem, der Alex' Nase reizte. Schließlich stoppte Dymas in einem großen Zimmer und entzündete mit purer Gedankenkraft eine große Standkerze. Er lächelte Alex zu.

»Wir Vampire werden uns wohl nie an das elektrische Licht gewöhnen.«

Alex antwortete nicht. Sehnsüchtig starrte er durch das große Fenster in den dunklen Himmel. Dymas folgte seinem Blick. Als Alex es bemerkte, schloß er ärgerlich die Augen. Er fühlte sich erfaßt, als hätte der Alte in seinen Gedanken gelesen.

»Also?« Alex' Stimme klang gereizter, als er es beabsichtigt hatte.

Dymas grinste boshaft. »Weißt du, ich war nie ein Herrscher, nicht einmal ein englischer Landlord. Ich war nichts anderes als ein griechischer Sklave. Untergebung war mein Leben. Selbst mein Leben gehörte mir nicht. Du weißt nicht, wovon ich spreche. – Jetzt bin ich eins der mächtigsten Wesen der Welt. Daher wurde ich ausgesandt, dich zu strafen. Denn mir kannst du nicht entkommen. Probier' es ruhig, das wird ein großes Vergnügen werden. Und weißt du, was am wundervollsten ist? – Ich allein werde dein Strafmaß festlegen.« Der Alte glückste leise. »Und ich habe mir etwas wirklich Großartiges ausgedacht. – Zieh' dich aus!«

»Bitte?« Alex rührte sich nicht.

Der Gesichtsausdruck des Alten verhärtete sich. »Zieh dich aus und knie nieder. Du wirst dich Daniel hingeben – hier vor meinen Augen.«

Daniel erstarre.

Wütend sah Alex Dymas an. »Nein, das werde ich nicht.«

»Doch, du wirst. Du wirst dich ihm unterwerfen. Weigerst du dich, werde ich dich brechen.« Er grinste spöttisch, und Alex war klar, daß er auch das genießen würde.

Er schaute zu Daniel hinüber, doch dieser wich seinem Blick aus. Alex knirschte mit den Zähnen. Seine Augen brannten, als er langsam sein Hemd aufknöpfte.

Dymas lächelte verklärt und kam einen Schritt auf ihn zu. Mit seiner eiskalten Hand berührte er Alex' glatte Brust.

»So schön«, flüsterte er und sah in Alex' harte Augen. »Mayra hat dich geliebt wegen deiner Stärke und deiner Schönheit.«

Alex starrte durch ihn hindurch. Er spürte die Aura des Alten wie eine unsichtbare Präsenz. Dymas war eines der stärksten Wesen, denen er bis jetzt begegnet war. Er wußte, daß es keinen Sinn hatte, zu kämpfen.

Langsam ließ er das Hemd zu Boden gleiten. Dann öffnete er die Knöpfe seiner Hose.

Mit einer ihm eigenen sinnlichen Eleganz zog er sich aus. Seine Bewegungen waren langsam und kalt, kälter noch als seine Augen. Daniel hingegen bewegte sich nicht. Er beobachtete Alex – unfähig sich zu rühren. Denn er sollte der Vollstrecker sein.

Das Mondlicht fiel fahl auf Alex' marmorweißen Körper. Fast wirkte er wie eine Statue, bis er sich langsam auf die Knie sinken ließ. Mit halbgeschlossenen Augen sah er sich nach Daniel um. Seine Kiefermuskeln arbeiteten. Seidige schwarze Haarsträhnen fielen in sein Gesicht.

Daniel starrte ihn an. »Nein«, flüsterte er.

Doch ein Blick des Alten genügte, um seinen Widerstand zu brechen. Wie in Trance legte er seine Kleider ab und kniete sich hinter Alex. Dann riß er sich mit den Zähnen eine blutende Wunde am Arm und ließ das dickflüssige Blut über Alex' Rücken laufen.

Trotz des Hasses, der Daniel wie ein Pfeil traf, drückte er Alex sanft zu Boden, so daß dieser auf allen vieren landete. Dieser Anblick erregte Daniel mehr, als alles andere, und er drängte seinen bebenden Körper an Alex.

»Es tut mir so leid.« Sein Flüstern ging in ein leises Stöhnen über, als er Alex nahm. Dieser verharrte bewegungslos mit zusam-

mengebissenen Zähnen. Dymas beugte sich zu Alex herab und starrte ihm ins Gesicht.

»Sind die Schmerzen nicht unendlich viel süßer, wenn man sich einem Freund unterwirft?«

Alex lächelte zuckersüß, doch seine Augen sprühten vor Haß. Schweigend ließ er den Akt über sich ergehen.

Als Daniel sich zurückzog, warf er ihm einen kurzen Blick zu. Blutschweiß stand auf seiner Stirn, sein Mund war leicht geöffnet. Als er Alex' Blick spürte, starrte er beschämtd zu Boden, doch Alex fühlte die Ruhe und die Befriedigung, die Daniel ausstrahlte.

Langsam stand er auf und zog sich wieder an. Dymas beobachtete ihn interessiert. Denn er konnte in Alex' Gedanken nicht lesen.

»War's das?« fragte er zynisch, und der Alte grinste breit. Mit freundlicher Geste deutete er auf die Tür.

»Nach Ihnen, Mylord. Es war mir ein großes Vergnügen.«

Sicher bewegte sich Alex durch das Haus, vorbei an der gefesselten Leiche durch die unbeleuchteten Räume. An der Haustür drehte er sich noch einmal zu Dymas um.

»Mayra hat dich nie geliebt – und weißt du warum? – Weil du immer der Sklave, immer der Diener bleiben wirst. Gleichgültig, wieviel Macht du hast.«

Alex sah ein kurzes, zorniges Aufblitzen in den Augen des Alten. Dann schoß er mit geballter Energie in den dunklen Nachthimmel – zurück, Richtung London.

Der Zorn, der sich seiner auf dem Heimflug bemächtigte, war unbeschreiblich. Er öffnete seinen Mund, und der Schrei, der sich aus seiner Kehle löste, war unmenschlich und ließ denen, die ihn hörten, das Blut in den Adern gefrieren.

Als er sich jedoch seiner Heimatstadt näherte, wußte er, daß er noch nicht nach Hause zurückkehren konnte. Zu tief saß der Schmerz in seinem Innern. Mit einem verzweifelten Aufschrei raste er über London hinweg. Er ließ Europa hinter sich, riß sich die Kleider voller Abscheu vom Leib und verschwand nach einer ganzen Weile in den kargen, verschneiten Wäldern Rußlands.

Dort suchte er seine Brüder, und als er sie gefunden hatte, kuschelte er sich an ihr warmes Fell und ließ sich das Blut vom Körper lecken. Sie heilten seinen Körper, doch seine Seele war verwundet.

Er heulte mit ihnen und jagte mit ihnen. Einige Nächte, bis er die Kraft fand, in seine Heimat zurückzukehren.

*Auf dem Rückflug in meine Heimat kam ich langsam wieder zur Besinnung. Der Wind erfaßte meinen nackten Körper mit ungewohnter Schärfe. Es war tröstlich gewesen, mein Leid den Wölfen zu klagen. Sie waren schon immer meine letzte Zuflucht gewesen. Wenn ich so tief unten war, daß kein Mensch in meine Seele schauen durfte, dann waren sie die einzigen Wesen, die mich verstanden. Und ihre sanften Augen verbargen ihre Wildheit, ihre Rohheit. Bei ihnen fühlte ich mich geborgen, die Gefahr, mich auf alle Viere niederzulassen und bei ihnen zu bleiben, war sehr groß.*

*Doch wie schon so oft zuvor hatte ich mich für die menschliche Gesellschaft entschieden und für Brian – und Gabriel.*

*Leicht landete ich auf einem Balkon meiner Villa. Eine Kerze brannte auf meinem Schreibtisch, und Brian saß davor. Er schien erschöpft, bemerkte meine Ankunft erst, als ich geräuschvoll den*

Riegel der gläsernen Balkontür öffnete. Erschrocken starre er mich an.

Erst jetzt bemerkte ich, daß ich zitterte. Eine eisige Kälte hatte mich erfaßt, meine Seele fror. Und – oh, was mußte ich für ein Anblick sein? Brian konnte den Blick nicht von mir wenden. Ich mußte furchterregend aussehen – und ich war nackt. Ich seufzte geräuschvoll und trat ein.

Immer noch starre er mich an. Ja, ich konnte es ihm nicht verbüeln. Mein Körper war verdreckt, zum Teil noch blutig, meine Haare hingen strähnig vor meinen Augen. Mich verlangte nach Wasser auf meinem Körper – auch wenn ich wußte, daß ich meine Seele nicht reinwaschen konnte.

Brian erhob sich und kam einen Schritt auf mich zu. Er sah mich an, als wäre ich ein hungriges Raubtier.

»Was ist passiert?« flüsterte er schließlich.

Einen Moment dachte ich darüber nach zu antworten, doch die Erinnerung raubte mir die Sprache. Ich schüttelte den Kopf. Eigentlich war ich entsetzt über die Gefühle, die in mir aufwallten. Der Alte hatte mich erkannt. Diese Erniedrigung erschien mir unerträglich.

Ach, es war nicht das erste Mal, daß ich zur Hure geworden war, doch niemals mußte ich mich so unterwerfen – und niemals einem Freund. Würde ich Daniel umbringen, wenn er mir das nächste Mal gegenüberstand? Ich erschauderte bei dem Gedanken. Ich hörte, wie Brian die Balkontür hinter mir schloß, dann spürte ich seine Hand auf meiner Schulter.

»Komm mit mir.«

Ich folgte ihm willenlos. Er führte mich in eines der völlig neu eingerichteten Badezimmer und half mir in die Dusche. Mein Haß schien verraucht, oder vielleicht hatte ich ihn auch nur so

*tief in mir vergraben. Es war mir egal. Ich fühlte mich plötzlich schwach, hilflos, ließ mich von Brian stützen.*

*Erschöpft lehnte ich mich gegen die kühlen Fliesen, Brian drehte das heiße Wasser auf. Ich hörte das Rauschen des Wassers in der Leitung, doch zuckte ich trotzdem erschrocken zusammen, als mich der heiße Strahl traf.*

*Ich wußte, daß Brian mich jetzt gern angefaßt hätte, doch allein der Gedanke ließ mich erschaudern. Schroff wies ich ihn aus dem Bad. Verletzt sah er mich an, doch er ging – ohne zu widersprechen. Ich weiß, das war nicht fair, doch ich mußte noch allein sein, zumindest bis ich körperlich wiederhergestellt war.*

*Ich ließ das heiße Wasser auf meine Haut prasseln und beobachtete den Schmutz, der im Abfluß verschwand. Langsam normalisierte sich mein Zustand, wenn ich denn von einem Normalzustand bei mir sprechen kann.*

*Einigermaßen beruhigt stieg ich aus der Dusche und wagte einen kurzen Blick in den Spiegel. – Mir wäre fast das Herz stehengeblieben! Ein strähniges, hohlwangiges Monstrum starrte mich da an, in dem ich mich schwerlich wiedererkennen konnte.*

*Hastig griff ich nach einem elektrischen Haarschneider und begann mir in rasender Geschwindigkeit, die Haare kurz zu scheren. Lange schwarze Strähnen fielen zu Boden, doch ich achtete nicht darauf. Sie würden innerhalb kurzer Zeit zu Staub zerfallen.*

*Erst, als ich meine Arbeit beendet hatte, wagte ich einen erneuten Blick. Das Ergebnis war nicht perfekt, doch zumindest erkannte ich mich wieder. Gegen die Hohlwangigkeit konnte ich erst später etwas unternehmen.*

*Ich verließ das von mir verursachte Chaos im Badezimmer und zog mich im Schlafzimmer an. Brian war mir in einem Abstand*

gefolgt und beobachtete mich nun. Eine kleine zornige Falte hatte sich zwischen seinen Augenbrauen gebildet. Ich wußte, warum.

Als ich den letzten Knopf meiner Hose geschlossen hatte, ließ ich mich erschöpft auf mein Bett fallen und schloß die Augen. Da waren Bilder in meinem Kopf, die ich nicht verscheuchen konnte. Ich gab einen kleinen würgenden Laut von mir, hatte mich jedoch sofort wieder unter Kontrolle.

Er sprach mich an: »Sagst du mir jetzt, was passiert ist? Wo warst du?«

Ärgerlich setzte ich mich auf. »Mein Gott, Brian, laß mich in Ruhe!« fauchte ich und funkelte ihn an.

Beleidigt starrte er mich an. Dann glättete sich sein Gesicht wieder, und er setzte sich zu mir auf das Bett. Als ich seine Hand auf meiner Haut spürte, zuckte ich zusammen.

»Alex.« Brians Stimme klang drängend.

Ich stöhnte leise. »Bitte Brian, ich kann nicht.« Ein eigenartiges Kribbeln zog durch mein Bewußtsein, und ich bemerkte, wie Brian einen kurzen Blick in meine Gedanken erhaschte. Erschrocken sah er mich an. Ich hielt seinem Blick nicht stand und schloß wieder die Augen.

Sanft strich er über mein kurzgeschorenes Haar und sagte leise: »Ist schon okay.«

Sein beruhigender Tonfall trieb mir die Tränen in die Augen. Entsetzt bedeckte ich mein Gesicht mit meinem Arm. Ich fühlte mich so elend. Mein Gott, ich bemitleidete mich selbst, doch ich konnte es nicht ändern. Ein gequältes Schluchzen entrang sich meiner Kehle, und ich ließ mich von Brian in den Arm nehmen. Es war gut ihn zu spüren, auch wenn mein Stolz nun keinen Penny mehr wert war.

*Er war einfach da und hielt mich fest. Wartete schweigend, bis ich mich wieder beruhigte. Ich betete, daß Gabriel mich nicht so hilflos sah. Ich wollte nicht auch noch alle Selbstachtung verlieren. Es dauerte eine Weile, bis ich mich wieder unter Kontrolle hatte. Stumm reichte Brian mir ein angefeuchtetes Handtuch, mit dem ich mein blutiges Gesicht abwaschen konnte.*

**»Wirst du ihn töten?«** fragte er dann vorsichtig.

*Ich lächelte matt. »Nein. Der eine ist zu mächtig und der andere – mal sehen.«*

**Brian starrte mich an. »Es war ... es war Daniel, nicht wahr?«**

*Schweigend hielt ich seinem Blick stand und biß mir auf die Zunge. Meine Zähne knirschten geräuschvoll, als die Muskeln in meinem Gesicht zu zucken begannen. »Und wenn es so wäre, würde es nichts ändern«, sagte ich schließlich gepreßt. Wütend trieb ich die Gedanken aus meinem Kopf und sagte nach kurzer Zeit: »Joey ist tot.«*

**Und mit einem humorlosen Lächeln fügte ich hinzu: »Dieselben Täter.«**

*Ich sah, wie Brian aufatmete. Es mußte eine Genugtuung für ihn sein, vom Tod seines Peinigers zu erfahren. Würde ich mich vielleicht auch über Daniels Tod freuen? Ich seufzte wieder. Wahrscheinlich nicht.*

**»Was bedeutet das für den Kreis?«**

*»Wahrscheinlich nicht viel. Für uns bedeutet es allerdings, daß das Hauptquartier mit großer Wahrscheinlichkeit hier in London ist. Es sind zu viele Leute hier, als daß es ein Zufall sein könnte. Wir haben uns sozusagen mitten in einen Ameisenhaufen hineingesetzt. Nun gut, mehr weiß ich allerdings nicht. Worüber ich mir Sorgen mache, ist die Tatsache, daß der gute Joey unsere*

*Namen wußte. Ich hoffe nicht, daß sie auch über unseren Wohnsitz informiert sind.«*

*»Eher unwahrscheinlich, oder was meinst du?«*

*»Wir sollten auf der Hut sein, aber um die Zelte gleich abzubrechen erscheint es mir auch noch ein bißchen früh.« Etwas mühsam stand ich auf und streckte meine steifen Glieder.*

*Brian beobachtete mich erstaunt. »Was hast du vor?«*

*Ich starrte ihn aus blutunterlaufenen Augen an. »Zeit zum Jagen.« Mit diesen Worten verschwand ich und machte mich auf die Suche nach einem Leckerbissen, mit dem ich meine Stimmung ein wenig anheben konnte.*

*In Brians Kopf war ein Plan entstanden, der mit dem Tod Joey Wilders zur Gewißheit geworden war. Er wollte sich an Joeys Stelle mit dem jungen Clairley treffen. Er wußte, daß er nur so eine Möglichkeit hatte an die Tagebücher des Vaters heranzukommen. Denn – wie Brian ihn einschätzte – hatte er die Bücher mit nach London genommen. Er mußte sich Clairley nur noch so weit nähern, daß dieser ihn mit in sein Hotelzimmer nahm.*

*»Du willst was?« Gabriel kicherte vergnügt – als er davon erfuhr – und lehnte sich in einem der Wohnzimmersessel zurück.*

*Brian runzelte die Stirn. »Es ist die einzige Möglichkeit, an ihn heranzukommen. Er muß mich doch mögen.«*

*Ich lächelte ihn an. »Ein wundervoller Plan, Brian. Doch meinst du, er wird darauf hereinfallen?«*

*Brian nickte unsicher. »Ich denke, ja.« Dann lachte er leise. »Ich habe schon ganz andere Leute getäuscht.«*

*Überrascht sah ich ihn an. Er hatte einfach immer neue Seiten, auf die ich noch nie zuvor einen Blick hatte werfen können*

»Meinetwegen. Ich habe zumindest keine bessere Idee.«

Gabriel sprang auf. »Dann laß uns jetzt das passende Outfit für deinen Auftritt aussuchen, Brian. Komm.«

Er griff Brian am Arm und zog ihn mit sich nach draußen. Brian folgte ihm mit gequälttem Gesicht. Ich blieb nachdenklich zurück. Noch immer zerrte die Erinnerung der letzten Tage an mir. Mehr als einmal hatte ich mir vorgestellt, was ich machen würde, wenn Daniel mir plötzlich gegenüberstünd. Ich wußte, daß es irgendwann einmal zu dieser Begegnung kommen mußte, wahrscheinlich eher, als ich mir wünschte. Doch was um alles in der Welt hatten sie damit erreicht? Ich würde mich nicht ändern, gefiel ich mir doch recht gut in meiner Haut. Sie hatten mir einen Denkzettel verpassen wollen, doch als einzige Folge war eine kleine gelbe Zornesflamme entstanden, die tief in mir angefangen hatte zu flackern. In diesem Moment wußte ich, daß ich mich rächen würde. Nicht an Daniel, nein – sondern an all denen, die glaubten, Gott spielen zu können.

Ihre langen fuchsroten Haare glänzten, als die ersten Sonnenstrahlen darauf fielen. »Komm, Alexander«, lockte sie ausgelassen.

Sie lief über die Wiese hinüber zu den Pferden, die die Nacht im Freien verbracht hatte. Wahrscheinlich waren William und Robert wieder im Dorf gewesen ...

Alex folgte ihr. Die warmen Sonnenstrahlen erwärmten seine Haut und vertrieben dunkle Gedanken. Niemand würde sie hier finden. Nicht einmal die Mägde und Knechte waren auf. Munter begrüßte sie die Pferde, ihre vierbeinigen Freunde. Einer zier-

lichen Schimmelstute drückte sie einen schmatzenden Kuß auf die Stirn. Das Pferd hörte für einen Moment auf zu grasen. Fast konnte Alex die Verwunderung in den Augen des Tieres erkennen.

Er begann zu laufen und holte sie fast ein. Doch sie entwischte ihm im letzten Augenblick und rannte geschickt in den Wald. Die langen Kleider flogen um ihre Beine, doch sie stolperte nicht ein einziges Mal.

Alex setzte ihr nach und entdeckte sie schließlich auf einer kleinen Lichtung. Sie stand lächelnd an einer großen Eiche und wartete. Alex lief auf sie zu.

»Oh, du bist wohl noch nicht ganz wach, liebster Alexander«, neckte sie ihn.

Doch er verschloß ihren Mund mit einem leidenschaftlichen Kuß. Seine Hand umschloß ihre feste Brust, und sie lachte leise.

»Kannst es wohl kaum noch erwarten.«

Alex spürte, wie seine Männlichkeit anschwoll und seine Hose auswölbte. Er fühlte ihre kleine Hand in seine Hose gleiten und seufzte leise.

»Laß es uns hier tun«, flüsterte er. »Niemand wird uns hier entdecken.«

Sie biß sanft in sein Ohr und ihre kleine rosa Zunge wanderte feucht an seinem Hals entlang. Langsam versuchte er sie zu Boden zu ziehen, doch sie sträubte sich.

»Ich mag mich nicht in den Morgentau legen. Meine ganze Kleidung wird naß werden, und das kann ich zu Hause niemandem erklären.«

Eine kleine enttäuschte Falte erschien zwischen Alex' Augenbrauen. Doch sie lächelte ihn an. Mit einem Schwung schlug sie die Röcke hoch und zeigte ihm ihren straffen weißen Po.

Er starrte sie an.

»Was soll das?« fragte er schließlich unsicher und streichelte ihre samtweiche Haut.

Sie lachte. »Na, komm schon. William erzählte mir, daß ihr es im Dorf ziemlich wild treibt – dann wirst du es mit mir doch auch wohl schaffen.«

»Aber das ist doch etwas völlig anderes«, wandte Alex verdutzt ein. »Du bist schließlich keine Dorfhure.« Und bereute sofort, was er gesagt hatte. Sie wollte doch nicht wissen, daß er es auch mit den leichten Mädchen trieb. Aber sie nahm es ihm nicht übel.

»Stell dir einfach vor, ich wäre eine – oder findest du mich etwa nicht attraktiv?« Sie wackelte verführerisch mit dem Hintern.

»Doch, natürlich«, antwortete Alex benommen.

Langsam knöpfte er seine Hose auf und ließ sie auf die Oberschenkel rutschen. Dann stellte er sich hinter sie und umfaßte fest ihre Hüften.

Überrascht stützte sie sich am Stamm des Baumes ab und keuchte, als sie seine Größe an ihrem warmen Fleisch spürte. Als ihre Hitze ihn umschloß, glaubte er die Besinnung verlieren zu müssen.

Sie lachte leise, als sie sein Stöhnen vernahm. Dann drehte sie sich ein wenig zu ihm um und fragte: »Gibt es eigentlich einen Wettbewerb zwischen euch Brüdern? Wer die meisten Mädchen flachlegt?«

Alex öffnete erstaunt die Augen und sah in ihr Gesicht. Doch es war kein Gesicht mehr, denn es löste sich vor seinen Augen zu Staub auf. Und während sie mit ihm sprach, sah er, wie sie verfiel. Sah wie die Lippen sich auflösten und den Blick auf die Zähne freigaben. Wie der Staub sich auf ihrem Kleid sammelte. Er keuchte entsetzt und ließ von ihr ab.

»Was hast du denn?« fragte der herunterrutschende Mund.

Alex schrie und begann zu laufen. Doch nach wenigen Metern verhedderte er sich in seiner herunterrutschenden Hose und fiel. Hart krachte er mit dem Kinn auf einen Baumstumpf und blieb liegen. Er wartete auf den Tod, darauf, daß dieses Monstrum sich über ihn beugte – doch nichts geschah.

Als Alex am nächsten Abend aufwachte, war seine Kleidung mit Blutschweiß getränkt. Ärgerlich zog er sich um. Jede Szene seines Traumes brannte in seinem Gehirn.

Clairley traf statt des erwarteten Joey Wilder eine auffallend hübsche, junge Frau an. Sie hatte halblange blonde Haare, unendlich lange Beine und ein interessantes Gesicht mit sehr hohen Wangenknochen. Ihre grünen Augen blitzten ihn amüsiert an.

Er war überrascht. Die Frau erhob sich, und Clairley bemerkte erst jetzt, daß sie mindestens so groß war wie er. Freundlich streckte sie ihm die Hand entgegen.

»Mr. Clairley?« Ihre Stimme war weich, und Clairley machte einen feinen Akzent aus, den er noch nicht zuordnen konnte. Er ergriff ihre Hand.

»Ja, der bin ich. Mit wem habe ich die Ehre?«

»Susan Girome«, antwortete sie. »Ich bin als Vertretung für Mr. Wilder eingesprungen. Sie waren doch mit ihm verabredet, nicht wahr?«

Er nickte und schenkte der jungen Frau ein wohlwollendes Lächeln.

»Ja, doch seit meinem letzten Gespräch mit ihm hat sich einiges getan. Ich weiß nicht, ob sie darüber informiert wurden?«

»Es kommt darauf an«, antwortete sie und schenkte ihm ein süßes Lächeln.

Clairley bemerkte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoß.

»Ich habe persönlich mit William Ripley gesprochen«, verkündete er dann großspurig und wartete, bis sie anerkennend nickte.  
»Und ich habe bereits die Erlaubnis SIE zu treffen. Sie wissen schon, wen ich meine.«

»Oh«, sagte die junge Frau mit einem Schmollmund. »Es ist merkwürdig, daß ich nicht informiert wurde. Dann ist meine Aufgabe jetzt beendet.« Sie drehte sich langsam auf ihren hohen Absätzen und stöckelte zur Tür.

»Halt, warten Sie.« Clairley machte zwei lange Schritte hinter ihr her. »Möchten Sie vielleicht noch etwas mit mir trinken? Ich meine, wir gehören jetzt ja sozusagen zum gleichen ... Verein. Es gibt sicher viele interessante Themen, über die wir uns unterhalten können.«

Die junge Frau drehte sich lächelnd um. Wie alt mochte sie sein, fragte sich Clairley.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie und betrachtete ihn von oben bis unten. Schließlich nickte sie. »Na gut, wo möchten Sie hin?«

»Ich möchte nicht, daß Sie jetzt etwas Falsches von mir denken, aber die Bar des Hotels, in dem ich wohne, ist ganz hervorragend. Wir könnten dort hinfahren. Sind Sie mit dem Auto hier?«

Die junge Frau lächelte wieder. »Ja, bin ich. Und Sie – ganz Gentleman – wollen mit mir mitfahren?«

Clairley brannten die Wangen. »Wenn es Ihnen keine Umstände macht.« Und dann lächelte er plötzlich listig.

»Sie sind doch auch Mitglied des Kreises, nicht wahr?« Die Frau nickte. »Dann habe ich auch eine Entschädigung für mein

flegelhaftes Benehmen. Ich habe einige Tagebücher in meinem Zimmer, die Sie bestimmt auch interessieren.«

Jetzt lachte sie offen, und Clairley starre fasziniert auf ihre kleinen strahlendweißen Zähne.

»Ich hoffe nicht, Ihre eigenen?«

Beleidigt sah Clairley sie an. »Natürlich nicht. Die meines Vaters.«

»Oh«, sagte sie. »Das ist natürlich wirklich interessant.«

Gemeinsam stiegen sie in einen silbernen Roadster, den Clairley bewundernd anstarrte. Sie fuhren von Blackfriars über die Queen Victoria Street Richtung Tower.

Clairley bemühte sich ein interessanter Gesprächspartner zu sein, und die junge Frau lächelte ihn an. Natürlich versuchte er den Eindruck zu erwecken, daß er sich in der Organisation des Kreises bestens auskannte. Er wollte ihr schließlich nicht unterlegen sein. Und so gab er auch den Namen des Ortes preis, an dem er sich mit IHR treffen würde. Die junge Frau nickte. Für sie war das alles selbstverständlich nichts Neues.

Sie hielt auf dem Parkplatz des Hotels, und gemeinsam stiegen sie aus. Clairley hatte offensichtlich nicht den günstigsten Geschmack, und auch die Hotelbar war ganz so, wie die junge Frau es sich vorgestellt hatte. Sie nahmen einige Drinks an der Bar – Clairley einige mehr, als sie, denn offenbar war er nervös – und sie ließ sich schließlich mit kokettem Blick überreden, mit in sein Zimmer zu kommen.

»Zeigen Sie mir nun die geheimen Tagebücher?« fragte sie schmollend. Clairley nickte eifrig.

»Sie glauben wohl, ich hätte Ihnen etwas vorgeflunkert, was?« Aus einem Geheimfach seines Koffers zog er einige recht mit-

genommene Bücher hervor. Auf deren Einbänden standen verschiedene Daten. Die junge Frau nahm eines der Bücher entgegen.

»Solche Schätze – da hat Ihr Vater aber wirklich akribisch Buch geführt.«

»Ja, das hat er«, antwortete Clairley stolz. Endlich konnte er stolz sein auf seinen Vater.

Wieder lächelte die junge Frau ihn an, doch diesmal wirkte es eigenartig. Als ob irgendetwas nicht stimmte. Clairley glückste etwas. War seine Wahrnehmung denn schon jetzt vom Alkohol getrübt? Er kam zu ihr hinüber und nahm ihren Arm, um sie zu sich hochzuziehen. Erstaunt legte sie das Buch beiseite.

»Was ist los?« fragte sie schließlich. Doch die Antwort erübrigte sich, denn Clairley fuhr besitzergreifend mit der Hand über ihren schlanken Schenkel.

»Ich denke, wir kommen jetzt zum gemütlichen Teil des Abends«, nuschelte er schließlich und drängte sie zum Bett. Er bemerkte nicht mehr, daß die Augen der jungen Frau sich gefährlich verdunkelt hatten.

Insgesamt waren es vier Tagebücher, die Brian mitnahm und eine Leiche, die er zurückließ. Gute Ausbeute, dachte er und grinste. Er verließ das Hotel und schraubte in der nächsten Seitenstraße seine eigenen Nummernschilder wieder an sein Auto. Dann machte er sich auf den Weg nach Hause.

Nur Alex war da, als er die Villa betrat. Er starnte ihn einen Moment lang an, dann bedeutete er Brian ihm ins Wohnzimmer zu folgen.

Brian setzte sich auf die Couch, zog die Highheels aus und schlug die Beine übereinander.

»Du glaubst gar nicht, wie ertragreich dieser Abend war, mein lieber Alex.«

Er legte die vier Tagebücher auf den Tisch.

»Aber das ist noch lange nicht alles. Der gute Clairley war so angetan von mir, daß er aus dem Nähkästchen geplaudert hat. Er hatte wirklich ein großes Problem – er wollte mich. Hätte er erfahren, daß ich ein Mann bin, hätte er sich wahrscheinlich übergeben müssen.« Er grinste.

Alex schluckte. »Wie fühlst du dich so?«

»Ist das die einzige Frage, die dir auf der Zunge brennt? – Ich fühle mich wie ein Mann in Frauenkleidern. Ich bin nicht trans. Der Körper, in dem ich stecke, ist schon der richtige. Reicht das als Antwort?« Brian runzelte die Stirn.

Alex schüttelte verwirrt den Kopf. »Ähm, es tut mir leid. Aber ich bin völlig fasziniert von ... von deinen Beinen.«

Brian lachte. »Alex, diese Beine habe ich schon immer gehabt.«

Aber die Spannung, die von Alex ausging, übertrug sich langsam auf ihn. Sollte das wirklich seine Chance sein?

Grazil stand er auf und kam zu Alex hinüber. Dieser räusperte sich unsicher, dann stand er plötzlich auf und nahm Brian an der Hand. Eilig zog er ihn hinter sich her in sein Schlafzimmer, als hätte er Angst, seinen Entschluß noch einmal zu ändern.

Alex spürte, wie die Lust ihn überrollte. Er schloß einen Moment die Augen, wissend, daß er die Kontrolle verlor. Als er sie wieder öffnete, sah er, daß Brian ihn anlächelte. Vorsichtig streifte Alex ihm die blonde Perücke vom Kopf und strubbelte durch sein kurzes braunes Haar. Doch die Weiblichkeit, die Brian ausstrahlte, blieb bestehen.

Alex bemerkte, daß Brian etwas sagen wollte und verschloß ihm hastig die Lippen mit einem feurigen Kuß. Brian gab sich der Umarmung hin, denn seine Sehnsucht nach Alex' brannte nicht

nur in seinem Herzen. Alex' Küsse waren wie Feuer auf seiner Haut, seine leise geflüsterten Worte prickelten in Brians Kopf.

Er spürte, wie Alex seine Hände unter den kurzen Rock schob und die Hose, die er trug, mit einem winzigen Ruck zerriß. Brians Knie gaben nach, doch Alex hielt ihn fest. Vorsichtig drängte er Brian zu seinen Bett.

Brian starrte ihn fasziniert an und öffnete dann mit einem wollüstigen Blitzen seiner smaragd-grünen Augen Alex' Hose. Der ließ diese Entkleidung geschehen, erstaunt über die sexuelle Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte. Als er schließlich ganz nackt war, schob er Brian weiter auf das Bett. Dann schlängelte er einen Arm um Brians Taille und drehte ihn auf den Bauch.

Er spürte, daß Brian zitterte. Er hob den schlanken Körper seines Freundes an und schob mit der freien Hand den kurzen Rock, den dieser noch trug, hoch. Dann drang er in ihn ein. Hielt ihn fest, als Brian stärker zu zittern begann und sich kaum auf den Knien halten konnte. Mit der anderen Hand umschloß er Brians Erektion.

Wie in Trance bewegten sich ihre Körper – und Gabriel stand in der offenen Tür und sah zu. Es dauerte sehr lange, bis Alex ihn bemerkte und mit einem scharfen Blick hinausbefahl. Gabriel grinste ihn an.

Brian hatte sein Innehalten bemerkt und fragte stöhnend: »Was ist?« »Nichts«, antwortete Alex und faßte in die seidigen Haare seines Freundes. Unsanft drehte er Brians Kopf, bis er in seine Augen sehen konnte.

»Schau mich an«, forderte er.

Doch Brian schloß die Augen erschrocken, als er Alex' Gesichtsausdruck sah.

»Du sollst mich anschauen«, fauchte er wütend, und als Brian die Augen öffnete, sah Alex die Tränen und den Schmerz darin stehen. Er ließ Brians Haare los. Dann wurde er wieder sanfter und trieb seinen Freund mit langsamen Stößen bis zum Höhepunkt. Als er Brians Saft auf seinen Händen spürte und die ekstatischen Zuckungen ihn mitrissen, explodierte er selbst mit einem animalischen Aufschrei.

Brian keuchte erschrocken, und er wußte, daß er eine Ladung Blut bekommen hatte, denn sein Inneres brannte. Das zerstörte Gewebe heilte in Sekunden, doch die Schmerzen trieben ihn an den Rand des Wahnsinns. Er wagte nicht, sich zu bewegen.

Erschöpft ließ Alex von ihm ab und fiel neben ihm auf das Bett. Und schließlich ließ auch Brian sich vorsichtig auf den Bauch sinken. Seine Atmung normalisierte sich langsam, und auch die verkrampten Muskeln lockerten sich, als er sich auf den Rücken drehte. Einen Moment ließ er seine Gedanken davondriften, dann bemerkte er, wie Alex sich aufsetzte.

»Nein, Alex, bitte nicht.«

»Was denn?« fragte Alex überrascht.

»Du sagst jetzt irgendetwas, was meine gute Laune sofort verschwinden läßt.«

Nachdenklich sah Alex ihn an. »Ja, das muß ich – glaube ich.«

Brian legte seinen Arm über die Augen. »Nein, bitte verschon' mich.«

»Es tut mir leid, aber das geht nicht.«

»Okay, dann schieß los«, sagte Brian und nahm den Arm wieder von den Augen.

»Du mußt jetzt ja glauben, daß ich das nur getan hab, weil du – oh man, weil du Frauenkleidung anhattest.«

Brian lächelte schief. »Ist das nicht naheliegend?«

»Doch«, gab Alex zerknirscht zu. »Aber das ist nur ein Grund. Brian, du weißt, daß ich dich als Mann liebe. Oh, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, dir das alles zu erklären.«

»Mußt du es mir denn unbedingt erklären?« fragte Brian geduldig.

»Ja, das muß ich«, erwiderte Alex heftig und ließ sich auf die Ellenbogen zurücksinken. »Mir ist das nämlich alles ... unangenehm.«

Brian starrte ihn an.

Doch Alex fuhr unbeirrt fort: »Das war nicht fair dir gegenüber, und deswegen möchte ich es erklären. – Wenn ich kann«, fügte er seufzend hinzu.

»Okay«, sagte Brian und stand auf. »Aber vorher werde ich diese Sachen ausziehen.«

Alex wartete, bis Brian wieder zu ihm ins Bett kam. Vorsichtig strich er über den makellosen Rücken seines Freundes.

Dann begann er leise: »Brian, du bist ein wirklich interessantes Wesen. Schon als Mensch warst du irgendwie unwirklich. Du weißt, wie du auf mich wirkst. Du hast eine intensive Ausstrahlung, die mich fasziniert. Aber diese Ausstrahlung hast du für mich nicht als Mann – und auch nicht als Frau. Du hast etwas betörend Androgynes an dir, was dich zwar begehrenswert, doch auch sehr fremd macht. Und eben – da hatte ich die Möglichkeit damit umzugehen, denn ich konnte dich als Frau sehen. – Jetzt schau mich nicht so gekränkt an. Ich wußte die ganze Zeit, mit wem ich es getrieben habe. Und ich wollte es ja auch mit dir. Aber allein die Tatsache, daß ich es überhaupt wollte, hat mich schon aus der Fassung gebracht. Verstehst du das?«

Brian überlegte kurz. »Nein, ich glaube nicht.«

Alex seufzte.

»Das wundert mich auch nicht. Aber ich habe seit, ah, über 360 Jahren nicht mehr so ein intensives Verlangen gespürt. – Ach, und es kam noch etwas dazu. Ich habe seit einiger Zeit einen immer wiederkehrenden Traum. Dieser Traum quält mich sehr, denn er ist ein Teil meiner Erinnerung. Aber dadurch, daß wir es eben so miteinander getan haben, konnte ich diese Erinnerung verdrängen. Ich kann sie jetzt überlagern – mit deinem Gesicht. Dafür habe ich dich benutzt und ... und jetzt schäme ich mich. Es tut mir leid, Brian.«

Brian sah ihn eine Weile schweigend an. In seinem Kopf arbeitete es, und er biß sich nervös auf die Unterlippe.

Schließlich sagte er leise: »Weißt du was, Alex? Halt jetzt einfach den Mund und nimm' mich wenigstens noch in den Arm. Es war gut so, wie es passiert ist – vielleicht ergibt sich ja noch einmal irgendwann eine etwas – angenehmere Situation.«

Sie lagen noch eine ganze Weile zusammen auf Alex' Bett und genossen die Nähe des anderen. Schließlich krabbelte Alex über Brian hinweg und stand auf. Er fuhr sich mit den gespreizten Fingern durch das dichte schwarze Haar und betrachtete sich im Spiegel.

»Narziß«, flüsterte Brian dicht hinter ihm. Auch er war aufgestanden. Alex drehte sich um und lächelte versonnen.

»Meinetwegen«, gab er zurück.

Gabriel wartete unten im geräumigen Salon auf sie, die Beine auf der Couch ausgestreckt. Als Brian und Alex den Raum betraten, stand er auf. Er sah von Alex zu Brian. Dann wieder zu Alex. Er fing an zu grinsen.

»Na, die – Herren? War Brian ein guter Fick?«

Ohne Vorwarnung schlug Alex Gabriel hart ins Gesicht. Doch dieser verzog kaum die Mundwinkel.

»Danke, Vater«, sagte er und neigte leicht den Kopf.

Alex' Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Grinsen. Er bedeutete den beiden sich zu setzen. »Wein?«

Die beiden nickten, und Brian nahm eines der Tagebücher zur Hand. Schweigend blätterte er darin herum.

»Was ist das?« fragte Gabriel interessiert und schlug ebenfalls ein Buch auf.

»Die Tagebücher von Benjamin Clairley. Nach ihnen hat er sein doch sehr aufschlußreiches Buch geschrieben.«

»Was uns offensichtlich mehr in Aufruhr versetzt hat als nötig«, unterbrach Alex ihn. »Es bleibt, wie es ist: die meisten Menschen glauben nicht an unsere Existenz.«

»Trotzdem erschreckend«, murmelte Brian vertieft und versäumte, Alex das Glas aus der Hand zu nehmen. Einen Augenblick schwiebte es in der Luft, gehalten nur durch Alex' Gedanken, bis Gabriel es ergriff und auf den Tisch stellte. Erstaunt sah Gabriel Alex an.

»Du erwähntest andere Informationen, die dir noch wichtiger erschienen?« hakte Alex nach und setzte sich mit steifen Beinen in einen Sessel. Gabriel beobachtete ihn grinsend.

Brian schaute auf.

»Ja. Clairley erzählte mir, daß er das Oberhaupt des Kreises zu treffen gedenkt. Die Genehmigung dazu hatte er schon. Es ist alles ziemlich geheimnisvoll, aber soweit ich ihn verstanden habe, ist das Oberhaupt, also der Anführer dieses großen weltweit organisierten Bündnisses eine uralte Frau. – Schätze, sie wird in diesen Aufzeichnungen noch erwähnt. Und Clairley verriet mir, wo sie zu finden ist. Ich glaube nicht, daß sie eine alte Frau ständig herumkutschieren, um ihren Aufenthaltsort zu ändern.«

»Sag mal, dieser Clairley ist wohl ein ziemlicher Idiot, was?« fragte Gabriel und schüttelte den Kopf.

»War, mein Lieber, war«, sagte Brian schmunzelnd.

Alex starnte ihn mit großen Augen an. »Das ist ja einmalig. Mit so viel Erfolg hätte ich nicht gerechnet. Laßt uns jetzt schnell die Bücher durchforsten und schauen, daß wir keine wichtigen Informationen außer Acht lassen. Und dann«, er grinste boshhaft, »dann vernichten wir sie einfach.«

Gabriel grinste und langte nach einem der Bücher. In Windeseile überflogen sie die dichtbeschriebenen Blätter, die haargenauen Beobachtungen und auch die Intrigen, die den Kreis von Merrick mehr und mehr zerrütteten.

Clairley war ein guter Beobachter gewesen und hatte sich weit in die Welt der Untoten vorgewagt, ohne größeren Schaden an Leib und Seele zu nehmen.

Plötzlich gab Gabriel einen überraschten Laut von sich.

»Ich fürchte, das gibt Ärger«, sagte er leise und hielt Alex das Buch vor die Nase. Dieser las vor:

23. 09.1967

*Ich habe heute eine ganz interessante Entdeckung gemacht, eine, die ich dem Zirkel vorenthalten werde. Denn z.Z. ist alles so ungeordnet, daß ich befürchten muß, daß SIE den Namen, den ich ihr geben kann, missbraucht. Ich habe einen Menschen aufgespürt, der Kontakt zu Vampiren hat – freundschaftlichen, wie es scheint. Denn sie tun ihm nichts. Ich überlege, ob ich ihn ansprechen soll – vielleicht arbeitet er mit mir zusammen? – doch ich scheue mich davor, meine Tarnung aufzugeben. Nein, besser ist es wohl, versteckt weiterzuarbeiten, ihn einfach zu beobachten. Henry Berkeley ist sein Name, ein faszinierender Mensch. Schade, daß er auf*

*der gegnerischen Seite agiert. Aber sein Name wird mein Geheimnis bleiben, meine Verbindung zu den Vampiren.*

»Wer hat diese Eintragungen bis jetzt wohl noch gelesen?« fragte Brian erschüttert. Alex schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, aber wir sind sicher nicht die einzigen. Ich muß Henry abpassen – er muß sein Haus erstmal verlassen. Wenn sie seinen Namen kennen, dann ist er in Gefahr.«

»Aber dein Freund wird erst in dieser Nacht aus Frankreich zurückkommen, vielleicht sogar erst morgen früh. Er hat doch seine Tochter wieder dorthin zurückgebracht«, wandte Gabriel ein.

»Dann muß ich halt bis morgen warten«, sagte Alex grimmig. »Falls einer den Namen kennt, wird er sich hüten, Henry nach Sonnenuntergang einen Besuch abzustatten.«

*Ich war – wie ich gestehen muß – relativ erschrocken, daß der alte Clairley Henrys Namen gekannt hatte. Denn immerhin betraf das auch mich. Hatte er mich vielleicht damals auch beobachtet? Hatte er mich im Sanatorium wiedererkannt?*

*Wenn ja, hatte er es sehr gut verborgen. Aber darüber brauchte ich mir den Kopf nicht mehr zu zerbrechen. Viel wichtiger war, daß ich Henry schützen mußte. Ich war überzeugt davon, daß sein Name längst kein sorgsam gehütetes Geheimnis mehr war. Und wenn der Kreis ihn erst einmal in die Mangel nahm ... Henry war ein alter Mann, die Chance, daß sie ihn umbrachten war unverhältnismäßig groß.*

*Ich verschaffte mir also Zugang zu seinem wunderschönen alten Haus und machte es mir in seinem Wohnzimmer gemütlich.*

Leider waren Gabriels Worte nicht völlig aus der Luft gegriffen: Es war sehr wahrscheinlich, daß Henry erst am frühen Morgen zurückkehrte. Aber ich mußte solange ausharren, ob es mir paßte oder nicht. Eine Nachricht würde der alte Sturkopf für unwichtig halten und vermutlich eh erst lesen, wenn er seine Koffer ausgepackt hatte.

Eigentlich war ich wütend über all diese Vorgänge und vor allem, daß ich mich wieder so in Gesellschaft verstrickt hatte. Ich war wieder einmal gefangen in einem System aus Erwartungen und Verpflichtungen, daß ich fast nicht mehr ich selbst sein konnte. Aber zu allem Übel kam zu diesem System auch noch mein Gewissen, daß es mir unmöglich machte, mich einfach zu lösen und – zu verschwinden. Ich seufzte. Und wartete.

Die Zeit schien dahinzuschnecken. Ich vertrieb sie, indem ich in einigen Büchern herumblätterte, andere komplett durchlas, Henrys Weinkeller durchstöberte und dabei lauthals sang. Ich brauchte keinen Besuch zu befürchten. Ich wartete.

Gegen Morgen, das Grau des hereinbrechenden Tages war nicht mehr aufzuhalten, bemerkte ich eine gewisse Schläfrigkeit in meinen Gliedern. Ich schloß für einen Moment die Augen und war auch schon eingeschlafen. Erst, als ich Henrys schwere Schritte im Flur hörte, wachte ich wieder auf. Die Sonne war bereits aufgegangen, auch wenn sie sich hinter einer dicken Wolkenschicht verbarg.

Erschrocken schloß ich die Augen und tastete nach meiner Sonnenbrille. Meine Bewegungen waren unendlich langsam. Ich kniff die Augen zu zwei schmalen Sehschlitzten zusammen und sah, daß Henry entsetzt auf mich zu kam.

»Was um Gottes Willen machst du hier?« hörte ich ihn fragen, doch ich konnte nicht antworten. Meine Zunge lag wie ein Stück

*Blei in meinem Mund. Selbst meine Gedanken waren wie müde Fische in einem trüben Gewässer.*

*Ich atmete schwer und geräuschvoll ein – hatte es offensichtlich schon länger nicht mehr getan. Die Luft war dick – wie Wasser. Jeder weitere Atemzug eine Qual.*

*Wie in Zeitlupe setzte ich mich auf.*

*»Der Kreis ... von Merrick«, brachte ich schließlich mühsam lallend hervor. Ich sah, wie sich Henrys Gesichtsausdruck veränderte.*

*»Was ist mit dem Kreis? Wissen sie etwas – von euch?«*

*Ich schüttelte mühsam den Kopf.*

*»Von mir? – Oh mein Gott.« Henry wurde bleich, sein Gesicht spannte sich, was ihn auf eigentümliche Art jünger werden ließ. Rasch raffte er einige Manuskripte, die auf seinem Schreibtisch lagen, zusammen und warf sie in eine neue Reisetasche, die er aus einem Schrank hervorzog. Auch Kleidungsstücke und Toilettenartikel flogen mit einer erstaunlichen Achtlosigkeit in die Tasche. Hektisch sah er sich um.*

*»Hoffentlich beschädigen sie nichts«, murmelte er und wurde dann nachdenklich. »Muß ich wirklich fliehen?« fragte er und sah mich an.*

*»Ja«, gurgelte ich, und ein schwerer Hustenanfall überfiel mich. Henry trat einen Schritt auf mich zu.*

*»Ich muß dich jetzt verpacken, nicht wahr? Hoffentlich schaffe ich es, dich rechtzeitig zum Wagen zu bringen.« Vorsichtig zog er die Sonnenbrille aus meiner Tasche und setzte sie auf meine Nase. Dann holte einen schwarzen breitmäppigen Hut und schwarze Lederhandschuhe aus seiner Garderobe, ebenso einen dicken Schal. Er bemühte sich, soviel wie eben möglich von meinem*

*Körper vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Ich konnte nur zusehen – es war ein merkwürdiges Gefühl.*

*Er verschwand für einen Augenblick, um seine Reisetasche im Auto zu verstauen. Als er wiederkam, war sein Gesicht etwas entspannter.*

**»Noch ist alles ruhig.«**

*Er umfaßte beherzt meine Taille und zog mich mit erstaunlicher Kraft aus dem Sessel. Meine Beine gaben sofort nach, und für einen Moment dachte ich, daß wir beide zu Boden gehen. Die Vorstellung war irgendwie erheiternd, und meine Mundwinkel zogen sich minimal nach oben. Doch Henry hatte es bemerkt.*

*»Ich wüßte nicht, was es hier zu lachen gibt«, sagte er ärgerlich und faßte mich noch ein wenig fester.*

*»Versuch jetzt, zu gehen«, sagte er schließlich, und ich bemerkte Schweißperlen auf seiner Stirn. Doch meine Beine gehorchten nicht – zumindest nicht mir. Mühsam schlurfte ich sie über den Boden, und meine Füße kamen in einem unmöglichen Winkel auf. Aber wir schafften trotzdem einige Meter, bis meine Beine sich verhedderten und ich nach vorn fiel.*

*Mit unglaublicher Kraft riß Henry mich hoch und keuchte: »Ich kann von Glück sagen, daß du so ein zierliches Bürschchen bist. Aber momentan kommst du mir vor ...« Wie eine Leiche, vervollständigte ich in Gedanken, doch Henry sagte: »Wie ein nasser Sack.«*

*Na, das war nicht schmeichelhaft, aber besser, als mein Gedankengang. Wir verließen das Haus im Schneekentempo durch den Seiteneingang, und Henry schleifte mich zum Auto. Das Tageslicht verbrannte mein Gesicht und meine Augen, und jeder Schritt fiel mir schwerer. Die Sonne schien meine letzten Energiereserven aufzubrauchen.*

Als ich endlich im Auto saß und hörte, wie Henry den Motor anließ, spürte ich meinen Körper nicht mehr. Sehen konnte ich schon lange nicht mehr. Krampfhaft versuchte ich, in einem Wachzustand auszuhalten, denn wenn ich erst einmal einschlief und Henry später versuchte, mich zu wecken, war ich eine unkalkulierbare Gefahr für ihn.

»Ich bringe dich zu eurem Haus und bleibe selbst auch dort«, hörte ich Henry sagen.

»Besser in einem Raubtierkäfig mit gezähmten Raubkatzen, als in einem Irrenhaus mit gefährlichen Schwachköpfen.«

Er sagte noch einige Dinge, die ich nicht mehr mitbekam. Meine Augen brannten, und meine Haut spannte trocken über meinen Knochen. Dann schlief ich ein.

Mit bösen Vorahnungen machte sich William Ripley auf den Weg zu Clairley. Dieser hatte ihn versetzt, und das hatte sicher einen guten Grund. Clairley war ganz versessen darauf gewesen mit Ripley zusammen die Tagebuch-eintragungen seines Vaters auszuwerten. Und Ripley war das nur recht, denn selbst der kurze Blick, den Clairley ihm gestattet hatte, war sehr informativ gewesen. Die Bücher waren Gold wert. Was der alte Clairley wohl noch alles verborgen hatte? fragte sich Ripley, als er auf den Parkplatz des Hotels einbog.

Mit langen Schritten überquerte er den großen Platz und fragte den Portier in der Eingangshalle nach Jim Clairley.

Nein, der sei noch nicht zum Frühstück erschienen, habe sich allerdings auch noch keines bestellt, aber es sei ja auch noch sehr früh. Mit einem Augenzwinkern fügte er hinzu, vielleicht sei er

aber auch noch sehr geschafft von seinem gestrigen Damenbesuch, übrigens eine wunderschöne Dame.

Ripley nickte ihm verwirrt zu und machte sich auf den Weg zum Lift, mit dem er nach oben fuhr.

Als er sicher war, daß niemand ihn beobachtete, hantierte er mit einem kleinen Werkzeug an Clairleys Zimmertür herum, bis diese mit einem leisen Knacken aufsprang. Schnell huschte er hinein und schloß die Tür hinter sich. Hatte Clairley vielleicht wirklich nur verschlafen?

»Clairley, wo sind Sie?« fragte er leise in den Raum hinein, bekam jedoch keine Antwort. Er machte noch zwei, drei Schritte, bis er schließlich auf das zerwühlte Bett schauen konnte. Dort lag Clairley, bleich, wie eine Wachsfigur. Die Hose halb geöffnet, einen überraschten Ausdruck auf dem Gesicht.

Ripley zog zischend den Atem durch die Zähne. Er trat näher an das Bett heran, vorsichtig, denn er wußte nicht, ob in diesem bleichen Körper noch Leben war. Fremdes Leben, das tödlich sein konnte. Mit einem raschen Blick sah er die blassen Male an Clairleys Hals – er war tot. Seine Augen starrte gebrochen zur beigen Decke des Hotelzimmers. Wütend schlug Ripley auf das kleine Nachtschränkchen, ein Reisewecker fiel hinunter.

»Den brauchst du jetzt auch nicht mehr«, fauchte er und durchsuchte die Schränke und schließlich Clairleys Koffer, doch er konnte die Tagebücher nicht mehr finden. Was war nur vorgefallen? Fest stand nur eines: Die Frau, die er mit auf sein Zimmer genommen hatte, war ein Vampir gewesen und – sie hatte jetzt die Tagebücher!

Zornig setzte Ripley sich auf einen zierlichen Stuhl und massierte seine Schläfen. Was sollte er jetzt mit Clairleys Leiche machen? Wie sollte er die Bücher wiederbeschaffen?

Da fiel ihm ein Name ein, den er aufgeschnappt hatte, als er den ersten Blick in die Tagebücher werfen durfte: Henry Berkeley, London.

Abrupt stand er auf, und ein häßliches Grinsen umspielte seinen harten Mund. Den würde er aufsuchen und so weichklopfen, daß dieser betteln würde, um mit ihnen zusammenarbeiten zu dürfen. Mit grimmiger Miene verließ er das Hotelzimmer und meldete einen Notfall in Zimmer 243. Wahrscheinlich ein Herzinfarkt. Er spielte seine Rolle perfekt und äußerte die Vermutung, die »Dame«, die der Portier gesehen hatte, könnte etwas mit dem frühen Ableben seines Freundes zu tun haben. Brav hinterließ er seinen Namen und seine Adresse in NY und verschwand im langsam entstehenden Aufruhr.

Auf dem Weg versuchte er über Autotelefon die Zentrale der Organisation zu erreichen – und hatte Glück. Er sagte das für diesen Tag verabredete Codewort und bekam eine Verbindung.

Eine Weile mußte er am Telefon bleiben, bis seine Identität geprüft war, dann bekam er die gewünschte Information: die Adresse von Henry Berkeley.

Hier in London funktionierte das Netz einwandfrei – kein Vergleich zu New York. In Windeseile fädelte er sich in den – für ihn komplizierten – Linksverkehr ein und machte sich auf den Weg zu Berkeley. Kurz bevor er sein Ziel erreichte, zog er einen kleinen handlichen Revolver aus dem Handschuhfach.

Alex erwachte sehr spät, nachdem die Sonne untergegangen war. Desorientiert tastete er sich aus der Dunkelheit heraus. Er lag in einem Wagen auf dem Rücksitz. Schmerzen krochen durch

seinen ganzen Körper, und mit den Schmerzen kehrte auch die Erinnerung zurück.

Er rappelte sich hoch, verließ den Wagen. Henry hatte ihn zum Schutz seines Freundes in die Garage gefahren, zu seinem eigenen Schutz, Alex nicht mehr angerührt, nachdem dieser eingeschlafen war. Steif und verkrampt war sein Gang, als er sein Haus betrat. Aus dem Wohnzimmer drangen die Stimmen von Brian, Gabriel und Henry. Offensichtlich betrachtete er gerade die Tagebücher des Benjamin Clairley. Als er die Tür zum Wohnzimmer aufschubste, verstummte die Unterhaltung.

»Guten Abend zusammen«, krächzte Alex, als er die neugierigen Blicke sah. Brian stand auf und kam ihm entgegen, sein Gesicht war rosig.

»Wie geht es dir?« fragte er leise und berührte Alex leicht an der Schulter. Alex dachte einen Moment nach.

»Könnte schlimmer sein«, antwortete er schließlich. »Aber ich muß jetzt erst meinen Durst stillen, sonst bin ich nicht in der Lage, nachzudenken.«

Brian nickte und begleitete ihn ein Stück. »Ich habe mir so etwas gedacht. Möchtest du dir dein Opfer selbst jagen – oder nimmst du auch ein Geschenk von mir an?« fragte er, als sie den Treppenabsatz erreicht hatte. Alex blinzelte ihn an.

»Ich nehme jedes Geschenk von dir – oben?«

Brian nickte. »Muß ich sonst noch irgendetwas wissen?« fragte Alex und machte sich langsam, ein wenig schleppend auf den Weg nach oben.

Brian schüttelte den Kopf. Lächelnd sah er, wie Alex in seinem Zimmer verschwand. Er sollte einen wahren Leckerbissen vorfinden.

Als Alex nach einiger Zeit wieder erschien, war sein Gesicht entspannt, und ein Hauch von Rosa lag auf seinen weißen Wangen. Er nickte Brian zu.

»Ich danke dir.« Und Brian nickte wissend zurück.

»Sie waren wirklich in meinem Haus«, begann Henry langsam, sichtlich erschüttert.

»Hätte keine akute Gefahr bestanden, hätte ich auf ein solches Abenteuer auch nur zu gern verzichtet«, sagte Alex und setzte sich auf die Armlehne eines Sessels.

»Sie haben alles durchsucht, kaum etwas heil gelassen«, bemerkte Brian. »Ich glaube, sie haben vorher noch Clairley im Hotel entdeckt und sind unheimlich wütend geworden.«

Alex warf einen Blick auf die Uhr, 1.35 Uhr. Er stand auf.

»Ich muß schon in dieser Nacht zum Hauptquartier. Ich kann einfach nicht riskieren, daß sie die Zelte abbrechen. Brian – ich möchte, daß du mitkommst und du, Gabriel, wirst bei Henry bleiben.«

Gabriel öffnete den Mund, um zu widersprechen, doch Alex schnitt ihm mit einer unmißverständlichen Handbewegung das Wort ab.

»Keine Widerrede.«

Gabriel nickte verdrossen.

Brian stand auf und folgte Alex, hinaus in die laue Frühlingsnacht.

»Du kennst die Adresse?« Brian nickte. So vieles schwirrte in seinem Kopf.

»Wir werden sie auslöschen, und erst dann kann ich anfangen zu leben«, sagte er leise zu Alex. Dieser lachte.

»Ich hoffe, es wird so einfach sein.« Er umschlang die Hüfte seines Freundes und erhob sich mühelos in die Lüfte. Der Wind

schnitt in seine empfindliche Haut, doch das konnte seine Freude am Fliegen nicht mindern.

»Wie war es – tagsüber?« fragte Brian, und der Wind riß die Frage von seinen Lippen. Alex schüttelte den Kopf.

»Grauenvoll. Wie in einem Alptraum. Man ist gefangen in seiner eigenen Unfähigkeit. Nicht zur Nachahmung empfohlen.«

Sanft landeten sie auf der riesigen Grünfläche des Regent Parks und bewältigten das letzte Stück zu Fuß. Brian erinnerte sich deutlich an die Schönheit des Parks bei Tageslicht, an einem strahlenden Sonntag. Er verdrängte diesen Gedanken, eine wichtige Aufgabe lag vor ihnen. Sie sahen das mächtige Gebäude schon von weitem. Alex schüttelte den Kopf.

»Ich nehme überhaupt nichts wahr. Wenn dort wirklich Menschen sind, die von unserer Existenz wissen, dann sind das ausnahmslos Menschen mit besonderen Fähigkeiten.«

»Ich hoffe, sie bemerken uns nicht vorher. Was machen wir, wenn das Gebäude bewacht ist?«

»Es wird bewacht sein. Du wirst von unten eindringen, geradewegs durch die Eingangstür. Töte alle, die sich dir in den Weg stellen. Ich verschaffe mir oben Zugang.« Er deutete mit der Hand auf einen kleinen Balkon, der mit verzierten Eisenstäben gesichert war. Sie näherten sich dem Haus auf einige Meter.

»Laß es nicht zu irgendeinem Gerangel kommen, daß einer Alarm schlagen kann.«

Brian nickte, faßte Alex' Hand und drückte sie fest.

»Ich finde dich.«

Dann trennten sich ihre Wege. Sie traten in den Hauch der Nacht ein und wurden eins mit ihm. Leise und heimlich, nicht mehr als ein Schatten.

Alex sprang mit einem gewaltigen, doch lautlosen Satz auf den Balkon und spähte durch die halbzugezogenen Gardinen in den Raum. Einige Computer und anderes technisches Equipment stand darin, sonst war er leer. Mit seiner Gedankenkraft öffnete er die Glastür und bemerkte im letzten Augenblick den feinen roten Lichtstreifen der Alarmanlage. Er lachte unhörbar. Verfolgte die Energiebahn des roten Lichtes durch das gesamte Haus und schaltete die Anlage aus.

Dann schob er die Glastür auf und schlüpfte hinein. Ein dumpfer Schlag im Erdgeschoß sagte ihm, daß Brian ebenfalls im Haus war. Er mußte sich beeilen. Seinem Instinkt folgend lief er über den Gang und bog rasch um eine Ecke, als er den großen schlanken Wächter vor der Tür entdeckte. Wie eine Furie ging dieser sofort auf ihn los, doch er hatte keine Chance.

Sie rangelten kurz miteinander, bis Alex den Kopf des Mannes zwischen seinen Händen hielt. Mit einem häßlichen Knacken beendete er dessen Leben.

Ohne große Umschweife betrat er den gehüteten Raum. Kerzenlicht brannte darin, kein elektrisches Licht im ganzen Zimmer. Alex nahm einen eigenartigen Geruch wahr, eine Mischung aus Krankheit, Alter und – Knoblauch. Er mußte grinsen. *Doch nicht ganz von diesem Aberglauben abgekommen*, dachte er und trat näher an das Bett heran.

Amanda McManahan hörte den kurzen überraschten Ausruf und dann den dumpfen Aufschlag. Der Aufschlag eines fallenden Körpers? Die Tür hatte sich geöffnet, leise, aber deutlich vernehmbar.

»Gilbert?« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sie spürte eine fremde Präsenz, etwas Unmenschliches.

»Nein«, antwortete Alex und sah voller Abscheu auf die alte runzelige Frau in den weichen Kissen. Sie setzte sich ein wenig auf. Alex erkannte ihre Blindheit, obwohl sie ihm ihr Gesicht zugewandt hatte.

»Wer sind Sie?« fragte sie rauh. Sie war das Befehlen gewöhnt.

»Der Tod«, antwortete Alex. Und mit einem sarkastischen Grinsen fügte er hinzu: »Und manchmal auch das ewige Leben.«

Er sah, wie sich die faltige Haut ihres Gesichts anspannte. Sie war einmal eine sehr hübsche Frau gewesen. Hübsch und stark.

»Sie haben keine Chance, hier herauszukommen. In wenigen Minuten werden Menschen hier sein, die Sie vernichten.« Selbstsicher klang sie, erstaunlich für eine alte Frau in ihrer Lage.

Alex lachte. »In wenigen Minuten wird wahrscheinlich kein Mensch mehr in diesem Gebäude am Leben sein.«

Alex sah, wie sie auf ihrem Nachtschränkchen nach einem Pieper angelte und faßte ihr Handgelenk. Sie erschrak, als sie seine Kälte spürte.

»Sie werden büßen für Ihre Sünden.« Ihre Stimme war leise, doch fest.

Alex lachte wieder.

»Nicht mehr, als Sie. Sie wollten Gott austricksen – oh, das sieht er gar nicht gern. Sie haben unendliches Leid über Meinesgleichen gebracht. Wir mußten weglauen, uns verstecken. Sie haben einige von uns auf dem Gewissen. Und warum? Weil Sie Ihren ehrgeizigen Traum vom ewigen Leben verwirklichen wollten. Es hat nicht funktioniert. Nicht für Clairley, nicht für Sie – und nicht für Ihre Vorfahren, oder Nachkommen? Es hat einfach nicht geklappt.«

»Wir waren so dicht dran«, sagte sie, und ihre Stimme klang verbittert. »Ich war überzeugt, daß ich es noch schaffen werde.«

»Es hätte Sie auch nicht mehr jung machen können. Vielleicht hätten Sie Ihre Fähigkeit zu sehen, wiedererlangt, aber Sie wären alt und häßlich geblieben«, sagte Alex gehässig.

»Sagen Sie mir nur eines: Sind Sie der Teufel?« fragte Amanda McManahan plötzlich neugierig.

»Sie fürchten sich vor Ihrem Tod, nicht wahr? – Nein, ich bin nicht der Teufel – einer vielleicht, aber nicht *der*. Diese Ehre steht mir nicht zu.«

»Aber Sie sind mit Satan verbündet«, beharrte sie.

»Nein, ich kenne ihn nicht«, versetzte Alex gereizt.

»Verraten Sie mir das Geheimnis«, flüsterte Amanda drängend, und ihre Mundwinkel zuckten nervös.

Alex sah sich in ihrem Zimmer um. Das Kerzenlicht warf monströse Schatten an die Wände.

»Ich kenne es nicht. Wir existieren einfach, eine Laune der Natur vielleicht.«

»Ich glaube Ihnen nicht.« Ihre Stimme war hart, unerbittlich.

Alex starre sie an. »Ah, was für ein nutzloses Herumgequatsche. Ich habe keine Lust mehr, mich zu unterhalten. – Möchten Sie noch irgendetwas Wichtiges sagen?«

»Nein, ich möchte einen Priester hier bei mir haben.« Ihre Stimme klang noch immer fest und bestimmt. Alex grinste.

»Tut mir leid, kann ich nicht mit dienen. Wissen Sie, ich glaube auch nicht an Gott«, sagte er, und seine Stimme war wie ein kalter Windhauch, der über Amanda hinwegwehte.

»Meine Familie wird mein Werk weiterführen, wie auch ich schon in der Familientradition gehandelt habe«, begann sie noch einmal.

»Aha«, sagte Alex und trat an ihr Bett.

»Wissen Sie, was man mit Hexen noch zu meiner Zeit machte?« Er starrte eine Zeitlang auf eines der Kopfkissen, bis dieses in einer kleinen Flamme aufging. Amanda McManahan bemerkte das Feuer sofort, doch Alex ließ auch an anderen Stellen ihres Bettes die kalten roten Flammen emporzüngeln.

»Ein unschöner Tod«, sagte er laut über das sanfte Knistern des Feuers hinweg. Die alte Frau versuchte unsicher von ihrem Bett zu krabbeln, doch überall, wo sich hinfäste, brannten kleine stetige Feuer.

»Aber können Sie sich vorstellen, daß es mir auch nicht behagte mit Alkohol übergossen und angezündet zu werden? Und daß es meinem Freund nicht behagte, von ihren Mitarbeitern vergewaltigt zu werden?« Alex erwartete keine Antwort. Starrte emotionslos auf das gräßliche Schauspiel und spürte die Hitze der Hölle.

Schließlich züngelten rote Flammen an ihrem Nachthemd empor, erfaßten ihre grauen, auf dem Kopf zusammengesteckten Haare.

Ein gellender Schrei löste sich aus Amandas verätzter Kehle, doch schon nach kurzer Zeit blieb ihr die Luft weg. Alex hörte ihr Husten, dann ein abgehacktes Röcheln.

Stille.

Nur die Flammen züngelten weiter am Bett empor, fraßen sich in das hölzerne Gestell. Machten sich über ihr totes Opfer her, um sich weiter zu nähren.

Alex zuckte mit den Schultern und machte sich auf die Suche nach Brian. Er fand ihn in der Bibliothek, wo dieser fassungslos in einigen dicken Ordnern blätterte. Regale, die an den Wänden standen, waren bis zur Decke mit Aktenordnern, Büchern und handschriftlichen Aufzeichnungen gefüllt.

»Es ist unglaublich«, stammelte er. »Was für ein Wissen, in Jahrzehntelanger Kleinstarbeit angehäuft.«

»Und in einem nur Minuten dauernden Brand zerstört«, sagte Alex. »Was hast du sonst noch entdeckt?«

Brian erschauderte. »Ein unterirdisches Labor, doch ich habe nicht weiter hineingeschaut. War mir irgendwie – zu gruselig.«

Alex lachte leise. »Sind alle Menschen tot, oder ist dir einer entkommen?«

»Keiner ist mir entkommen, obwohl ich etwas Hilfe hätte gebrauchen können. Doch ich hatte den Eindruck, daß einige ihre Zimmer fluchtartig verlassen haben. Vielleicht wurden sie vorher gewarnt? Warum wolltest du nicht, daß Gabriel mitkommt?«

»Nur aus dem Grund, den ich genannt habe: ich wollte nicht, daß Henry etwas zustößt. Jetzt laß uns noch kurz in das Labor des Mr. Hyde schauen, bevor der ganze Laden hier abbrennt.«

Gemeinsam verließen sie die Bibliothek und fuhren mit dem Fahrstuhl in die unterirdischen Etagen. Die Sicherheitsvorkehrungen waren kein Problem für Alex, und die schwere Eingangstür ließ sich ohne weiteres öffnen. Als sie eintraten, sahen sie eine kleine Gestalt davonhuschen. Sie verschwand hinter zwei großen undurchsichtigen Röhren. Geschmeidig wie eine Katze setzte Alex ihr nach und erwischte sie an einem geheimen Ausgang. Der Mann sah sie erschrocken an, hektische Flecken auf den Wangen und am Hals.

»Lassen Sie mich los! Ich bin nicht verantwortlich!« Seine Stimme überschlug sich.

Alex schleifte ihn zurück zu Brian, der wie versteinert vor einer der langen Röhren stand.

»Was ist da drin?« fragte er den Weißbekittelten mit heiserer Stimme.

»Das ... das darf ich Ihnen nicht sagen. Streng geheim«, sagte dieser wichtigtuerisch.

Alex faßte ihn am Kragen und hob ihn hoch, so daß seine Füße den Boden nicht mehr berührten. Der Forscher schnappte nach Luft und wurde dann unsanft fallengelassen. Erschrocken rappelte er sich wieder hoch.

»Öffnen«, befahl Alex zischend, und der Mann tat, wie ihm geheißen. Ein saurer Rauch quoll ihnen entgegen, und Brian begann zu husten Alex erwischte den Forscher, der sich wieder verdrückten wollte, am Ärmel.

»Hiergeblieben«, fauchte er. »Was ist das?«

»Ich weiß nicht«, sagte der Mann weinerlich. »Ich weiß nicht, ob es funktioniert hat.«

Alex warf einen Blick in die Röhre und erkannte die Gestalt eines Menschen. »Ist er tot?«

»Ich weiß nicht.« Panik stand in sein Gesicht geschrieben. Wütend starrte Alex ihn an, bis Brian ein würgendes Geräusch von sich gab.

»Alex, oh mein Gott.« Wie versteinert starrte er auf die Röhre, aus dem sich langsam der menschliche Körper erhob. Grinsend streckte er die Hand nach Brian aus, und Alex schubste ihn im letzten Moment zur Seite. Das Wesen machte alle Anstalten, sich aus seinem Gefängnis zu befreien.

»Was ist das?« Brians Stimme hing im Raum, doch niemand schien seine Frage beantworten zu können.

»Ein Vampir ist es nicht«, sagte Alex und wich dem Wesen aus, das plump versuchte, nach ihm zu greifen. Der Forscher war an der Röhre stehengeblieben.

»Es hat schon wieder nicht geklappt«, fluchte er leise.

Das Wesen machte einige unbeholfene Schritte auf Brian zu.

»Alex, mir wird gleich ganz schlecht. Das löst sich hier langsam auf.« Brian klang hysterisch, und Alex starrte zu ihm hinüber. Und wie in seinem Alptraum sah er in das Gesicht des Wesens, und während es ihn angrinste, lösten sich Teile daraus. Verwandelte sich das Gesicht in eine zunächst brennende Masse und rieselte dann in großen Staubflocken hinunter. Angewidert wandte Alex sich ab, um dann einen Strahl gebündelter Energie abzuschießen und dieses *Leben* zu beenden. Von einer weißen Flamme getroffen, ging das Wesen zu Boden und schlug kurz vor Brian auf. Der gab ein trockenes Würgen von sich.

»Was war das?« fragte Alex nun noch einmal mit Nachdruck.

Der Forscher starrte ihn an. »Ein Versuch, nichts weiter. Er ... er hat sich freiwillig gemeldet.«

»Ein Menschenversuch? – Und das Ergebnis sind ekelerregende Zombies? Na dann, herzlichen Glückwunsch, dafür gibt es bestimmt den Nobelpreis.« Alex schüttelte sich, um die Bilder seines Traumes zu verdrängen.

»In den anderen Röhren auch?« fragte Brian und kam zu Alex herüber. Der Forscher nickte unwillig.

»Oh, mein Gott, ein ganzer Raum voller Zombies.« Brian sah Alex an.

Dieser grinste. »Inklusive uns.«

»Wenn noch einer von denen da herauskommt, flippe ich aus«, erklärte Brian und sah sich hektisch nach den anderen Röhren um. Doch nichts tat sich.

»Ich habe auch keine Lust, mir die anderen anzusehen«, sagte Alex und ließ in wenigen Sekunden allein durch seine Gedankenkraft sämtliche Behälter explodieren.

Erschrocken kauerte sich der Forscher in eine Ecke, als die auseinandergerissenen Teilchen durch die Luft flogen. Dicke Rauch-

wolken entstanden. Der beißende Qualm brannte ihnen in den Augen. Ein Computer, der in der Nähe einer solchen Explosion gestanden hatte, geriet in Brand. Brian trat einen Schritt auf den verängstigten Forscher zu.

»Tun Sie mir nichts. Ich habe doch gar nichts damit zu tun. Ich ... ich wurde gezwungen, hier zu arbeiten«, stotterte der schmächtige Forscher und versuchte, Brian auszuweichen.

Doch dieser erwischte ihn am Arm. Rasch schob er dessen Ärmel nach oben und entblößte damit das Zeichen des Kreises von Merrick. Eine kreisförmige Tätowierung an der Innenseite des rechten Handgelenks.

Mitleidig sah er den Mann an, umfaßte fast liebevoll sein kleines Gesicht und saugte ihn aus, bis sein Herz den letzten Schlag getan hatte. Dann verließen sie mit eiligen Schritten das brennende unterirdische Labor.

Die Flammen hatte sich bereits im Erdgeschoß ausgebreitet, und dichter Qualm war in allen Räumen. Geduckt suchten Brian und Alex den Ausgang, Mund und Augen nur durch die Ärmel ihrer Pullover geschützt. Alex trat mit Schwung die eisenbeschlagene Tür auf, und hustend rannten sie nach draußen. Versteckten sich ganz in der Nähe, in einer Seitenstraße. Von dort beobachteten sie, wie die Flammen Herr über das Haus wurden und – mit kleineren Explosionen – die Arbeit des Kreises vernichteten. Denn die Flammen waren schneller, als die von Anwohnern alarmierte Feuerwehr.

Brian wischte mit dem Ärmel durch sein Gesicht und verteilte die schwarze Rußschicht dadurch gleichmäßig über Wangen und Mund.

»Was für ein Feuerwerk.«

»Na, zu einem Festtag gehört ja auch ein richtiges Feuerwerk, nicht wahr?« Alex lachte erleichtert und umschlang seinen Freund mit festem Griff, um mit ihm zusammen in den Nachthimmel zu fliehen.

–

Du hast noch Familie hier?« Brian sah Alex erstaunt an. »Warum hast du mir nie davon erzählt?«

Alex starnte düster auf den Boden. Er ärgerte sich darüber, daß Brian das alte Landgut seiner Familie entdeckt hatte. Er selbst hatte immer versucht einen möglichst großen Bogen um dieses Stück Land zu machen.

Brian ließ nicht locker. Leise sagte er: »Ich dachte, du hättest deine ganze Familie nach und nach um die Ecke gebracht. Hast du mir das nicht einmal erzählt?«

»Hab ich auch«, bellte Alex und ballte die schlanken Hände zu Fäusten. Dann holte die Vergangenheit ihn so rasend schnell ein, daß er sich setzen mußte.

Stockend begann er: »Ich habe meine Brüder und meinen Vater getötet. Doch ich hatte noch zwei Schwestern. Die eine – Maude – war mir sehr ähnlich. Sie hatte mein Gesicht und meine schwarzen Haare. Wir waren die einzigen, die nach meiner Mutter gekommen waren. Doch zu ihr hatte ich nie eine besondere Beziehung. Wir sprachen kaum miteinander, obwohl ich in ihr eine verwandte Seele glaubte. Aber ich war sehr zurückhaltend und konnte mich niemals offenbaren. Und zu der Zeit, als ich es gekonnt hätte, da verließ ich mein Elternhaus mit Lomay.

Es sind ihre Nachkommen, die jetzt in dem Haus meiner Familie leben. Ich glaube nicht, daß sie von ihrer Verwandtschaft in »Amerika« wissen – und das ist auch besser so.«

»Und was ist mit der anderen Schwester?« Brian setzte sich zurück und trank einen großen Schluck Rotwein, den Claudia, die neue Hausangestellte, heute gekauft hatte.

Alex spürte, wie er fröstelte. Er war noch nicht bereit, darüber zu sprechen.

»Sie ist der schmerhafteste Punkt in meiner Vergangenheit. Ich weiß nicht, ob ich es dir erzählen kann. – Ich glaube nicht.« Er rieb sich die Schläfen.

Brian fixierte ihn über den Rand seines Glases hinweg. Alex bemerkte, daß er das Glas in einer sehr femininen Weise hielt. Er lächelte matt.

»Es ist schon über 350 Jahre her, und du es noch niemandem erzählt?« Brian schüttelte den Kopf.

Alex antwortete nicht.

»Dann wird es Zeit, daß du versuchst, es zu erzählen. Es wird nicht einfacher und nicht besser, wenn du es wieder in dir vergräbst.«

»Oh, Brian Dupont, der Meisterpsychologe.« Seine Stimme durchschnitt scharf den Raum. Dann glättete sich sein Gesicht wieder ein wenig, und er sagte: »Vielleicht hast du ausnahmsweise recht.«

Brian schenkte noch ein Glas Rotwein ein und schob es zu Alex hinüber. Er wartete geduldig, bis sein Freund begann.

»Ihr Name war Marian. Sie war zwei Jahre jünger als ich, und ich vergötterte sie. Sie war ein uneheliches Kind meines Vaters, doch meine Mutter hatte sie ohne Widerstand aufgenommen. Sie war das Kind einer Magd, die nach der Geburt von Marian aus dem Haus gejagt wurde. Ihr Haar war so rot wie das Haar meines Vaters, fuchsrot, und wallte in leichten Wellen bis zu ihrer schmalen Hüfte.«

Ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen, als er sich erinnerte.

»Wir waren uns so nah, von Kindertagen an, so daß mein Vater begann, uns auseinanderzuhalten. Doch ich liebte sie in einer schmerzhaften Weise, die mich fast um den Verstand brachte. Und ich setzte mich über die Anordnungen meines Vaters hinweg und bezog kräftig Prügel dafür. Aber ich konnte mich einfach nicht von ihr fernhalten. Sie war eine Sucht für mich. Und auch sie liebte mich.«

Alex seufzte und trank einen Schluck Wein.

»Als wir in das entsprechende Alter kamen, bemerkte ich, daß meine Liebe zu Marian weit über das normale Maß an Bruderliebe hinausging. Ich brannte innerlich, konnte meine Gefühle kaum kontrollieren. Die Situation drohte zu eskalieren. Für jeden lüsternen Blick, den ich ihr nachwarf und den mein Vater sah, schlug er mich. Ich haßte ihn schon zu der Zeit, spielte schon immer mit Mordgedanken.«

Alex sah nachdenklich ins Leere und führte noch einmal das Glas zu seinen Lippen.

»Vielleicht wäre die Situation an dieser Stelle noch zu retten gewesen. Vielleicht. Aber Marian wußte, was in mir vorging, und auch sie fühlte sich zu mir hingezogen. Und so passierte es einfach. Wir trafen uns, wann immer wir konnten. Es war die wundervollste Zeit in meiner Jugend.«

Er lachte humorlos.

»Die Zeit, in der ich es mit meiner eigenen Schwester trieb. Oh Gott, aber ich liebte sie. Ich liebte ihr Lachen, ihr Wesen und ihren Körper. Ich wäre für sie durch's Feuer gegangen. Und wir blieben lange Zeit unentdeckt. Meine Brüder schöpften keinen Verdacht,

denn immer, wenn sie ins Dorf ritten, um sich zu vergnügen, war ich dabei.«

Alex sah Brians erstaunten Gesichtsausdruck und lächelte.

»Wir waren Schweine, Brian. Haben rund um uns zu gevögelt – aber geliebt habe ich nur Marian. Meine Brüder kriegten bald heraus, daß ich nicht nur zu Frauen ins Bett ging. Oh Gott, ich denke, sie haßten mich dafür. Sie starrten mich an wie einen seltenen Vogel, und war es zunächst nur gutmütiger Spott, so bemerkte ich bald den unterschwelligen Haß in ihren Stimmen.

In einer dieser Nächte lernte ich auch Lomay kennen. Er begehrte mich, wie kein anderer zuvor – doch ich hatte ja keine Ahnung, was er von mir wollte. Das wußte ich erst, als ich die Nacht mit ihm verbracht hatte. Meine Brüder warteten vor dem Gasthaus auf mich, bis ich bleich und angespannt herausgewankt kam. Sie lachten, als sie meinen Zustand bemerkten, und als sie Lomay hinter mir aus der Tür treten sahen, riefen sie ihm zu, ob ich ihm eine gute Hure gewesen sei. Er lächelte sie zur Antwort an.«

Alex versuchte, sich etwas zu entspannen und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Lomay und ich trafen uns nun öfter. Diese Nächte waren kalt und berauschend, und ich wußte, daß ich so werden wollte wie er. Es schreckte mich nicht ab, daß er sich von Blut ernährte, daß er mein Leben in sich aufsog. Ich wurde noch dünner und bleicher, und meine Augen bekamen diesen eigenartigen verklärten Glanz, der auch in deinen Augen zu sehen war, als du noch ein Mensch warst. Ein Ausdruck, der nahe am Wahnsinn liegt.

William, mein ältester Bruder, hatte Marian schließlich erzählt, daß ich Männer begehrte. Er vermutete, daß ich es für Geld tat. Aufgebracht erschien sie bei mir und schrie mich an. Es traf mich

tief, daß sie William geglaubt hatte, denn von seinen Geschichten stimmte mit Sicherheit nicht einmal die Hälfte. Sie beschimpfte mich und bedachte mich mit den wildesten Flüchen. Bis ich sie in den Arm nahm und damit ihre Wut beendete.

Wir fielen zusammen auf mein Bett und ließen uns mitreißen von unserer Lust. Es war wunderschön, denn mein geschwächter Körper schien intensiver zu fühlen als jemals zuvor. Wir waren so ineinander vertieft, daß ich die schweren Schritte meines Vaters auf der Treppe nicht wahrnahm.

Er riß die Tür zu meinem Zimmer auf und stand plötzlich mitten im Raum. Sein erster Schlag traf mich, noch bevor ich die Chance hatte, auszuweichen. Ich rollte mich stöhnend von Marian herunter und drängte sie hinter mich. Doch ich wußte, daß die Wut meines Vaters nicht ihr galt, sondern mir. Mit einem unterdrückten Schrei sprang sie aus meinem Bett. Mein Vater ließ es zu, daß sie ihre Kleider zusammenraffte und aus dem Zimmer rannte, dann wandte er sich mir zu.«

Brian sah den angespannten Ausdruck in Alex' Gesicht. Er ging zum Schreibtisch, wo eine zweite Flasche Wein stand und öffnete sie. Dann schenkte er sowohl Alex als auch sich selbst nach.

Alex lächelte qualvoll. »Na ja, in flagranti mit meiner eigenen Schwester erwischt. Das war wohl das Schlimmste, was passieren konnte. Mein Vater schlug mich fast tot an diesem Abend. Er drosch auf mich ein, bis ich mich nicht mehr bewegte, und meine Mutter ihn von mir wegzerrte. Wutschnaubend stand er in der Tür und sah mich an. Ich konnte kaum aus den Augen gucken, so geschwollen waren sie. Ich dachte, ich müßte sterben.

Irgendwer hievte mich wieder auf mein Bett, und Maude versorgte meine Wunden. Ich schrie vor Schmerzen, meine Rippen

waren gebrochen und mein Arm. Mein Körper hätte schlimmer nach keiner Folter aussehen können. Marian ließ sich nicht blicken. Ich hoffte inständig, daß sie nicht bestraft wurde.

In dieser Nacht erschien Lomay in meinem Zimmer. Ich hörte ihn deutlich, doch konnte ich ihn nicht sehen – meine Augen waren völlig zu. Ich bemerkte, daß er mich eine Weile betrachtete.

Dann schlug er die Bettdecke zurück, die Maude liebevoll über meinem geschundenen Körper ausgebreitet hatte.

Er heilte meine Wunden mit seinem Blut, und er gab mir einige Schlucke seines Blutes zu trinken, damit die Verletzungen in meinem Innern heilten. Diese Heilungsprozesse waren sehr schmerhaft, doch als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich wiederhergestellt.

Es war noch sehr früh, der Nebel hatte sich noch nicht gelichtet. Ich zog mich an und packte einige Dinge in einen kleinen Reisebeutel. Dann verließ ich mein Zimmer und machte mich auf den Weg zum Raum meiner Eltern. Leise betrat ich das Schlafgemach und stellte mich neben meinen schlafenden Vater. Ich weckte ihn mit einem unsanften Griff und wartete, bis er mich erkannte. Sofort schnellte er hoch.

Ich weiß nicht, was er erwartete, auf jeden Fall konnte er sich meine schnelle Genesung nicht erklären. Ich sagte ihm, daß ich jetzt wegreiten würde, aber wenn ich wiederkäme, dann würde ich ihn umbringen. Mit diesen Worten verließ ich ihn. Nicht einmal von Marian verabschiedete ich mich.«

»Und du hast dein Wort gehalten, nicht wahr?« fragte Brian leise.

»Ja, das habe ich. Doch als ich zum ersten Mal zurückkehrte, um mein Wort wahrzumachen – das war einige Jahre später – da waren noch ganz andere Dinge vorgefallen, um die ich mich erst

kümmern mußte. Marian lag seit einigen Tagen bewußtlos in ihrer Kammer. Sie hatte Gift geschluckt, um sich das Leben zu nehmen. Ich war erschüttert, konnte mir ein solches Verhalten nicht erklären. Doch Maude nahm mich zur Seite und berichtete mir, was vorgefallen war.

Marian hatte einige Monate, nachdem ich meine Familie verlassen hatte, einen Jungen geboren. Er war ein hübscher Kerl, der mit einem Jahr pechschwarze Haare hatte. Sie liebte ihn abgöttisch, doch niemand erfuhr, wer der Vater des Kleinen war. Sie hatte es niemandem anvertraut.«

Alex schloß für einen Moment die Augen.

»Ich wurde nicht verdächtigt, denn offensichtlich glaubten alle, daß ich dieses eine Mal über Marian hergefallen war. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß wir es schon seit meinem 15. Lebensjahr miteinander getrieben hatten. Aber natürlich war ich der Vater, ich wußte es sofort. Und auch Maude sagte mir frei heraus, daß sie mich von Anfang an für den Vater gehalten hatte. Aber das spielte eigentlich keine Rolle mehr, denn der Kleine war ein paar Tage zuvor vom Pferd gestürzt und hatte sich das Genick gebrochen. Daraufhin hatte Marian versucht, sich umzubringen.

Ich ging zu ihr und erschauderte bei ihrem Anblick. Alle Röte war aus ihrem Gesicht gewichen, und auch ihr Atem war sehr flach. Sie würde nicht mehr erwachen, das war klar. Und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich erinnerte mich an ihr fröhliches Lachen und den Spaß, den sie am Leben gehabt hatte.« Alex machte eine Pause.

»Und du hast sie zu einem Vampir gemacht und ihr damit das Leben zurückgegeben«, führte Brian Alex' Ausführungen weiter.

Der nickte, und ein bitterer Zug umspielte seinen Mund.

»Ja, ich nahm sie zu mir, aber es kam alles anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Denn als sie realisierte, was eigentlich passiert war, da wurde sie unendlich traurig.

Ich weiß es nicht, aber vielleicht haßte sie mich auch dafür. Doch zunächst spielte sie ihre Rolle mit Bravour, und wir verließen unsere Heimat erneut, um nach London zu gehen. Sie kam mit mir, und für mich begann eine wunderschöne Zeit, denn ich liebte sie noch immer. Ich tat alles, damit sie sich wohl fühlte. Und ich dachte, sie gewöhnte sich an ihr neues Leben. Doch ihre Laune schwankte sehr stark, und die düsteren Tage überwogen, und eines Tages war sie verschwunden.

Ich suchte sie die ganze Nacht und fand sie schließlich in einer kleinen staubigen Kirche vor dem Altar. Sie hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten und starrte mich ruhig an. Dunkles Blut floß aus den großen Wunden, und sie tat nichts, um es aufzuhalten. *Du wirst nicht sterben*, sagte ich zu ihr, doch sie schüttelte nur traurig den Kopf. *Ich weiß*, antwortete sie leise, *doch ich werde hier auf die aufgehende Sonne warten. Und wenn du mich wieder retten willst, werde ich es wieder und wieder tun. Ich kann den Verlust meines Kindes – deines Kindes – und sie blickte mich vielsagend an, niemals ertragen – auch nicht in diesem Zustand.* Ich war so schockiert, daß ich nicht einmal bemerkte, wie mir die Tränen über das Gesicht liefen.

Ich war so einsam gewesen, hatte mich so nach jemandem gesehnt, den ich lieben konnte. Und jetzt, wo ich endlich jemanden gefunden hatte, mit dem ich meine Gedanken, mein ewiges Leben teilen konnte, da wurde mein Geschenk abgelehnt. Ich wußte nicht, um wen ich mehr weinte – um sie oder um mich und meinen Schmerz – doch ich sah in ihren Augen, daß es sinnlos war, dagegen anzureden.

Und so blieb ich bei ihr, hielt ihren Kopf, ihren kleinen Kopf in meinen Händen und streichelte ihr bleiches Gesicht, bis ich die Sonne nicht mehr ertragen konnte und flüchtete dann mit einem kleinen Schrei in die dunkle Krypta. Und obwohl ich müde und erschöpft war und mein Körper langsam einschlief, hörte ich entsetzt, wie sie starb.

Sie hatte einen starken Willen, und nur so war es ihr möglich gewesen, sich freiwillig dem Licht der Sonne zu stellen. Und sie starb einfach – und ich war wieder allein. Allein mit meinem Schmerz, Marian für immer verloren zu haben.«

Brian sah eine rote Träne auf Alex' Wange, die dieser hastig wegwischt. Er schwieg. Was auch sollte er dazu sagen?

Alex holte tief Luft.

»Am nächsten Abend verließ ich nur zögernd die Krypta, denn ich wußte nicht, was mich erwarten würde. Doch alles, was von Marian übriggeblieben war, war ein dunkles Häufchen Staub und das Kleid, das sie angehabt hatte. Ihre Schuhe waren irgendeinem Dieb zum Opfer gefallen, der nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, was sich in der Nacht davor hier abgespielt hatte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich sie nicht davon abgehalten hatte, doch eigentlich war mir bewußt, daß ich keine Chance gehabt hätte.

Nach ihrem Tod fühlte ich mich leer und müde. Am liebsten hätte ich mich zur Ruhe gelegt, um nie wieder aufzustehen, aber Lomay kümmerte sich in dieser Zeit um mich. Er hielt mich von den dunkelsten Gedanken fern und baute mich langsam wieder auf. Bis ich stark genug war, zu meinem Elternhaus zurückzukehren und mein Wort wahrzumachen.«

»Aber Maude hast du verschont.« Brian sah ihn fragend an. Alex nickte.

»Ja, sie war zu der Zeit schon verheiratet und lebte auf dem Gut ihres Mannes. Ich konnte ihn nicht ausstehen, aber er war gut zu ihr – und das war zu der Zeit schon viel wert. Erst später, nachdem ich mein blutiges Werk vollendet hatte, übernahm sie als letzte Erbin das Gut meiner Familie – ich hatte kein Interesse daran. Sie lud mich zwar ein, aber die Vorstellung in diesem Haus Marians Geist zu spüren, schreckte mich ab. Als ihr ältester Sohn schließlich bereit war eine eigene Familie zu gründen, zog er in das alte Haus ein, und Maude ging zurück zu ihrem Mann.«

»Ist es niemandem merkwürdig vorgekommen, daß deine Familie langsam aber sicher dahinschied?«

Alex lächelte kalt. »Nein, es war ein schlimmes Fieber, das sie nach und nach befiel. Nur wenige glaubten, daß das alte Anwesen verflucht war – und die hielten sich fern.«

»Brian.« Sein Name wehte mit einem Windhauch durch das geöffnete Fenster. »Brian.«

Erstaunt stand er auf und legte das Buch beiseite, in dem er gelesen hatte. Er hatte sofort erkannt, daß es nicht Alex' Stimme war, die ihn rief. Er trat ans Fenster und sah hinaus in die Nacht.

»Ja?« Seine Stimme war hell und fest, als er in die Dunkelheit fragte.

»Willst du Wissen? Willst du Antworten?« Ein leiser Hauch, kaum eine Stimme.

»Ja«, antwortete Brian. Er versuchte, in der Dunkelheit etwas auszumachen.

»Wissen und Macht?« Die Stimme klang verführerisch.

»Ja. – Zeig dich.«

Mit einem Rauschen erschien eine Gestalt in seinem Fensterrahmen und schwebte elegant herein. Ein Vampir landete dicht neben Brian, seine Haut war weißer als frisch gefallener Schnee. Er hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht und durchdringende Augen. Neugierig sah Brian ihn an.

»Mein Name ist Dymas«, begann der Vampir und musterte Brian mit einem wohlwollenden Blick.

»Was willst du von mir?« fragte Brian, und seine Augen funkelten argwöhnisch. Der Vampir grinste.

»Willst du nicht etwas von mir? Du hast viele Fragen und keine Antworten. Alexander hat dich zum Vampir gemacht und dich nicht in die Mysterien eingeweiht. Kein schöner Zug.« Der Vampir kicherte.

»Und du willst mir die Antworten auf meine Fragen geben?«

»Ja, Brian. Komm mit mir und entdecke die Welt. Nur ich kann dir alles zeigen.« Der Vampir machte eine ausladende Armbewegung.

Brian bemerkte die ungewöhnliche Macht seines Gegenübers. Die Luft schien zu vibrieren.

»Warum sollte ich mit dir kommen? Ich weiß nicht, wer du bist. Was sagt mir dein Name schon Wichtiges? Was sagt er über dich?«

Ein wenig verärgert trat Dymas zurück. »Wie kannst du bei meinem Angebot noch nachdenken? Hat dir dein Schöpfer vielleicht mit seinem Blut auch seine Arroganz eingeflößt?«

Brian schüttelte irritiert den Kopf. »Ich will Wissen, ich brauche Antworten – doch nicht um jeden Preis. Ich gebe mich nicht in deine Hände.«

Dymas entblößte seine Zähne. »Du wirst, Brian.«

Ein leises Rauschen kündigte einen weiteren Besucher an – es war Daniel.

»Was tust du da, Dymas?« Seine Stimme war leise, doch hart. Dymas lächelte ihm zu.

»Ich nehme mir, was ich begehre.«

»Er gehört dir nicht. Er wird dir niemals gehören.« Daniel strich seinen schwarzen Umhang glatt und sah sich in Brians Schlafzimmer um.

»Oh, du bist undankbar und eifersüchtig, Daniel«, zischte Dymas.

Daniel winkte ab. »Du hast Alex ausreichend gestraft. Es steht dir nicht zu, ihn noch mehr zu quälen.«

Dymas lächelte hinterlistig.

»Du hast es getan, Daniel. Und du hast es genossen. – Und ich habe dir zu diesem kleinen Spaß verholfen.«

Daniel schluckte. »Ich hatte keine Wahl.«

Dymas zuckte mit den Schultern. »Du hattest deinen Spaß mit deiner Hure, jetzt laß' mir meinen.«

»Ich werde niemals deine Hure sein«, sagte Brian leise, doch seine Stimme schien die Luft im Raum zu zerschneiden. Seine grünen Augen funkelten wütend.

»Laß' ihn«, sagte Daniel, plötzlich müde. »Er wird dir nicht gehören, Dymas.«

»Woher willst du das wissen?« fragte der alte Vampir scharf.

»Er gehört Alex – mit seinem Körper, seiner Seele. Auch ich wollte ihn – da war er noch ein Mensch, doch ich spürte es sofort.«

»Du gönnst ihn mir bloß nicht, denn du haßt Konkurrenz«, sagte Dymas und trat einen Schritt auf Brian zu. Er sandte ihm einen warmen, einschmeichelnden Blick.

»Komm' zu mir. Ich gebe dir alles, was du willst.«

Brian bemerkte, wie sein Willen schwächer wurde, wie sein Widerstand nachließ. Er wollte nicht zu Dymas, aber er konnte es nicht verhindern. Doch Daniel durchbrach den Bann.

»Du sollst ihn in Ruhe lassen. Würdige, was Alex und Brian für uns alle getan haben, und laß' nicht deine Habgier und deine Lust dein Tun bestimmen.«

Wütend starrte Dymas ihn an. Dann sandte er eine wuchtige Energiewelle aus, die Daniel gegen die Wand schleuderte. Er prallte an der Wand ab und blieb am Boden liegen.

»Wir sprechen uns noch.« Mit diesen Worten verließ er Brian und Daniel, so rasch, daß Brian ihm nicht mit den Augen folgen konnte. Stöhnend richtete Daniel sich auf.

»Danke, Daniel«, sagte Brian und gab ihm die Hand, um ihm vom Boden aufzuhelfen.

»Du brauchst mir nicht zu danken«, antwortete Daniel mit gerunzelter Stirn.

»Ich habe das auch für Alex getan. Ich ... ich war bis jetzt zu feige, ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Obwohl ich ihm und auch dir gratulieren wollte – denn ihr habt das Hauptquartier des Kreises von Merrick ganz allein aufgespürt und vernichtet. Die Schaltzentrale – damit ist viel Leid gerächt. Aber ich habe ihn gedemütigt. Seine Ehre verletzt – wenn auch auf Befehl von Dymas. Doch das entschuldigt nichts. Ich weiß das.«

Daniel zog zischend die Luft durch die Zähne. Seine sandfarbenen Augen funkelten traurig. Schweigend trat er ans Fenster.

»Irgendwann werde ich es schaffen, ihm wieder in die Augen zu sehen. Dann komme ich wieder.«

Er verschwand im klaren Nachthimmel über London. Irritiert ließ Brian sich auf seinen Sessel fallen und schloß die Augen.

Was wäre wohl passiert, wenn er Dymas' Lockrufen nachgegeben hätte? Er erschauderte leicht – an Lesen war jetzt nicht mehr zu denken. Ungeduldig erwartete er Alex' Heimkehr.

Als er die vertrauten Schritte im Flur vernahm, sprang Brian auf und lief ihm entgegen. Alex sah seine Aufregung und wartete erstaunt auf Brians Bericht. Dieser zerrte ihn hinter sich her in die Bibliothek und zwang ihn, dort Platz zu nehmen.

»Dymas und Daniel waren eben hier«, sprudelte es aus ihm heraus und seine Stimme klang verwirrt.

Alex starrte ihn kalt an. »Und – mußtest du auch vor ihnen ... knien?«

»Nein«, antwortete Brian ärgerlich. »Dymas wollte, daß ich mit ihm komme. Er sagte, er könne mir Antworten geben, die du mir verweigerst. Er sprach von Mysterien, die du mir vorenthältst.«

»Oh, diese Griechen mit ihren Mysterien. Ich kann so etwas nicht mehr hören. Was willst du von mir? Glaubst du allen Ernstes, Dymas weiß mehr von dieser Welt als ich? Er ist sicher stärker als ich, doch niemals weiser. Wenn du einen Weisen suchst, dann mach dich auf den Weg zum Rat der Ältesten, zu den Altehrwürdigen, und such dir da den Weisesten. Aber Dymas – der wollte dich als Hure. Er wollte dich auch nur besitzen, wie er Daniel besitzt.«

Brian starrte ihnen einen Moment lang schweigend an. Die Wahrheit traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Es gab keine Antworten auf seine Fragen, nur Wissen und Macht. Und weder das eine noch das andere hätte Dymas mit ihm geteilt.

»Daniel hat mir geholfen, er hat sich auf meine Seite gestellt«, sagte er leise. »Er wollte etwas gutmachen, doch er traut sich nicht in deine Nähe.«

»Das will ich ihm auch geraten haben«, zischte Alex und drehte sich um, damit Brian seine Gefühlsverfassung nicht sehen konnte. Brian stand auf und legte Alex eine Hand auf die Schulter.

»Was geht bloß in dir vor?« fragte er leise.

»Was meinst du denn?« Alex drehte sich ein wenig zu Brian, und dieser sah, daß ihm die Tränen in den Augen standen.

»Ich kann das nicht ertragen – verdammt.« Er klopfte leicht mit der Faust an seine Brust. »Da drin steckt doch auch nur ein Mensch.«

Brian erschrak leicht, als er den Ausdruck in Alex' Gesicht sah.

»Es ist so viel passiert«, sagte Alex stockend. »Und die Vergangenheit holt mich immer wieder ein – und die Schmerzen. Kann ich das wirklich ertragen? Oder ist meine Zeit irgendwann abgelaufen?«

Brian schlang den Arm um die Hüfte seines Freundes und führte ihn zu der bequemen dunklen Ledercouch, die in der Ecke der Bibliothek stand. Alex ließ sich schwer darauffallen und seufzte.

»Du darfst so etwas nicht sagen, nicht einmal denken«, sagte Brian.

»Du bist unser Schutz, du bist unser Licht. Für mich bist du der Sinn des Lebens. Sei doch bitte nicht so deprimiert, ich kann dir doch nicht helfen...«

Alex ließ sich gegen Brian sinken. Spürte den jungen, festen Körper seines Freundes

»Ach, Brian. Deine Anwesenheit lindert meine Leiden schon. Es tut mir leid, ich war noch nie besonders gut im Ertragen.«

»Möchtest du mit mir darüber sprechen?« fragte Brian leise.

»Du meinst, über mein unsägliches Zusammentreffen mit Dymas und Daniel?« Alex starre durch Brian hindurch.

»Wahrscheinlich genauso viel oder so wenig, wie du mir sagen wolltest, als die Männer des Kreises dich überfallen haben.«

Brian zog eine Grimasse. »Hättest du es verhindern können?«

Alex schüttelte den Kopf. Das lange schwarze Haar fiel ihm ins Gesicht. »Du hast Dymas kennengelernt. Hast du seine Macht nicht gespürt? – Dymas ist über zweitausend Jahre alt, vielleicht kann er mich umbringen, wenn ihm danach zumute ist.«

»Warum haben sie es getan?« Als Brian bemerkte, wie Alex sich anspannte, um aufzustehen, begann er zärtlich dessen Nacken zu massieren. Alex blieb sitzen. Gedankenverloren starrte er in die gefüllten Regale.

»Dymas hat nach einer Schwachstelle gesucht – und sie gefunden. Er wollte mich in die Knie zwingen – ich habe gekniet. Er hat meine Ehre mit Füßen getreten, um meinen Stolz zu brechen. Doch damit hatte er keinen Erfolg. – Du fragst nach dem Warum? – Ich habe ihre Gesetze nicht geachtet. Die Gesetze der Altehrwürdigen.« Alex zuckte mit den Schultern. »Ich werde es auch in Zukunft nicht.«

»Und wenn sie wiederkommen?« fragte Brian und wartete mit angehaltenem Atem auf Alex' Antwort.

»Ich weiß nicht. Vielleicht werde ich dann kämpfen, vielleicht werde ich wieder knien.« Er versuchte Gleichmut zu Schau zu stellen, doch Brian erkannte sein Innerstes. Schweigend zog er ihn wieder zu sich heran.

Nach einer Weile fragte er: »Was tust du, wenn Daniel hier erscheint?«

Alex schüttelte den Kopf. »Wird sich dann zeigen.«

Brian sah ihn nachdenklich an, sah dann in die flackernde Kerze. »Du wirst ihn nicht töten, nicht wahr?«

Alex lächelte müde. Es war unwichtig. Die Wunden waren verheilt, die Demütigungen fraßen weiter an ihm, aber die Zeit rannte.

Irgendwann würden sie sich wieder gegenüberstehen, vielleicht schon bald. Dann erst konnte er entscheiden. Die Gedanken an Rache waren nicht begraben, nein, aber nicht Daniel würde seine Rache ertragen müssen. Bestimmt nicht Daniel. Seinen Zorn vielleicht, aber nicht seine Rache.

Matt stand Alex auf und nickte Brian schweigend zu. Dann zog er sich in sein Schlafgemach zurück.

Alex drehte sich unruhig von einer Seite auf die andere. Sein Schlaf, der sonst totengleich und erholsam war, wurde zu einer Tortur, denn er hatte keine Chance aufzuwachen und so seine Qual zu beenden. Wieder und wieder spulte sein Gehirn das letzte Gespräch zwischen ihm und seiner Schwester ab, das letzte bevor die Sonne aufging.

»Warum tust du mir das bloß an?«

»Weil ich nicht so leben kann – ich bin kein Tier. Ich bin ein Mensch und verabscheue das, was ich tun muß, um zu überleben.«

»Aber es ist doch nichts Verwerfliches. Die Menschen töten Tiere, um sich von ihnen zu ernähren. Auch wir müssen überleben.«

»Du sprichst wie der Teufel höchstpersönlich. Setzt das Leben der Menschen mit dem der Tiere gleich. Ich weiß, warum Miles sterben mußte. Der eine Grund, ich habe gesündigt, weil ich mich dir hingab. Der zweite Grund: Er war der Sohn des Teufels. Ich bin schuld an seinem Tod, und ich werde dafür büßen.«

»Ich bin nicht der Teufel, denn den gibt es nicht. Wenn du unbedingt an Gott glauben willst, dann sieh', daß er uns alle geschaffen hat! Wir gehören dazu, wie jedes Raubtier – es gibt ein natürliches Gleichgewicht, und der einzige, der versucht dieses Gleichgewicht zu stören, ist der Mensch.«

»Nein, Alex. Du irrst. Und selbst, wenn du recht hättest, wäre ich nicht bereit, das zu akzeptieren. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn du damals nicht ohne mich weggelaufen wärst. Vielleicht ...«

»Komm mit mir. Ich werde deine Wunden heilen, und wir werden für immer zusammen sein.«

»Meine Wunden sind in meinem Herzen. Niemand kann sie heilen, und nun laß mich bitte sterben.«

»Aber ...«

»Nein, ich brauche Frieden. Und das Leben als Mörder birgt keinen Frieden, keine Ruhe.«

*Ein Leben als Mörder.* Diese Worte hatten sich in sein Gehirn eingearbeitet, so tief, daß niemand sie daraus löschen konnte. Aber er hatte sich mit diesem Leben abgefunden, hatte sich als Teil der Natur akzeptiert. Hätte Marian doch nur ein bißchen länger durchgehalten, vielleicht wäre ihr Leben doch nicht so unerträglich gewesen.

Erschöpft erwachte Alex kurz bevor die Sonne unterging. Sein Schlaf hatte ihm wenig Erholung geschenkt, und mit Grausen dachte er an die Erinnerungen, die ihn heimgesucht hatten. Sein Hals war trocken und kratzig, und er spürte, daß noch mehr Unerwünschtes in dieser Nacht passieren würde.

Leise verließ er das alte Haus, um zu jagen. Er wollte weder Brian noch Gabriel jetzt um sich haben.

In Erinnerungen versunken, streifte Alex wie ein Schatten durch die Nacht. Er ließ London hinter sich und fand ein bereites Opfer in der Nähe einer kleinen Kirche in Northampton. Eine jener verlorenen Seelen, die nicht wußten, daß ihr neugieriges Hineinhorchen in die Nacht die Wesen der Dunkelheit anlockt.

Alex labte sich am Lebenssaft des jungen Mannes, der ihn mit einem verwunderten Blick – ohne jegliche Angst – angeschaut hatte.

Dann nahm er den leblosen Körper, um auf dem kleinen Friedhof ein frisches Grab zu suchen, das er für seine Zwecke verwenden konnte. Es dauerte auch nicht lange, da fand er ein solches Grab.

Er schaufelte mit bloßen Händen die lockere Erde auf und ließ den Leichnam in die Grube fallen. Schwer polterte dieser auf den darunterliegenden Holzsarg. Alex grinste. Da bemerkte er plötzlich, daß er nicht allein war. Und ein einziger Blick verriet ihm, daß er sich in Gefahr befand – sein Beobachter war ein Vampir.

Hastig erhob Alex sich in die Lüfte, doch – als er sah, wer ihn verfolgte – wußte er, daß er in der Luft keine Chance hatte. Mayra schenkte ihm ein teuflisches Lächeln.

Alex raste auf die kleine Kapelle zu, fiel beinahe, als er in der Geschwindigkeit die Beine auf dem Boden aufsetzte. Er rappelte sich auf und verschwand in der Dunkelheit des winzigen Gotteshauses. Sehr schlicht sah es aus, die wenigen Holzbänke bereits abgesessen.

Ein einziges großes Kreuz am Ende, hinter dem Altar. Es gab keine Möglichkeit, sich zu verstecken. Fast lautlos schlich er durch den muffigen Raum und suchte nach der Tür des kleinen Hinterzimmers, in dem sich der Schäfer dieser kleinen Gemeinde auf die Messe vorbereiten konnte. Er spürte, daß Mayra ihm fol-

gte. Er fand die Tür und öffnete sie mit einem winzigen Knarren. Sofort hörte er, daß sie in seine Richtung lief. Offensichtlich spielte sie mit ihm, denn sie machte keine Anstalten ihre Schritte zu verbergen, als sie sich ihm näherte. Hektisch öffnete er das winzige Fenster in der kleinen Kammer und quetschte sich mit einem Stöhnen hindurch. Die Haut über seinen Hüften schabte ab, doch sie erneuerte sich innerhalb von Sekunden. Er fand sich neben einem hölzernen Geräteschuppen wieder, in dem die Gärtnner ihr Werkzeug untergestellt hatten. Atemlos sah er sich um. Da bemerkte er ihren eiskalten Atem auf seinem Gesicht.

»Glaubst du, du könntest mit mir spielen?« gurrte sie und faßte seinen Arm.

Alex zuckte zusammen.

»Warum bist du hier?« fragte er fast tonlos und starrte in ihre kalten grauen Augen.

»Ich war empört über deinen Täuschungsversuch, als wir uns das letzte Mal sahen. Ich forderte deinen Tod vor dem Rat der Altehrwürdigen, aber du hattest mächtige Fürsprecher. Dymas war einer von ihnen, denn er hatte etwas anderes mit dir vor – ich hoffe, es war gut.« Ihre Augen funkelten spöttisch.

»Doch, selbst wenn es dir Schmerzen bereitet hat, wenn es dir wehgetan hat – mein Prinz – so ist die arglistige Täuschung nicht gerächt. Ich werde mir das holen, was ich gefordert habe, deinen Tod.«

Erstaunt sah Alex sie an und trat einen Schritt zurück in die Dunkelheit des Holzschuppens. Doch ihre Hände krallten sich in den Stoff seines Hemdes und rissen es ihm mit einem heftigen Ruck vom Leib. Der Wind umspielte seinen nackten Oberkörper, und Alex wußte nicht, ob dieser oder Mayra es war, die ihn erschaudern ließ.

»Es sei denn«, begann sie versöhnend, und er spürte ihre eisigen Finger auf seiner Haut.

»Es sei denn, du begibst dich ganz in meine Gewalt. Du wirst mein Sklave sein, bis in alle Ewigkeit.«

Stur schüttelte Alex den Kopf.

»Als wenn es einen Unterschied macht, tot oder ewig an dich gefesselt zu sein.«

Sie zog ihn gegen seinen Willen näher zu sich heran. Ihre Fingernägel bohrten sich langsam in seine Haut, bis sein Blut zu fließen begann. Alex' Mundwinkel zuckten verräterisch.

»Ich werde dich zu Tode quälen«, flüsterte Mayra dicht an seinem Ohr. »Bis ich dein zuckendes Herz in den Händen halten kann.« Sie zog mit einem Fingernagel ihrer rechten Hand einen dicken, blutenden Strich über seinen Leib, vom Hals bis zu seinem Gürtel. Dann entkleidete sie ihn fast zärtlich, bis er nackt vor ihr stand.

Alex wußte, daß er nicht die geringste Chance zur Flucht hatte. Sein Herz schlug schmerhaft in seiner Brust. Dröhnte in seinem Kopf.

Mayra umfaßte seine Männlichkeit. Ihre Finger waren wie Stahlklammern. Bereiteten ihm Schmerzen, die er kaum ertragen konnte. Mit einem boshaften Lächeln beobachtete sie, wie Alex' Lider flatterten. Mit einem leisen Stöhnen kippte er nach vorn.

Sie lachte und trat in Alex' rechte Kniekehle, so daß er zu Boden stürzte. Das Knacken der Kniegelenks hallte in seinem Körper.

Er begann zu wimmern. Sie drehte ihn auf den Rücken und versuchte, ihre Hände in Alex' Leib zu graben – ihn zu öffnen. Panisch drehte er sich zur Seite.

»Ich töte dich, mein Prinz«, gurrte sie und faßte in seine Haare.

Ihre eisigen Lippen senkten sich auf seine, und ihre Zähne bohrten sich tief in seine Zunge. Verzweifelt versuchte er, sie abzuschütteln. Doch ihre Hand wanderte unerbittlich wieder zwischen seine Beine. Sie löste sich langsam von seinen Lippen, und Alex stieß einen heiseren Schrei aus.

»Es wird mir ein Vergnügen sein, dich zu entmannen.«

Entsetzt starrte Alex sie an, er fühlte, was sie da tat und stieß sich mit allerletzter Kraft vom Boden ab. Überrascht ließ sie ihn los, und Alex faßte blindlings in die abgestellten Werkzeuge. Seine Hand umklammerte einen Holzstiel, und ehe Mayra sich von ihrer Überraschung erholte, schwang Alex eine große Axt über seinem Kopf. Mit einem gewaltigen Schwung hieb er das geschliffene Metall in Mayras Nacken und trennte ihren Kopf vom Körper. Der Schrei, der sich aus ihrem abgeschlagenem Kopf löste, wollte nicht enden. Verzweifelt griff der kopflose Körper in die Luft, grub die Finger in die weiche Erde, um den Kopf wiederzufinden.

Alex schüttelte sein Entsetzen ab und schoß eine weiße Flamme auf den körperlosen Kopf, dessen Augen ihn vorwurfsvoll anstarrten. Der Kopf ging sofort in Flammen auf.

Ihr Schrei wandelte sich in ein teuflisches Glucksen und erstarb. Alex konnte den Blick nicht von diesem gräßlichen Schauspiel wenden, und so sah er, wie die Konturen des Gesichts unter den Flammen ineinander verliefen. Noch immer versuchte der Körper seinen Kopf zu finden. Mit einem kehligen Knurren stürzte sich Alex auf den zuckenden Leib und hieb ihn mit der Axt in kleine Stücke. Die Flamme erlosch. Und sofort hörten die zerkleinerten Stücke von Mayras Leib auf, zu zucken.

Sie war tot.

Was übrig war von ihrem Körper löste sich innerhalb von Sekunden zu Staub auf.

Alex sank neben den großen und kleinen Staubhäufchen zu Boden und verbarg sein Gesicht an den zum Körper gezogenen Knien. Er weinte. Stand auf, um den Ort dieser grauenvollen Tat zu verlassen, brach zusammen und würgte. Tränen liefen über sein Gesicht, machten ihn blind. Seine Wunden verheilten langsam, doch der Schmerz blieb. Die Bilder hatten sich in sein Gehirn gebrannt, ihre Schreie gellten in seinen Ohren. Alex sah sich um, doch ihr Kampf war unbemerkt geblieben.

Mühsam schleppte er sich davon. Wagte erst nach einer Stunde beschwerlichen Fußmarsches, sich in die Luft zu erheben und nach London zurückzufliegen.

*Ich war erschöpft, meine Augen brannten, und noch immer schmerzten die Wunden, die Mayra mir zugefügt hatte, obwohl sich die Haut darüber längst geschlossen hatte. Mein Körper zuckte unkontrolliert, und ich hatte alle Mühe, ihn in der Luft zu halten. Oh, verdammt, ich hatte wirklich Angst gehabt. Schlotternd landete ich auf dem Rasen, der sich hinter meiner Villa erstreckte und trat durch eine der gläsernen Türen in den geräumigen Salon.*

*Die Spannung löste sich langsam aus meinem Körper, und Erleichterung machte sich breit. Ich hatte sie wirklich besiegt – für immer. Fast hätte ich mich darüber freuen können. Doch dafür war ich noch zu erschöpft. Es war lange her, daß ich um mein Leben hatte kämpfen müssen.*

*Brian hatte meine Ankunft gehört und kam mir entgegen. Er erstarnte, als er das Blut auf meinem Körper sah und roch, daß es meines war, zumindest zum größten Teil.*

**»Was ist nun schon wieder passiert?«**

*Da lächelte ich ihn plötzlich an. »Ich habe die Vergangenheit besiegt.«*

*Brian betrachtete mich kritisch, als hätte ich den Verstand verloren. »Und dafür fast deinen Schwanz geopfert?«*

*»Nicht nur den«, sagte ich grinsend und bemerkte, wie meine Beine nachgaben. Brian umfaßte mich sofort fest und schaffte mich ins Bad, wo ich mir den Schmutz, und das Blut vom Leib spülen ließ.*

*Ich begab mich in Brians geschickte Hände, und ein Grinsen der Erleichterung setzte sich in meinem Gesicht fest und war nicht mehr zu vertreiben.*

*Als Gabriel von der Jagd heimkehrte, warf er einen kurzen Blick in das Badezimmer, in dem Brian hingebungsvoll meinen geschundenen Körper wusch, und ich es ihm mit einem wohligen Knurren dankte.*

*»Oh, Entschuldigung«, sagte er und wischte sich mit einer Handbewegung das Grinsen aus dem Gesicht. »Ich wußte ja nicht ...«*

*»Du kannst ruhig hierbleiben«, sagte ich fröhlich. »Das heißtt, nein, hol' zuerst mal einen guten Wein.«*

*Gabriel sah mich überrascht an, ging dann aber sofort, um das Gewünschte zu beschaffen.*

*»Was ist denn jetzt genau passiert«, fragte Brian und ließ noch einmal heißes Wasser in die Badewanne laufen. Ich streckte mich, griff nach Brians Nacken und zog ihn dicht zu mir heran. Zärtlich drückte ich ihm einen Kuß auf die Lippen.*

»Ich bin dem Sensenmann noch einmal von der Schippe gesprungen, aber es war verdammt knapp.«

»Jemand wollte dich töten? Wer war das?« Brian klang entsetzt.

»Es war Mayra – aber zum allerletzten Mal. – Fürchterliches Gemetzel«, murmelte ich.

»Und – jetzt werden wieder Vampire auftauchen, die dich zur Rechenschaft ziehen wollen?« fragte er und nahm Gabriel, der soeben eingetreten war, die Gläser ab.

»Nein, ich glaube nicht«, sagte ich und lächelte versonnen. Endlich hatte ich den schweren Klotz der Vergangenheit im Fluß des Lebens versenkt. Auf Nimmerwiedersehen.

Brian goß mir ein Glas Wein ein, das ich hastig hinunterstürzte. Sofort nahm er das Glas zurück, um es ein weiteres Mal zu füllen. Dankbar nahm ich es entgegen.

»Warum war sie noch einmal zu dir zurückgekommen?« Auf seiner hübschen Stirn bildeten sich Falten.

»Um mich zu töten«, erklärte ich nüchtern, doch in mir tobten noch die Geschehnisse der letzten Stunden. Gabriel sah mich sprachlos an, doch er erkannte das unruhige Flimmern in meinen Augen.

»Wie hast du sie vernichtet?« fragte Gabriel schließlich, doch ich schüttelte lächelnd den Kopf.

»Das werd' ich euch nicht verraten, denn vielleicht wollt ihr mich eines Tages auch loswerden und dann ...« Ich ließ den Satz offen im Raum stehen.

Brian berührte – plötzlich schüchtern – meinen Arm. Seine Stimme drang in mein Gehirn, obwohl er nichts gesagt hatte. – Ich werde dich immer lieben.

Ich seufzte wohlige. Doch ein Geräusch aus dem Erdgeschoß ließ mich aufhorchen. Brian stand auf, um nachzusehen, woher das Geräusch kam. Auch ich kletterte aus dem heißen Wasser. Gabriel starrte mich einen Moment lang an, dann reichte er mir ein Handtuch. Langsam trocknete ich mich ab. Ich hörte, daß Brian sich mit jemandem unterhielt. Doch als ich die andere Stimme erkannte, lief ein kalter Schauder über meinen Rücken – es war Daniel.

Zornesröte schoß in mein Gesicht, und ich wußte nicht, ob ich mich verstecken oder wutentbrannt auf ihn zustürzen sollte. Daß er es wagte, hier aufzutauchen ...

Ich entschloß mich, ruhig in meinem Zimmer zu warten. Vielleicht hatte Daniel gar nicht vor, mit mir zu sprechen. Gabriel schickte ich nach unten und zog mich selbst rasch an. Hatte Daniel wirklich die Absicht, sich hier blicken zu lassen, wollte ich ihm auf gar keinen Fall nackt gegenüberstehen.

Schließlich hörte ich seine leichten Schritte auf der Treppe. Noch bevor er anklopfen konnte, ließ ich die Tür auffliegen. Da stand er mit seinem altmodischen Umhang, den kurzgeschorenen blonden Haaren und gesenktem Blick.

»Hallo, Alex«, sagte er kaum hörbar.

»Komm rein.« Meine Stimme klang ruhig. »Was willst du? Soll ich dir wieder meinen Arsch hinhalten?«

»Hör auf, Alex«, erwiderte Daniel zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Ich wollte dir sagen, daß es mir leid tut. Ich wollte das nicht.«

»Du lügst«, sagte ich kalt. »Natürlich wolltest du das.«

»Aber doch nicht so«, brach es aus Daniel hervor. »Und das weißt du auch. Dymas hätte mich gezwungen, wenn ich mich geweigert hätte.«

»Ja, ich weiß«, seufzte ich.

»Ich wollte ... ich wollte mich bei dir entschuldigen, Alex. Es tut mir leid. Ich möchte dich nicht als Feind haben.« Daniels Stimme war plötzlich rauh.

Ich trat einen Schritt auf ihn zu und funkelte ihn an. »Du hast einen guten Zeitpunkt gewählt, denn ich habe erschreckend gute Laune.«

Daniel zögerte einen Moment, dann: »Du hast einen Unsterblichen umgebracht. Ich spürte eine Erschütterung, ein plötzliches Ungleich-gewicht.«

Ich lachte. »Du solltest dir ein dickeres Fell zulegen, Daniel – aber du hast recht. Ich mußte um mein Leben kämpfen, und ich habe gewonnen.«

»Und wer hat verloren?« Daniels Augen irrten im Raum umher, er konnte meinen Blick nicht erwidern.

»Mayra«, sagte ich leise, und der Name blieb in der Luft hängen. Erschrocken sah Daniel mich an. Dann schüttelte er den Kopf und pfiff leise.

»Erstaunlich. Na, es ist nicht besonders schade um sie. Aber wenn Dymas das herausbekommt, wird er toben.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Dann wirst du's vielleicht wieder tun.«

Daniel verneinte. »Ich gehe für eine Zeit nach New York. Hat mir ganz gut gefallen da. Außerdem brauche ich mal etwas Abwechslung.«

»Zur Abwechslung wieder zu Lomay?« fragte ich und grinste boshaft. Daniel machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Ist doch gleichgültig, Lomay, Dymas ... oder du. Ihr, die ihr soviel Macht habt, seid doch alle gleich. Ich habe mich daran gewöhnt.« Er zog eine Grimasse.

*Brian hatte leise den Raum betreten.*

*»Ich möchte dich um etwas bitten, Daniel«, sagte er vorsichtig, und Daniel drehte sich zu ihm um.*

*»Um was?«*

*»Melde dich bei mir, wenn Virginia Melkovic ihr Kind bekommt. Du findest sie bestimmt.«*

*Erstaunt sah Daniel ihn an. »Warum interessiert dich sowas?« Ich lächelte. »Es ist sein Kind.«*

*Brian machte auf dem Absatz kehrt und rannte aus dem Zimmer. Daniel starrte ihm nach. »Ich wußte gar nicht, daß er es auch mit Frauen ...«*

*»Es war eine kleine Episode mit ungeahnten Folgen.«*

*Ich gab Daniel die Hand. »Ich wünsche dir viel Glück in New York. Grüß Steven McLane von mir, aber wehe, du krümmst ihm ein Haar.«*

*Daniel grinste matt. »Ich werde mich hüten. Ah, sag mal, kannst du mir nicht Gabriel mitgeben? Er ist wundervoll.«*

*»Er kann gehen, wohin er will. Frag ihn, vielleicht zeigt er dir seine Heimatstadt?«*

*Ich begleitete Daniel nach unten, wo Gabriel wartete. Brian war nirgends zu sehen.*

*Gabriels Augen bekamen einen feinen Glanz, als Daniel ihn fragte, ob er ihn begleiten wolle. Doch ich sah auch die Furcht in seinem Gesicht. Die Furcht, uns zu verlieren.*

*»Du kannst ruhig gehen. Brian und ich – wir werden noch eine ganze Weile in London sein. Du kannst jederzeit zu uns zurückkommen«, erklärte ich sanft.*

*Gabriel trat auf mich zu und schlang seine Arme fest um mich.*

*Es dauerte nicht lange, da hatte er einige Dinge in einen kleinen Koffer gepackt. Er verabschiedete sich von Brian, der sich*

*in seinem Zimmer verkrochen hatte. An der Tür umarmten wir uns noch einmal heftig, dann folgte Gabriel Daniel hinaus in die Nacht. Ich sah ihnen noch lange nach.*

-

Alex betrat leise die Bibliothek. Sie war nach seinen Vorstellungen eingerichtet und nach seinen Wünschen bestückt worden. Für einige der Bücher hatte er ein Vermögen bezahlt, andere waren einfach schon immer in seinem Besitz gewesen – und doch nicht weniger kostbar. Er liebte diesen Ort, es war ein Ort der Ruhe und der Besinnung – und der Stille. Schon immer hatten Bibliotheken diesen ganz besonderen Eindruck in ihm hinterlassen.

Brian hielt ein sehr altes Buch in den Händen, und Alex kam einen Schritt auf ihn zu, um den Titel lesen zu können.

»Uh, Mittelalter«, sagte er dann und lachte.

Brian setzte sich nachdenklich. »Was für eine Zeit.«

»Das kannst du wohl sagen«, erwiderte Alex, entzündete eine Kerze und goß sich einen Schluck Wein ein.

»Was die Menschen damals gedacht haben und – zu was sie fähig waren. Schau dir nur mal diese Folterinstrumente an.« Brian hielt Alex das Buch vor die Nase.

Dieser schob es zur Seite.

»Brian, das ist mir alles nicht ganz fremd.« Wieder lächelte er. »Meiner Meinung nach war es aber nicht die Zeit, die solche Greueltaten hervorgebracht hat, sondern die Menschen. Sie sind auch heute noch zu Gewalt und Brutalität fähig – vielleicht manchmal auf eine etwas subtilere Art und Weise. Aber schau dich doch nur um – gefoltert wird immer noch.«

»Aber sind das nicht nur Ausnahmesituationen – Krieg zum Beispiel?« wandte Brian ein.

»Die einzige Ausnahmesituation, die es auf dieser Welt gibt, ist der Mensch selbst. Er hat einfach den Drang, wie kein anderes Wesen, andere zu beherrschen, zu unterdrücken. Leider ist er so intelligent, daß er ständig versucht, das zu legitimieren. Doch das ist alles völlig unglaublich.«

»Die meistgebrauchteste Legitimation für Gewalt ist der Glauben«, sagte Brian und runzelte nachdenklich die Stirn.

»*Glaubst du?*« fragte Alex und erinnerte sich an ihr erstes Gespräch.

Brian zuckte mit den Schultern. »Gibt es eine Rechtfertigung zu glauben?«

»Der Glaube ist eines der wenigen Dinge auf dieser Welt, die du nicht rechtfertigen mußt. Vergiß' das nicht. Du kannst an Gott – oder wen auch immer – glauben, ohne seine Existenz beweisen zu müssen. Ein solcher Beweis wäre auch jenseits aller Vernunft. Denn selbst, wenn du ihn jemals gesehen hättest, wäre das noch kein Beweis. Woher solltest du wissen, daß das, was du siehst, wirklich existiert. Du machst dir von allem, was du siehst eh nur ein Abbild. Die wahre Existenz der Dinge bleibt unbegreiflich.«

»Kant?«

Alex lächelte. »Ja, ein hervorragender Denker. Auch, wenn ich über seine Texte geflucht habe, denn ich hatte immer den Eindruck, er war volltrunken, wenn er schrieb.«

»Doch warum gibt es den Glauben?« fragte Brian.

»Die Erklärung dafür ist doch simpel: Der Glaube ist ein Halt für die Menschen. Denn sie fürchten den Tod. Der Tod ist dunkel; unklar, was danach passiert. Doch im Glauben finden die Menschen Erklärungen. Erklärungen für den Tod und Hoffnung für die Zeit danach. – Ich sage dir, wer glaubt, braucht nicht zu denken. Das heißt nicht, daß es nicht Denker gibt, die glauben.

Doch wer denkt, der findet seinen eigenen Weg, der *braucht* den Glauben nicht. Der braucht keine alten Bücher, keine befestigten Pfade und niemandem, vor dem er sich rechtfertigen muß – außer vor sich selbst.«

»Doch die Menschen sind nicht bereit, ohne den Glauben zu leben.«

»Sie werden nie bereit sein. Sie sind vielleicht nicht mehr so leichtgläubig wie früher. Oh, früher war es noch viel schlimmer. Du konntest den Leuten sagen, daß Gott in der Mittagszeit den Kirchturm einstürzen läßt, und die Leute versammelten sich, um das Schauspiel zu beobachten.«

Mit einem Blick in sein Buch fragte Brian. »Meinst du, daß der Mensch von Natur aus schlecht ist?«

»Er ist zumindest nicht von Natur aus gut. *Quod erat demonstrandum*. Schwierig überhaupt die Definition von Gut und Böse. Doch was auffällt, ist die Tatsache, daß der Mensch ein Unterdrücker ist. Schau dir an, wie lange der Mann seine Frau unterdrückt hat – und es immer noch tut? – von seinen Kindern ganz zu schweigen. In der Weltgeschichte gibt es nicht viele Stämme mit Matriarchat. Der Mann bezwingt die Frau, nicht weil er intelligenter ist, sondern weil er stärker ist. Seine körperliche Überlegenheit ist der Schlüssel zu allem. Was für ein Unsinn, nach anderen Gründen zu suchen. Der Mensch ist nicht nur Nutzen-maximierendes Wesen, nein – er tut das auch mit Vorliebe auf Kosten anderer. Er versucht zu beherrschen. Seine Familie, sein Vieh, seine Umwelt. Und du wirst immer einen finden, der schwächer ist, einen, der sich beherrschen läßt. Vielleicht auch jemanden, der beherrscht werden möchte.«

»Wir sind nicht anders.«

»Da hast du recht, Brian. Aber wir alle waren einmal Menschen, wenn es auch bei einigen von uns schon sehr lange her ist.«

»Doch was ist mit den guten Menschen? Mit denen, die ihr Leben opfern, um anderen zu helfen«, wandte Brian ein.

»Das ist schwierig zu erklären. Wenn du dem Menschen positiv gegenüber eingestellt bist, könntest du sagen: eine rühmliche Ausnahme von der Regel, oder aber ein Wegweiser in die richtige Richtung. Aber du kannst natürlich auch sagen, daß auch das Helfen, das Sich-opfern eine krankhafte Form des Egoismus ist. Der Dank sei ihm gewiß, nicht wahr? Wahrscheinlich setzt sich die helfende, soziale Bevölkerung aus beiden Teilen zusammen.«

»Hast du nicht einmal in deinem Leben versucht, die Menschheit zu verändern?«

Alex lachte leise. »Nein, was für eine verrückte Idee. Mit welchem Recht hätte ich das tun sollen? Die Menschheit oder sagen wir, die ganze Erde folgt einem eigenen Rhythmus. Eine große Maschinerie, die sich verselbständigt hat. Vielleicht kannst du Winzigkeiten verändern, wenn du eingreifst. Doch meiner Meinung nach, ist es das Beste, wenn du schaust, daß in deinem kleinen Wirkungskreis, in deiner Umgebung alles glatt läuft. Mit deinem eigenen Leben mußt du klarkommen, ohne deinem Nachbarn auf die Füße zu treten – es sei denn, er hat es verdient.«

»Also doch der Wolf, der sich sein Leben lang in einem Schafspelz verstecken sollte?« Brian ließ sich in den Sessel zurückfallen.

Alex lachte wieder. »Ja, warum auch nicht?«

»Aber worauf läuft alles hinaus, was ist das Ziel von all dem?«

»Der Weg ist das Ziel«, antwortete Alex. »Ich glaube, Aristoteles hatte recht. Es steckt nicht mehr dahinter, und man sollte nicht mehr hinein-interpretieren.«

»Findest du das nicht deprimierend?« fragte Brian nachdenklich.

Überrascht sah Alex ihn an.

»Nein, im Gegenteil. Ich finde es erleichternd. Es gibt dem Leben einen Sinn, denn du arbeitest ständig an deinem Leben, an dir selbst. Du bist ja immer auf diesem Weg, bist ständig in Bewegung. – Mich befreit dieser Gedanke.«

»Aber – wenn kein größeres Ziel am Ende steht, dann lebt man doch für ... Nichts«, sagte Brian, und eine kleine Falte bildete sich zwischen seinen Augenbrauen.

»Doch, lieber Brian. Du lebst nicht für einen höheren Zweck, das Leben ist Zweck an sich. Es ist die unerträgliche Leichtigkeit des Seins, nicht wahr?«

Nach einer Weile nachdenklichen Schweigens fragte Brian: »Was passiert, wenn die Welt nicht mehr existiert? – Was geschieht dann mit uns?«

»Gedanken zur Jahrtausendwende? – Es ist immer das gleiche. Kaum steht ein solcher Zahlenwechsel an, flippen alle aus. Dabei interessiert sich die Welt nicht dafür, daß der Mensch ihr Zahlen aufgedrückt hat. Meinst du, die Welt weiß, daß eine Jahrtausendwende ansteht? – Aber du hast recht: durchaus interessant zu erfahren, was dann mit uns passiert. Willst du meine Theorie hören?«

Brian nickte.

»Ich denke, die, die stark genug sind der Sonne zu widerstehen – gesetzt den Fall, es gibt die Sonne noch – werden in einem ewigen Schlaf im Weltraum umhertreiben, bis sie einen Planeten find-

en, der ähnliche Bedingungen, wie die Erde aufweist. Mit Lebensformen, die Blut produzieren. Das kann unendlich lange dauern, aber so wird es sein. Es gibt keine andere Möglichkeit, denn sterben können wir nicht.«

Brian seufzte. »Der Weltraum, unendliche Weiten ...«

Alex grinste schief. »Welch philosophischer Abschluß dieser Diskussion.«

Lange Zeit saßen sie noch schweigend beieinander und hingen ihren Gedanken nach. Schließlich stand Brian auf, die Grautöne des anbrechenden Tages trieben ihn zur Ruhe.

In der Tür drehte er sich noch einmal zu Alex um und sagte: »Aber die Menschen sind doch trotz allem wundervoll.«

Alex lachte leise. »Ja, ich möchte sie nicht missen.«

Die Kerze brannte noch lange, nachdem sie das Gespräch beendet hatten.

Der Sommer in England war wundervoll. London blühte förmlich auf, die Nächte waren angenehm lau. Und nicht nur London ging es prächtig, nein, auch mir. Ich fühlte, wie das Leben mich wieder auf Händen trug. Gabriel war mit Daniel nach New York abgereist, wollte jedoch in ein paar Tagen wiederkommen.

Brian war auf dem besten Wege, sich zu erholen. Er war ziemlich erschöpft gewesen, emotional und körperlich. Sein Körper veränderte sich unablässig, jeden Tag mußte er aufs Neue lernen, seine Fähigkeiten zu beherrschen.

Sein erstes Jahr als Vampir hatte ihn sehr viel Kraft gekostet. Vielleicht hatte er sich aber auch das Leben mit mir einfacher vorgestellt? Vom Kreis von Merrick hatte ich nichts mehr gehört, seit Brian und ich das Hauptquartier abgebrannt hatten, was allerdings nichts heißen mußte. Es gab noch Mitglieder – etwas anderes zu glauben, war lächerlich. Aber die Vernichtung ihres Koordinationszentrums, und der Tod ihres Oberhaupts hatte sie zerstreut, aus dem Konzept gebracht. Wir konnten uns auf einige Zeit der Ruhe einstellen.

Ich sah Brian am Ufer der Themse, die sich dunkel und träge unter den Brücken Londons durchschlangelte, als wäre sie müde. Die Nacht war angenehm warm, und doch schien er zu frösteln. Er stützte sich mit nackten Ellenbogen auf eine der grauen Mauern, die den Weg des Flusses säumten. Seine Schultern zuckten leicht, und als ich näher kam, sah ich die roten Tränen, die an seinen

*Wangen herunterflossen und sein T-Shirt verfärbten. In seiner Hand knüllte sich ein Brief.*

*Ich trat an ihn heran und legte den Arm um seine bebenden Schultern. Brian erschrak, doch als er mich erkannte, reichte er mir wortlos den zerknitterten Brief.*

*Ich strich ihn glatt und erkannte Daniels markante Handschrift. Ich lächelte leicht, denn ich erinnerte mich, wie schwer es für Daniel gewesen war, als Mensch das Schreiben zu erlernen. Doch Lomay hatte darauf bestanden, daß er es lernte. Er war unerbittlich gewesen. Ich las:*

Lieber Brian,

New York ist großartig – dank Gabriel?! Er wird jedoch bald wieder bei Euch sein. Ich habe das Mädchen gefunden, Virginia M. – sie ist wunderschön. Ebenso ihr Kind, ein Junge. Sein Name ist Julian. Sie hütet ihn wie ein Staatsgeheimnis. Er hat Deine Augen – und sie weiß es. Smaragdgrün, kleine Edelsteine.

Grüße an Alex – vielleicht hat er mir schon verziehen?

Daniel

*Ich gab Brian den Brief zurück. »Was bedrückt dich so sehr?« fragte ich leise. Sein Kummer tat mir weh.*

»Möchtest du bei ihnen sein?«

*Brian schüttelte den Kopf.*

*»Sie würde mich hinausschreien«, sagte er rauh und wischte mit einem Arm die Tränen aus seinem Gesicht.*

»Willst du deinen Sohn sehen?«

*»Ich weiß nicht.« Er räusperte sich.*

»Es ist alles so fern. Es ist nicht mehr mein Leben. Dieser Brief ist sozusagen der Abschied. Das Leben geht weiter, aber die Uhren ticken anders für uns. Der Kleine ist ein Teil von mir, aber ein Teil aus einem anderen Leben.«

»Du trauerst um dein menschliches Leben?« fragte ich, nicht erstaunt.

»Möglichlicherweise«, antwortete Brian vorsichtig. »Ein Teil von mir ist gestorben. Vielleicht lebt es ja in dem kleinen Knirps weiter.«

»Möchtest du noch ein bißchen allein sein, um nachzudenken, zu trauern?«

Ich sah, wie seine Schultern sich strafften. Seine grünen Augen blitzten.

»Nein, genug Trübsal geblasen. Laß' uns ans Meer fliegen.«  
Ich lächelte versonnen.

»Weißt du, Hephaistion, ich liebe das Meer. Habe es schon immer geliebt. Wildheit und Grausamkeit – ein unnachgiebiger Herrscher über die Menschheit.«

Brians Augen strahlten machtvoll. Edelsteine in der hellen Sommernacht. Eine heiße Welle der Zuneigung erfaßte mich. Brian senkte seinen Blick.

»Ich weiß, mein König.«

## Ende des ersten Buches

